

Heimat am Inn

Begründet von Anton Dempf

Jahrgang 1951

Stadtarchiv Wasserburg a. Inn

FZ

HaI

13

er Bayerisches Volksblatt, Rosenheim

Heimat am Inn

Begründet von Anton Dempf

Jahrgang 1951

Stadtarchiv Wasserburg a. Inn

FZ

Hal

13

erbauerisches Volksblatt, Rosenheim



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheim

Jahrgang 1951

Januar/Februar

Nummer 1/2

Zum Geleit

Nach langen eingehenden Verhandlungen ist die Herausgabe der Heimatzeitschrift „HEIMAT AM INN“ dank der tatkräftigen Unterstützung des Oberbayerischen Volksblattes Rosenheim Tatsache geworden. In vertrauensvoller Zusammenarbeit des Heimatbundes Mühldorf, des Heimatvereins Wasserburg, des Historischen Vereins Aibling und der Heimatfreunde Rosenheim wird sich die Redaktion, deren Sitz nach Uebereinkommen sich in Wasserburg befindet, die Heimatgeschichte und Heimatpflege angelegen sein lassen.

Ebenso wie in den Archiven in Stadt und Land noch ungehobene Schätze liegen, deren Hebung aus historischen, aber auch aus heimatpflegerischen Gründen von außerordentlichem Wert ist, gilt es, die heimatliche Gesinnung unserer Landsleute zu wecken und zu fördern. Dementsprechend wird die „HEIMAT AM INN“ diesen beiden so wichtigen Aufgaben gleicherweise gerecht zu werden bemüht sein.

Die tatkräftige Mitwirkung der Vereine, ihrer Mitglieder, der Heimatfreunde, berufener Heimatschriftsteller und -forscher ist die Voraussetzung, daß die „HEIMAT AM INN“ ihrer angestrebten Aufgabe gerecht wird. Sie alle werden hiermit freundlichst zur Mitarbeit aufgefordert.

Die „HEIMAT AM INN“ erscheint monatlich einmal als achtseitige Beilage in einem Drucksatz, der es gestattet, daß die Blätter gefalzt und gebunden am Ende eines Jahres ein Büchlein von bleibendem Wert darstellen.

Die Redaktionsanschrift der „HEIMAT AM INN“ ist: Josef Kirmayer, Wasserburg am Inn, Tränkergasse 1/III.

Das Redaktionskollegium des Heimatvereins Wasserburg am Inn besteht aus den Herren: Stud.-Prof. a. D. Josef Kirmayer, als verantwortlicher Redakteur, Theodor Heck, amtlich bestätigter Heimatpfleger für den Landkreis Wasserburg, Hans Christian Kobe, Schriftsteller.

Der 1. Vorsitzende des Heimatvereins Wasserburg
gez.: Stulberger
Landrat

Heimat ist heute nichts Selbstverständliches mehr. Die Welt ist in schreckliche Bewegung geraten. Viele, die glaubten, ihr Besitz und ihre Heimat sei etwas Verbürgtes und von niemand Bestrittenes, wurden vertrieben und mußten sich eine neue Heimat suchen. Auch für die, die das Glück haben, am alten Ort und im gleichen Land leben zu dürfen, bestehen Heimatgefahren. Wirtschaft und Technik, aber auch ein Nachlassen der inneren seelischen Kraft bedrohen die Heimat und die Schönheit ihrer Landschaft und den Zauber ihrer alten Städte und Dörfer. Wir wissen, daß Leben Bewegung und Veränderung bedeutet und wir Heimatleute sind nicht so töricht, daß wir glauben, die Welt müsse stillstehen und alles müsse so bleiben, wie es immer gewesen ist. Aber wir kennen auch sehr genau die Werte und die Kräfte, die in der Heimat liegen und die nach wie vor lebenskräftig und lebensfördernd sind. Vor unseren inneren Augen steht ein schönes und edles Bild der Heimat, so wie es einmal gewesen ist vor den Zerstörungen, die die letzten hundert Jahre angerichtet haben. Nicht überall sind aber dieselben gleich stark und der Inn und seine Landschaft ist heute noch eine herrliche Heimat. Gerade dort ist es deshalb ernste und hohe Pflicht, das äußere Bild der Heimat so edel und schön wie möglich zu erhalten und da, wo Altes wirklich fallen muß, gutes Neues an die Stelle zu setzen. Das gilt von Stadt und Land, vom Bauernhaus und Bürgerhaus wie von Kirche und Schloß und allem, was uns die heimische Landschaft und Siedlung zu zeigen vermag.

In diesem Kampf um die Heimat kommt den Tageszeitungen eine große Möglichkeit und daher eine große Pflicht zu. Der neuen, wiedererstandenen Beilage, die sich in den Dienst der Heimatforschung und Heimatpflege stellen will, wünschen wir ein gutes Gelingen und eine aufmerksame Leserschaft

gez. Dr. J. M. Ritz

Direktor des Bayerischen Landesamtes
für Denkmalspflege

Vorsitzender der Landesstelle für Volkskunde

Rosenheims Gericht im 19. Jahrhundert

Von Dr. Fritz v. Daumiller, München

Das alte Pflegegericht Rosenheim, dessen Beamte sich bis zum Jahre 1511 zurückverfolgen lassen und das 1604 (Privileg vom 2. Januar 1604) an den Markt Rosenheim die niedere Gerichtsbarkeit abgeben mußte, wurde wie die übrigen Pflegen durch Dekret vom 20. März 1799 aufgelöst. An seine Stelle trat ein provisorisches Landgericht, das Franz Josef Wetzstein, der bereits seit 1776 für den eigentlichen Pfleger Maximilian V. Graf v. Preysing als Pflegskommissär die Pflege verwaltet hatte, übertragen und von diesem bis 1803 betreut wurde. In diesem Jahre wurde anlässlich einer größeren Gerichtsumorganisation das Landgericht Rosenheim aufgehoben, sein Bezirk dem definitiv errichteten Landgerichte Aibling, mit dem Sitz in Aibling, zugeschlagen, das nunmehr mit Ausnahme derjenigen Teile, die mit den Landgerichten Miesbach und Fischbach vereinigt wurden, die bisherigen Landgerichte Rosenheim und Aibling umfaßte. Der bisherige provisorische Landrichter von Aibling, Wolfgang Schmid, wurde als Landrichter bestätigt, der bisherige Landrichter von Rosenheim in den Ruhestand versetzt.

Die Aufgaben der Landgerichte hatten auch nach dieser Umorganisation gegenüber dem früheren Rechtszustande keine Veränderung erfahren; es oblag ihnen nicht nur die Rechtspflege, sondern auch die Besorgung der Verwaltungsgeschäfte im weitesten Umfange. Beide standen dem Landrichter zu, während zur Einnahme und Verrechnung der Staatsgefälle ein oder zwei Rentbeamte in jedem Landgerichte angestellt werden sollten. Die Befugnisse der Landrichter und Rentbeamten waren genau abgegrenzt, es bestand zwischen beiden keinerlei Abhängigkeitsverhältnis. Zur Unterstützung des Landrichters diente der Aktuar, der dem Landrichter untergeordnet war, ihn bei Abwesenheit oder gesetzlicher Verhinderung vertrat, weshalb Aktuar nur werden konnte, wer die Befähigung zum Richteramt besaß. Weiter gehörte zu jedem Landgerichte das erforderliche Schreibpersonal, das sich der Landrichter selbst auswählen konnte, ferner ein Gerichtsdiener mit der ausreichenden Zahl von Knechten, deren Obliegenheiten u. a. in der Betreuung der Fronfeste, Anzeige und Verhaftung der Uebeltäter sowie in der Vollstreckung der Strafen, die nicht aus Leben gingen, bestanden. Zur Sicherung einer möglichst unabhängigen Tätigkeit der Beamten wurde ihnen jeglicher Bezug von Spornen und Taxen, welche die Staatskasse verrechnete, verboten. Als Entschädigung hierfür sollten Richter, Aktuar, Schreibpersonal, Gerichtsdiener und dessen Knechte eine Besoldung erhalten, die für den ersteren neben einer Geldsumme in dem Recht auf freie Wohnung, 16 Klafter Holz, 24 Schäffel Haber jährlich, sowie auf Reisediäten in Parteisachen bestehen sollte.

Rosenheims Bürgerschaft war mit der Verlegung seines Gerichtes nach Aibling nicht einverstanden und suchte baldigst wieder in den Besitz eines Landgerichtes zu kommen: „Unser Ort ist durch eine Reihe politischer Unfälle so tief gesunken, daß sein Bild der Beobachter zum bitteren Staunen hinreißt“. In der Tat wurde den Bürgern auf ihr Gesuch eröffnet, daß bei einer allenfalls erfolgenden Veränderung darauf „geeigneter Bedacht“ genommen werde. Den Anlaß zu einer solchen Veränderung brachte schon die nächste Zeit. Durch den Frieden von Preßburg (30. Dezember 1805) war Tirol zu Bayern gekommen und der Grund für eine besondere Landgerichtsbestellung zu Fischbach weggefallen. Im Jahre 1807 wurde deshalb das Landgericht Fischbach mit dem Landgerichte Aibling, von dem einige Gebiete abgetrennt wurden, vereinigt und der Sitz dieses neuen Gerichtes

nach Rosenheim verlegt. Landrichter von Rosenheim wurde der bisherige Landrichter von Fischbach und ehemalige salzburgische Hofmarksbeamte zu Wasentegernbach, Josef v. Klöckel, zum Rentbeamten der bisherige Rentbeamte Raimund Stecher ernannt, während der Landrichter von Aibling in den Ruhestand versetzt wurde.

Maßgebend für diese Anordnung mag neben der zentraleren Lage Rosenheims auch der Umstand gewesen sein, daß der Markt sich bereit erklärt hatte, einem Landrichter „unentgeltlich oder wenigstens ohne große Beschwerde des allerhöchsten Aerars“ eine angemessene Wohnung zu verschaffen. Freilich war die Verwirklichung dieses Versprechens für die Gemeinde eine schwere Belastung. Es galt zunächst, ein geeignetes Haus ausfindig zu machen, außerdem aber auch die hierfür notwendigen Geldmittel aufzubringen. Schließlich kam am 7. Oktober 1807 zwischen dem Markte einerseits und dem Bürgermeister und Eisenhändler Bernhard Quirin Plest andererseits ein Vertrag zustande, in dem dieser sein „Haus am Platz nebst dem in der Hafnergasse gelegenen Stadel und Garten“ um 6500 fl. an den Markt verkaufte (in dem Haus befindet sich heute die Bayerische Vereinsbank). Die Finanzierung wurde durch Aufnahme mehrerer Darlehen ermöglicht, deren Rückzahlung sich viele Jahre verzögerte. Als Klöckel Ende Oktober 1807 das Haus noch nicht beziehen konnte, drohte er, vom 1. November an auf Kosten der Marktgemeinde im Gasthaus zu bleiben, wenn „keine thätigeren Anstalten geschehen“ sollten. Seine Ver Stimmung scheint jedoch in Bälde geschwunden zu sein: „Mit besonderer lebhafter Empfindung“ dankte er sich kurz darauf für die anlässlich seiner Ankunft und der amtlichen Einsegnung erwiesenen Ehren und gab der Hoffnung Ausdruck, das Vertrauen der Bürger zu gewinnen.

Durch das organische Reskript vom 26. März 1806 wurde den Städten und Märkten die alte Verfassung sowie die Gerichtsbarkeit grundsätzlich genommen und diese den Stadt- und Landgerichten, jene (bis 1818) der (Kgl.) Kommunaladministration übertragen. Stadt-, Land- und Patrimonialgerichte waren als Untergerichte erste, Appellationsgerichte zweite und das Oberappellationsgericht in München dritte und letzte Instanz. Patrimonialgerichte insbesondere übten in ihrem Bezirke die nichtstreitige Gerichtsbarkeit aus, in allen streitigen Zivil- oder Polizeisachen waren die königlichen Gerichte die allein zuständigen Behörden. Zum Vollzug kam dieses Reskript allerdings erst im Jahre 1808, in dem am 8. Oktober in einem feierlichen Akte die Gerichtsbarkeit des Marktes Rosenheim an den Kgl. Landrichter übertragen wurde.

Durch Verordnung vom 21. Juni 1808 wurde Bayern in 15 Kreise eingeteilt. Rosenheim kam zum (11.) Salzachkreis mit der Hauptstadt Burghausen. Das Appellationsgericht München war das für Rosenheim zuständige Gericht der zweiten, das Oberappellationsgericht in München das Gericht der dritten Instanz.

Gemäß Verordnung vom 4. März 1809 erhielt das Landgericht Rosenheim wie die meisten Landgerichte kollegiale Verfassung (für die Zivilrechtssachen), und war demzufolge von diesem Zeitpunkt an bis auf weiteres mit zwei Landgerichtsassessoren als weiteren richterlichen Beamten besetzt.

Bei einer Neueinteilung des Landes Bayern im Jahre 1810 in 9 Kreise wurde Rosenheim dem Isarkreis zugeteilt. Als Appellationsgericht und Oberappellationsgericht war auch in der Folgezeit München zuständig.

Die Amtsdauer des Landrichters v. Klöckel war

Der Aiblinger Bildhauer Josef Götsch

Von Geistlichem Rat Jakob Albrecht, Pfarrer zu Bad Aibling

Im 18. Jahrhundert war unser altbayerisches Land reich an Künstlern, wie die aus dieser Zeit stammenden herrlichen Klöster und Kirchen beweisen. Die Baumeister Johann Michael Fischer und Dominikus Zimmermann, dessen Bruder Johann Baptist Zimmermann, gleich groß als Maler wie als Stukkateur, das Brüderpaar Egid und Quirin Asam, die Bildhauer Johann Straub und Ignaz Günther sind zu großer Berühmtheit gelangt. Außerdem gab es aber auch auf dem flachen Lande tüchtige Meister, die ganz bedeutende Werke schufen und so ihren Namen verewigten. Zu diesen gehört auch ein Aiblinger Bildhauer, namens Joseph Götsch. Er war am 28. April 1729 in Längenfeld im Oetztal geboren und scheint schon recht frühzeitig nach Bayern gekommen zu sein und bei den bereits genannten Bildhauern in München seine Ausbildung genossen zu haben. Am 28. Mai 1759 heiratete er in Bad Aibling die Elisabeth Grabmayr, Bauers-tochter von Graben, die ihm drei Kinder schenkte, aber nach etwa 13 Jahren starb. Anfangs 1775 ist Götsch bereits zum zweiten Male verheiratet mit einer Eva Rosina Niggel, deren Bruder Michael ein Aiblinger Metzger war. Da weder der Tod seiner ersten Frau noch seine zweite Verheiratung in den Aiblinger Pfarrbüchern eingetragen ist, scheint Götsch, wenn er auswärts längere Zeit beschäftigt war, seine Familie dahin mitgenommen zu haben.

An Arbeit hat es Götsch nicht gefehlt. Es wird ihm schon die Bildhauerarbeit an den in der Kirche zu Sölden im heimatlichen Oetztal befindlichen Altären, die im Jahr 1752 gebaut wurden, zugeschrieben. Mit großer Wahrscheinlichkeit wird er als Mitarbeiter bei der Anfertigung der vier Relieftafeln in der Karmeliterkirche zu Reisch genannt. Aber auch in seiner Heimat hatte Götsch Gelegenheit, seine Kunstfertigkeit zu zeigen; denn gerade damals wurde die Aiblinger Pfarrkirche verlängert und im Rokokostil umgestaltet. Sie erhielt neue Altäre, als deren Schöpfer man wohl unseren Götsch betrachten kann, zumal auf der Rückseite des Altarblattes auf dem rechten Seitenaltar die Notiz zu lesen ist: „Diesen Altar hat Anno 1761 der geistliche Herr Johann Michael Gampeil, zur Zeit Kooperator in Aibling, durch Herrn Josef Götsch, Bildhauer allhier, per 200 Gulden machen lassen und durch Herrn Blasi Vicelli, dormal kurfürstlich privilegierten Maler zu München per 200 Gulden fassen und durch Martin Heigl, kurfürstlich pri-

verhältnismäßig kurz: Im Jahre 1816 wurde er bereits in den zeitlichen Ruhestand versetzt. In den wenigen Jahren seiner Tätigkeit in Rosenheim hatte er sich jedoch mit solcher Liebe der Erforschung seines Bezirkes gewidmet, daß er 1815 ein Bändchen „Rosenheim mit Heilquelle und Umgegend“ herausgeben konnte. Klöckel hat sich mit diesem Werke, das neben einem geschichtlichen Rückblick wohl die erste eingehendere Beschreibung des Marktes Rosenheim unter besonderer Berücksichtigung des Kaiserbades sowie eine Schilderung des gesellschaftlichen Lebens, der Fürstenbesuche, einzelner Familien u. a. enthält, ein dauerndes Denkmal gesetzt. Durch die Benennung einer Straße nach ihm hat die Stadtgemeinde Rosenheim in neuerer Zeit Klöckel, der bereits 1807 als „Beförderer“ der Schutzpocken-Impfung öffentlich „belobt“ worden war und 1813 dem Markte Rosenheim auch eine Feuerlöschordnung gegeben hatte, besonders geehrt.

(Forts. folgt.)

vilegierten Maler zu München, dieses Blatt malen lassen.“ Von Götsch stammen die verschiedenen Statuen, die in der Aiblinger Pfarrkirche aus dieser Zeit noch vorhanden sind, nämlich die Kreuzigungsgruppe und die Statue des hl. Johann Nepomuk, ferner jene Statuen, die im Lauf der Zeit verschwunden sind, nämlich die der beiden hl. Johannes und der Apostelfürsten. Von diesen sind die Statuen des hl. Johannes des Täufers und des hl. Apostels Paulus vor etwa 30 Jahren in den Besitz des Nationalmuseums in München übergegangen.

Da die Altäre zu Wilparting, die im Jahre 1759 geschaffen wurden, hohe Aehnlichkeit mit den Aiblinger Altären aufweisen, darf man mit Grund vermuten, daß sie aus der Hand des Götsch hervorgegangen sind. Doch den schönsten und einträglichsten Auftrag hatte er in den Jahren 1761 und 1762 in der Abteikirche zu Rott am Inn auszuführen, welche unter der Oberleitung Günthers eine völlig neue Inneneinrichtung erhielt. Außer den beiden nach Norden und Süden gerichteten Seitenaltären stammen von ihm die meisten der übrigen Seitenaltäre, die Kanzel und die Beichtstühle. Alle diese Arbeiten stehen auf einer beachtlichen Höhe und brachten dem Künstler auch klingenden Lohn, nämlich 750 Gulden, eine für die damalige Zeit nicht geringe Summe. Wir finden unseren Meister ferner in anderen Kirchen tätig, so in Söllhuben und in Grainbach auf dem Samerberg, wo die beiden Seitenaltäre, die von den dortigen Filialisten im Jahre 1768 gestiftet wurden, wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Rotter Altären unverkennbar auf Götsch als ihren Meister hinweisen. Ebenso sind aus seiner Hand hervorgegangen die beiden flotten Seitenaltäre in der Kirche zu Vogtareuth. Wenn es auch in der dortigen Kirchenrechnung von 1772 nur heißt, daß für den Sebastiansaltar dem Aiblinger Bildhauer 150 Gulden bezahlt wurden, wenn also kein Name genannt ist, so besteht doch kein Zweifel, daß unter diesem Aiblinger Bildhauer unser Josef Götsch zu verstehen ist. Weiterhin hat Götsch in dem kleinen, an der Straße liegenden Kirchlein zu Redenfelden und in der Pfarrkirche zu Zell im Zillertal gearbeitet.

Man möchte meinen, Bildhauer Götsch müßte ein wohlhabender Mann gewesen sein, da es ihm an Arbeit und damit auch an Verdienst nicht gebrach. Dem aber war nicht so. Wohl besaß er mindestens seit 1770 ein Haus auf dem Gries, allein bereits im Januar 1781 war er der vielen Schulden wegen gezwungen, es zu verkaufen. Da wir von 1775 an keine Arbeit mehr von ihm nachweisen können, ist es möglich, daß entweder schlechter Geschäftsgang oder beginnende Kränklichkeit die Schuld an seiner Verarmung trugen. Er starb am 21. November 1793, anscheinend vom Schlag getroffen, weil es im Sterbebuch heißt, er sei nach empfangener Absolution plötzlich verschieden. Seine Frau starb am 14. April 1804 als Kindsmagd beim Duschlbräu. Sein einziger Sohn Johann Georg trat nicht in die Fußstapfen seines Vaters, sondern wurde Schäffler. Von den beiden Töchtern ist uns das weitere Schicksal der älteren, namens Maria Barbara, unbekannt, während die jüngere, Ursula, im Jahre 1823 als Insassin des hiesigen Armenhauses im Alter von 54 Jahren starb. So waltete ein tragisches Schicksal über der Familie dieses hochbegabten einheimischen Künstlers.

„Schiffsleut ahe . . .“

Innschiffahrt in alter Zeit von Lorenz Strobl

Der alte Ländhüter fährt auf dem Sonnenbakerl vor dem kleinen Fischerhäusl am Inn aus dem Mittagsschlaf. Reibt die müden Aeugl. Blinzelt in die heile Sonn'. Ein Lärmen und Spektakeln hallt von fern den Fluß herunter. Rückt immer näher und näher. Ein Schiffszug kommt. Wie Lauffeuer springt die Nachricht durch die stillen Winkelgassen des Städtleins.

„Schiffsleut kömma . . . Schiffsleut . . .!“

Die Buben und Dirndl rennen. Weibsleut und Mannsvolk hintennach. Polizeisoldaten und Bürgerwehr. In den Ratsstuben wird die Sitzung abgebrochen. Der Huterer und Lederer, der Binder und Säckler werfen beim „Bräu“ ihre Spielkarten zusammen. Der Bäckergeßel vergißt das Salz im Brezenteig. Rumpelt auf und von der Arbeit davon.

„Schiffsleut kömma . . . Schiffsleut . . .!“

Immer näher gellt das Peitschenknallen. Hellau wiehern die Rösser im Zug und die Schiffsleute sakramentieren wie eine Horde wilder Teufel, wie die Reitersknecht vom Gustav Adolfus selig im Schwedenkrieg. Die halbe Stadt drängt sich auf der Brücken zusammen.

Die Grundbesitzer stehen an der Länd. Ballen die Fäust im Hosensack. Da gibt es wieder allerhand zu rankeln und streiten mit den groben Roßknechten, die rücksichtslos ihre Wiesen und Aecker zerstampfen und zugrunde richten.

„Wärens net grob, wärn's koa rechte Schiffs-knecht net!“

Das erste Schiff biegt um die Flußreib. Taucht hinter den Erlen und Felberstauden auf. Steuert mitten im Fluß. Langsam und gemächlich folgen die übrigen hindreïn. Sind ausgerichtet wie am Schnürchen. Mächtige Felstrümmen sperren oft die Wasserstraße. Rechte Fahrt heißt es halten und nicht abweichen vom Kiel des Leitschiffes.

„Pitsch, patsch . . . pitsch, patsch . . . links, rechts . . . links, rechts . . . eins, zwei . . . eins, zwei . . .“, klatschen im Takt die breiten Ruderschauteln in das Wasser.

Breite Eisenketten laufen von den Schiffen an das Uter. Schwere Rösser sind an die Wagscheite gespannt. Dem Vorderreiter bricht der Satteltgaul durch den Kies und weichen Sand.

„Haboda . . . haboda . . . vorwärts, vorwärts . . .“, schreien die nachkommenden Roßknechte. Die eiserne „Zwieselkette“ reißt Baum und Strauchwerk, fegt die halbe Böschung mit. Schwere Steine plumpsen in das Wasser. Die Grundbesitzer protestieren, drohen. Die Schiffs-knecht achten wenig darauf. „Lassachi . . . lassachi . . . schneller, schneller . . .“, brüllen die Schiffs-knechte durch die hohlen Hände von ihren Plätten zum Roßtrieb hinüber.

So werkeln und keuchen, schnauben und stampfen die vierzig bis fünfzig Gäule auf dem „Treibweg“ (von Getreide) oder dem „Huischlag“ langsam den Inn aufwärts.

„Hü hött . . . wüsta höh . . . Krampen, bockstarrer . . .“

Weißer Schaum flockt von den Beißketten der Gäule auf den heißen Kies. Eine Wolke von Mücken und Bremsen umschwärmt den lärmenden Pferdewagen. Holz, Südfrüchte, Wein und Erz hatten sie vom Welschland und Tirol nach Ungarn, bis Pest hinunter verfrachtet. Bringen dafür 2500 Scheffel Getreide, Tabak und Gerbrinde zurück.

Und wieder bricht dem Stangenreiter der Handgaul durch den lockeren Kies. Mit einer langen Stange hat der Knecht den Boden auf Tragfähigkeit zu proben und zu prüfen. Bis zum Bauch steht der

Rapphengst im Wasser. Bäumt sich auf. Schlägt und beißt.

„Gietlarafla . . . gietlarafla . . . langsamer, langsamer . . .“, geht das Kommando durch die Roßknechtkeiten. Wie mit dem Pferdeleib verwachsen, hocken die rauhen Kerle in den Sätteln. Schwingen die langen Lederpeitschen an den kurzen Stielen knallend über ihren Köpfen.

„Loß ahe . . . loß ahe . . . weiter, weiter . . .“ drängen die Schiffsleut und halten geradewegs auf die Brücken zu.

Schiffsmeister und Schiffsgesellen gehören allesamt der Schiffergilde an, die mit besonderen Rechten und Privilegien ausgestattet war. Die Aufnahme in die Gilde wurde nach einer Prüfung durch die Taufe im Inn vollzogen. Der Geselle mußte verstehen, mit gefetteten Schweinhäuten im Notfall schnellstens die Löcher im Schiffe zu verstopfen, mußte mit dem Hand- und Steuerruder gleich gut umgehen können, mußte ein schickliches Mannsbild sein. Dagegen wurde jeder Zunftgenosse von der Gilde bei Krankheit, Not und Unfall unterstützt.

„Loß heyda . . . loß heyda . . . halt, halt . . .“

Die Rösser verschnaufen eine kleine Weile. Die Knechte tatscheln die fliegenden Flanken. Prüfen Sträng und Ketten. Sehen im Geschirrzug nach. Gefährlich ist immer wieder die Fahrt durch das Brückenloch.

„Haboda . . . haboda . . . vorwärts, vorwärts . . .“

„Lassachi . . . lassachi . . . schneller, schneller . . .“

„Gietlarafla . . . gietlarafla . . . langsamer, langsamer . . .!“

„Loß ahe . . . loß ahe . . . weiter, weiter . . .!“

Ein richtiges Kauderwelsch haut durcheinander mit italienischen, ungarischen, bayerischen und Tiroler Brocken, denn von all diesen Ländern waren die Schiffsleut gedungen. Mußten auch beim Ein- und Verkauf der Waren als Dolmetsch dem Schiffsmeister beispringen.

„Jetzt kommen sie an die Brücken . . .!“

„Eins, zwei . . . eins, zwei . . .“ die Ruderknechte werken. Wie Kreuzerstrick schwellen ihre Muskeln und Sehnen an den nackten, sonnverbrannten Armen.

„Eins, zwei . . . eins, zwei . . . links, rechts . . . links . . .“

„Hurra, hurra“, winken und jubeln die Buben und Dirndln auf der Brücken.

Die „Hohenau“ (das hohe Schiff als Leitschiff) rauscht durch das mittlere Joch. Auf einem hölzernen Stuhl über dem Bretterhaus des Schiffes steht der „Nauförg“, der Schiffsmeister und Handelsherr. Gibt seine Anweisungen und befehligt den ganzen Schiffszug.

Das zweite Schiff, der „Nebenbeier“ (von nebenbei) zieht durch die Brücke. Beide Schiffe bergen eine Last von 1500 Zentnern in ihrem Bauch.

Die „Kuchelzillen“ folgt rauchend und dampfend hindreïn. Es wird eben aufgekocht für die ganzen Leut.

„Um Herrgotts willen . . .“ Die Zuschauer schrecken zusammen. Das Schiff hätte beinahe den hölzernen Brückenpfeiler gerammt. Oder war es nur ein Spaß, weil die Schiffsleut grüßend lachen?

„Gietlarafla . . . Gietlarafla . . .!“

Langsam zieht der „Schwemmer“ nach, eine flache Plätten, wie sie heute noch bei „Ueberfahrten“ (brückenlosen Flußübergängen) Verwendung finden. Auf dem Schwemmer werden die Pferde übersetzt wenn bei Steilhängen die Treidwege auf der einen Uferseite aufhören.

Am Schwemmer hängt die „Seilmutzen“, ein breiter Kahn, in dem Reserveteile und Ketten, Werkzeug und Stränge untergebracht sind, welche die Schiffsleut auf ihrer langen Reise brauchen. In der „Waid-

zillen“ liegt der Mundvorrat. Den Beschluß bilden ein paar flinke, wendige „Gamsen“, die, mit Handrudern ausgerüstet, den Dienst von den Schiffen zum Ufer versehen.

Endlich ist der Zug durch die Brücke. An der „Länd“ legen sie an. Von der Kuchelzillen werden die Leute gepflegt. Ungarisches Gulasch mit scharfem Gewürz ist ihre Leibspeise. Der Weinkrug macht die Runde. Aus der Schiffslade wird das Hackbrett geholt. Bald tönt aus achtzig rauhen Kehlen der alte Schiffersang durch das dämmerige Tal des Flusses:

„Hagenauer, schlaget ein,

altes Geschlecht der Schiffs-knecht.

Schnalzt zusammen,

schreit und spricht:

Ho, ho, ho, tauch an, tauch an!

Jodl, tauch an, du mein Steuermann . . .!“

Die Roßknecht schwingen die Peitschen. Schnalzen darein und die Schiffs-knecht stampfen mit den schweiden Wasserstiefeln, daß die Schiffsbohlen dröhnen. Die Sonne ist längst schlafen gegangen. Der Mond steigt aus den blauen Wäldern. Spiegelt sich in den Plätscherwellen des Flusses, die silberne Kämme spielend um die alte Hohenau werfen; Wachen bleiben bei den Schiffen, bleiben bei den Rössern und bei der Fracht. Truppweise ziehen die übrigen Knechte in die Stadt.

Trotz des hohen Verdienstes hatten die Schiffs-knechte allweil leere Geldkatzen. Rau und teuer spielen war ihre Art. Aber trotzdem waren die groben Kampel in allen Innstädten gern gesehen, da sie allemal schwere Brocken Geld sitzen ließen.

Besucht Eure Heimathäuser

Die Dirnen gingen dem losen Volk gern aus dem Weg. Sie wußten warum.

Dirndl heirat koan Schiffsmann net

Heirat'st in d'Not.

Host im Summa koan Mo

Host im Winta koa Brot . . .“

Die Eisenbahn und der Ausbau der Wasserkräfte haben der Innschiffahrt ein Ende bereitet und nur mehr die geschwätzigen Wellen erzählen aus diesen alten, grauen und doch so schönen Tagen.

Dem Gedenken zweier Heimatforscher

In der ersten Nummer dieses Blattes, das die Tradition der bis 1939 erschienenen „Heimat am Inn“ fortsetzen soll, ist es uns ein Herzensbedürfnis, zweier Männer zu gedenken, die mit der Entstehung und Gestaltung der „Heimat am Inn“ aufs engste verbunden waren und die wir in der Zeit erzwungenen Schweigens durch den Tod verloren haben.

Am 14. Mai 1943 ging plötzlich und unerwartet Anton Dempf von uns. Sein Tod riß eine kaum zu ersetzende Lücke in den Kreis derer, die sich die Heimatforschung zur Aufgabe gemacht haben. Im Jahre 1910 hatte Anton Dempf den väterlichen Betrieb in Wasserburg übernommen. Sein tiefes Interesse galt den heimatkundlichen Wissensgebieten. Er gehörte mit zu den Gründungsmitgliedern des 1913 entstandenen Historischen Vereins. Die historischen Schriften Brunhubers, Dr. Mitterwiesers und anderer Heimatforscher erschienen in seinem Verlag. Die „Kurzgefaßte Geschichte der königlich bayerischen Stadt Wasserburg“ von Reithofer aus dem Jahre 1814 wurde von ihm neu herausgebracht, eigene und fremde Beiträge vereinigen die Sammelbände „Aus vergangenen Zeiten“ und „Einstmals am Inn“. Vor allem aber ließ er seit 1927 als Beilage zum „Wasserburger Anzeiger“ die „Heimat am Inn, Sammelblätter zur Heimatgeschichte und Volkskunde“ erscheinen. Damit hatte der Historische Verein ein Sprachorgan erhalten, das nicht hoch genug einzuschätzen war. Als zweiter Vorsitzender des Historischen Vereins und als Kustos des 1938 unter seiner Mitwirkung errichteten Heimathauses stellte Dempf noch außerdem seine Zeit und Arbeitskraft der heimatlichen Sache zur Verfügung, bis dann im Alter von 67 Jahren seinem Schaffen ein jähes, allzu frühes Ende gesetzt wurde.

Im gleichen Jahre, am 20. November 1943, verschied in München im Alter von 67 Jahren der aus Griesstätt stammende Staats-Archivdirektor Dr. Alois Mitterwieser. Sein Ableben bedeutete nicht nur für sein Amt, sondern auch für den Kreis Wasserburg einen schweren Verlust, hatte sich doch Dr. Mitterwieser die Heimatforschung unserer Stadt und ihrer Umgebung stets besonders angelegen sein lassen. Große Anteilnahme bezeugte er für die „Heimat am Inn“ und stellte immer wieder wertvolle Beiträge von hohem wissenschaftlichem Rang für sie zur Verfügung. Aus den Schriften und Aufsätzen Dr. Mitterwiesers, der auch Ehrenmitglied des Heimatvereins war, nennen wir nur eine kleine Auswahl: „Die alte Grafenburg von Wasserburg“, „Alt-Wasserburg am Inn“, „Wasserburg als früherer Innhafen Münchens“, „Aus den alten Pflegeklöstern Wasserburg und Kling“, „Geschichte des Klosters Altenhohenau“, „Geschichte der Benediktinerabtei Attel“.

Die neue „Heimat am Inn“ wird im Geiste dieser beiden Männer weiterarbeiten. S. K.

Unser Bild zeigt das Heimathaus in Wasserburg

Heimatpflege

Von Theodor Heck,

Heimatpfleger von Stadt und Landkreis Wasserburg

Die wiedererscheinende „Heimat am Inn“ unterscheidet sich von ihren früheren Jahrgängen dadurch, daß sie neben der historischen Forschung nunmehr auch der lebendigen Heimatpflege den ihr gebührenden Platz einräumt, für dessen Inhalt ich verantwortlich bin. In diesem Teil unserer Zeitschrift versuchen wir nicht über Vergangenes zu berichten, sondern für die Gegenwart und Zukunft zu erziehen. D. h. wir wollen praktisch daran wirken, daß unserer schon sehr verschütteten Volkskultur mehr Achtung und Interesse entgegengebracht wird und daß möglichst viele Heimatfreunde dazu aufgerüttelt werden, dieses kostbare Gut vor dem völligen Erlöschen zu bewahren. Es ist dies die wichtigste Aufgabe der Heimatpflege überhaupt, denn unser bodenständiges Brauchtum ist außerordentlich gefährdet. Ein wertvoller Teil nach dem anderen wird von immer neuen Wellen ödester Gleichmacherei hinweggeschwemmt. Es erscheint schier aussichtslos, dagegen anzukämpfen, aber es gibt kein anderes Mittel, die bodenständige Schönheit unserer Heimat zu erhalten, als einen organisierten Widerstand gegen alles sie Schädigende. Deshalb müssen sich alle, denen die Heimat überhaupt noch etwas bedeutet, zusammenschließen, um eine Macht zu werden. Wir wollen dazu keine vorausmäßige Bindung, sondern eine gemeinsame Liebe zu unserer Heimat soll uns reinigen. Aber wir streben an, in jeder Gemeinde einen größeren Ort eine Gruppe von gleichgesinnten Freunden zu besitzen, die dort als aktive Vorkämpfer für den Heimatgedanken wirken sollen. Ich will in den folgenden Zeilen aufzuzeigen versuchen, ist es heute wirklich so, daß das gesunde, natürliche Empfinden — die Grundlage jeder echten Kultur — weitgehend verlorengegangen, ja beinahe zu einer Wissenschaft geworden ist. Gerade unser bayerisches Brauchtum ist wie kein anderes verächtlich und verunglimpft worden, aus Gründen des Geschäfts oder der Gaudi, so daß es wirklich oft eines Leitfadens bedarf, um das Echte vom Falschen zu unterscheiden. Ich bemühe mich deshalb in diesen Hefen, sowie auch verschiedentlich in der Beilage „Heimat in Wort und Bild“ die Grundsätze der Heimatpflege weitesten Kreisen vertraut zu machen. Ich will hier so nach und nach alle Probleme der Heimatpflege ansprechen und für Beiträge durch die kühnsten Sachkenner sorgen. So etwa über: „Landchaftsgebundenes Bauen“, „Trachten-Erneuerung“, „Volksmusik“, „Kitsch und Schund“ usw. Aber auch kleinere Dinge, wie z. B. „Anleitung zum Konservieren alter Bauernmöbel“ oder zu dem lebenswichtigen Brauch des Ostereierbmalens u. a. sollen aufgeführt werden. Und jeder Leser, der zu den einzelnen Themen etwas zu berichten oder zu ergänzen weiß, möchte uns dies mitteilen, wir sind ihm dankbar dafür.

Als Einleitung zu dieser Artikel-Serie gebe ich zunächst eine Betrachtung:

Heimat-Kultur

Wir müssen wissen, was unter Heimatkultur zu verstehen ist, nur dann können wir die Aufgabe der Heimatpflege begreifen. Man wird dann auch einsehen, daß ich einigermaßen in Verlegenheit bin, alle einschlägigen Gebiete aufzuzählen, die unter dem Begriff „Heimatkultur“ fallen und somit geför-

dert werden sollen. Kultur ist etwas Unteilbares und es ist nicht damit abgetan, nur das, was als „Volkskunst“ oder „Brauchtum“ bezeichnet wird, zu pflegen. Der Begriff Heimatkultur umfaßt viel mehr. Laut Lexikon ist „Kultur die Gesamtheit der Äußerungen des menschlichen Lebens“, eine Formulierung, die ich abwandeln möchte in: „Nur in der Gesamtheit aller Äußerungen des menschlichen Lebens zeigt sich Kultur.“ Kultur wird nicht durch die einseitige Liebhaberei und noch so vollendete Betätigung irgendeines Kulturzweiges bewiesen, sondern dadurch, daß bei allen Handlungen des täglichen Lebens die natürliche Ordnung der Dinge respektiert wird. Kultur ist auch keineswegs eine Sache der Bildung oder der Wohlhabenheit, sie ist vielmehr eine Sache des gesunden Menschenverstandes und einer anständigen Haltung der Umwelt gegenüber, also auch eine sittliche Angelegenheit. Kultur zu haben, sollte eigentlich das Normale sein, genau wie es das Normale ist, nicht krank und nicht kriminell zu sein. Damit ist wohl auch gesagt, daß „Kultur“ immer zugleich Volkskultur und somit Heimatkultur ist. Die Aufgabe der Heimatpflege kann ich wohl am besten definieren, wenn ich sage: „Es geht nicht so sehr um die Erhaltung heimatlicher Denkmäler und Bräuche, als vielmehr um die Wiedererweckung einer heute verlorenen Gesinnung, die früher die Grundlage des allgemein hohen Kultur-niveaus war und auch für eine zukünftige Blüte unerläßlich ist.“

Die Frage ist nun die: Besteht überhaupt die geringste Aussicht, daß wir auf eine solche Wandlung der allgemeinen Geisteshaltung hoffen dürfen? Viele werden dies vielfach bezweifeln, aber ich bin überzeugt davon: Dieser Wandel kommt so bestimmt wie der Hunger nach einer Periode des Sattseins. Was wir tun müssen, ist, dafür zu sorgen, daß diese kommende Gesinnung möglichst bald allgemein wird, noch bevor die alte kulturelle Substanz ganz verloren gegangen ist.

Daß sich die Aufmerksamkeit der Heimatpflege aus diesem Grunde vor allem auf die Volksschicht richtet, bei der überhaupt noch etwas zu retten ist, nämlich auf den Bauernstand, liegt auf der Hand. Ich möchte aber ausdrücklich betonen, daß unter Heimatkultur nicht nur die bäuerliche Kultur zu verstehen ist, sondern die Kultur des gesamten Volkes. Der Bauernstand aber, der sich zuletzt von der traditionsgebundenen Lebensführung entfernt hat, kann wohl auch am ehesten wieder zu ihr zurückfinden und dem Städter dadurch ein gutes Beispiel geben.

Mancher wird meine Zuversicht vielleicht nicht teilen, aber wer mit offenen Augen die Vorgänge unserer Zeit beobachtet, muß eigentlich sehen, wie diese neue Gesinnung allorts an Boden gewinnt, und zwar, was sehr wesentlich ist, auch beim Landvolk. Man beachte nur die Fülle der Heimatfeste. Es ist bestimmt nicht alles gut, was da gemacht wird, aber eines ist gewiß, es handelt sich dabei um keinen Moderummel, der in wenigen Jahren überlebt und vergessen sein wird. Im Gegenteil, es ist eine unleugbare Tatsache, daß wir mitten in einer Erneuerungsbewegung stehen von einem Ausmaß und einer Tiefe wie nur irgendeine, und das Grundprinzip dieser geistigen Strömung ist die Besinnung auf die Heimat und die heimatliche Kultur. Diese geistige Strömung beschränkt sich nicht auf Bayern oder Deutschland, sondern hat die ganze Welt erfaßt. Überall ist man am Werk, sich von den Folgen eines hemmungslosen Materialismus zu lösen und zu einer schlichten, sittlichen und heimatgebundenen Lebensführung zurückzukehren. Die Anfänge dieser Besinnung gehen bis auf die Romantik zurück. Deutlich treten sie seit der Jahrhundertwende in Erscheinung.

Fortsetzung folgt

Vor 200 Jahren

bauten Sudetendeutsche in Wasserburg Hopfen

Jetzt, wo unter den Heimatvertriebenen auch Hopfenzüchter und -händler aus dem ehemals weltberühmten Saazer Hopfenländchen eine Zuflucht in Wasserburg und Umgebung gefunden haben, erscheint es angebracht, daran zu erinnern, daß genau vor zweihundert Jahren schon einmal Hopfenarbeiter aus Deutsch-Böhmen den Weg nach der schönen Stadt an der Innschleife fanden. Damals wurden sie allerdings hierhergerufen und haben zum Wiederaufbau des brachliegenden Wirtschaftslebens wesentlich mit beigetragen. Die Bevölkerungszahl war in jener Notzeit auf sage und schreibe nur knapp 250 zusammengeschmolzen. Da kam Bierbrauer Nikolaus Pfaab auf den sich als glücklich erweisenden Gedanken, mit dem Hopfenbau eine neue Erwerbsquelle zu erschließen und erfolgversprechende wirtschaftliche Aufstiegsmöglichkeiten in die Wege zu leiten. Um den Gedanken zur Tat reifen zu lassen, berief er zur Mithilfe erfahrene Hopfenbauer aus Böhmen nach Wasserburg. Sollte nicht aus eben diesen Tagen der oder jener Wasserburger — ohne sich vielleicht heute noch ganz klar darüber zu werden — sudetendeutscher Abstammung sein? Jedenfalls kam damals so mancher Wasserburger Bürger durch die Hopfenbauaktion in Arbeit und Brot, Geld kam herein und es ging wieder aufwärts.

In kleinerem Umfang wurde allerdings Hopfenanbau schon viel früher betrieben; so weiß die Ueberlieferung von einem „Hopfengärtl“ 1537 zu berichten und hören wir weiter 1600 von einem Hopfengarten. Die eigentliche Blütezeit des Hopfenbaus liegt aber um die Wende des 18. zum 19. Jahrhunderts und ist dem Unternehmungsgeist einheimischer Bierbrauer und der Mithilfe deutschböhmischer Spezialisten zu verdanken. Nach Pfaabs Vorbild versuchten noch weitere Hopfenzüchter ihr Glück, so vor allem die Bierbrauer Josef Gaigl und Georg Adam Gräf — letzterer starb 1802. Als namhafter Hopfenbauer des 19. Jahrhunderts sei noch der Weinschenk und Schiffsmeister Georg Buchauer genannt. Wie wir der Chronik von Stadtschreiber Josef Heiserer entnehmen, waren um 1855 innerhalb des Burgfriedens von Wasserburg auf ungefähr 100 Tagwerk Grundstücken 100 000 Hopfenstöcke angepflanzt worden. Sie warfen ein jährliches Ertragnis von 500 Zentnern ab. Sehr viel Hopfen wurde auf der rechten Innseite im Bürgerfeld angebaut. Die Erinnerung daran hält in der heutigen Siedlung der „Hopfengartenweg“ in allzu bescheidener Weise wach in dem unansehnlichen kurzen Verbindungsweg zwischen Oberem Klosterweg und Unterauerweg. Man muß aber einmal alte Grundpläne mit eingezeichneten Hopfenfeldern studieren und mit alten Wasserburgern sprechen, um festzustellen, daß Hopfenkulturen um 1850 und noch bis gegen 1900 weitgehend das Stadt- und Landschaftsbild der näheren Umgebung mitbestimmten. Doch nicht nur im Bürgerfeld befanden sich ausgedehnte Hopfenplantagen, es wurde auf den heutigen Wiesenstücken bei der allen Besuchern Wasserburgs unvergeßlichen „schönen Aussicht“ oberhalb des Kellerberges Hopfen angebaut. Selbst im heutigen Bahnhofsgelände, dort wo jetzt die Luitpold-Oberrealschule steht, in der Burgau, hinter dem Bruderhaus und am Gries, breiteten sich Hopfengärten aus. Auch am Penzinger

See war das der Fall. An all diesen Orten ist seit einem halben Jahrhundert keine Hopfenstangenbespannung mehr zu sehen. Die Hopfenpreise waren im hiesigen Bezirk so gesunken, daß ein weiterer Anbau damals in wirtschaftlicher Hinsicht nicht mehr lohnend genug erschien.

Gegen 1855 beklagt sich der für die Aufhellung der Stadtgeschichte so verdiente und schon angeführte Heiserer darüber, daß die noch in seiner Zeit so bedeutungsvolle Hopfenernte „ohne Sang und Klang“ vor sich gehe. Lediglich war damals beim Erntedankfest im September der Hochaltar der St. Jakobsstadtpfarrkirche mit reichtragenden Hopfenreben verziert; „jedoch“, sagt Heiserer in dem Zusammenhang weiter, „steht ein Gedenkstein für die ersten und vorzüglichsten Beförderer der Hopfenerzeugung dahier und ein damit zu grünendes Volksfest zu gewarten“ . . . Was damals nicht war, kann jedoch nachgeholt werden. Wie wär's zum Beispiel mit einem entsprechenden Denkstein, zusammen von Einheimischen und sudetendeutschen „Neubürgern“ in der neuen St.-Georgs-Siedlung der Gemeinnützigen Wohnungsbaugenossenschaft errichtet, das Andenken an gemeinsame Anstrengungen zur Hebung des Wasserburger Wohlstands in alter Zeit und ebenfalls bei dieser Siedlung in sinniger Weise zu ehren? Es braucht ja kein großes und kostspieliges Denkmal zu sein. Eine kleine dekorative bildhauerische Arbeit — vielleicht an einer Hausecke in einen Bau eingefügt — würde zudem einen künstlerischen Akzent in die Nüchternheit des von zeitbedingter Sparsamkeit beherrschten Architekturbildes bringen. Die Hopfenranke wäre in diesem Falle ein schönes, passendes und gewiß auch dekoratives Sinnbild der Einigkeit. Sollte nicht weiterhin bei der angespannten Lage der Landwirtschaft und der großen Arbeitslosigkeit, von der gerade die Heimatvertriebenen so betroffen sind, einem wiederbelebten Hopfenbau im Wasserburger Land erneut eine Zukunft winken?!

Erwin Richter

Aus der Innprovinz

Unter dieser Rubrik betrachten wir die Dinge, die wir vom Standpunkt der Heimatpflege aus verurteilen müssen, Dinge, die mit einem üblen Seitenblick nach der Großstadt eben das fördern, was wir als „Provinz“ bezeichnen.

Haag. Der Haager Gesellen-Verein kam auf die ebenso neuartige wie geschmackvolle Idee, als besondere Faschingsgaudi eine Bauernhochzeit im alten Stil mit der gebührenden scharfen Lauge des Spottes zu übergießen, wozu um so mehr Berechtigung besteht, als in den Adern der beteiligten Gesellen wohl schon seit Generationen edelstes Großstädterblut rollt. Den kühnen Vorkämpfern für Fortschritt und Weltbürgertum unsern Gruß. Th. Heck

Aus der Arbeit des Heimatbundes Mühldorf

Von F. K. Kelm, Mühldorf

Unter dem Vorsitz von Herrn Rektor Fraitzl vergrößerte sich die Zahl der Mitglieder des Heimatbundes Mühldorf im Jahre 1950 um ein Erhebliches, so daß sie heute fast 250 beträgt. Das gleiche ist von den Veranstaltungen zu sagen, die sich in die Monatsversammlung, außerordentlichen Veranstaltungen und kunsthistorische Ganz- oder Halbtagsfahrten unterteilen.

In den Monatsversammlungen wurde über die Frühzeit, die Zeit der Kelten und Römer, das erste Christentum, das Eindringen der Bajuwaren in den engeren und weiteren Heimatraum bis zur Barockzeit und Säkularisation referiert. Neben dem Geschichtlichen fand auch das Natur- und Kulturgeschichtliche seine Würdigung. Illustriert wurden diese Vorträge mit Fundstücken aus dem Heimatmuseum.

Neben diesen Hauptreferaten wurden noch Nebenreferate gehalten. Es sind hier zu nennen: Die Heimatschutzgesetze, die Technik im Dienste der Altertumsforschung und zwei Vorträge über die altbayerischen Dichter Queri und Karl Stieler, mit Vorlesungen aus ihren Werken.

Zwischengeschaltet und abgerundet wurden diese Veranstaltungen mit Dichtungen des Mühldorfer Heimatdichters F. X. Rambold und anderen. Beiträge aus den Reihen der Mitglieder, ernster und humoristischer Art, Gstanzen und Lieder zur Laute gaben den Monatsversammlungen ein gehaltreiches und buntes Gepräge.

An außerordentlichen Veranstaltungen sind zu nennen: Die Faschingsveranstaltung am Rosenmontag, die Fahrt zu Bernatzkis Operette „Das weiße Rößl“ nach Buchbach, die beiden Serenadenabende im Brunnenhof des ehemaligen Fürstbischöflichen Palais mit klassischer Musik unter Leitung von Hanns Wolferstetter und lyrischen Rezitationen, ein literarischer Abend mit dem Heimatschriftsteller Lorenz Strobl, der aus seinen Werken las, ein Waldfest in den Innauen bei Starkheim sowie die Weihnachtsfeier, bei der unter Mitwirkung des Sängerbundes Mühldorf „Die Heilige Nacht“ von Ludwig Thoma, vertont von Rektor K. Fraitzl, aufgeführt wurde. Außerdem kamen an diesem Abend graphische und plastische Werke Mühldorfer Künstler zur Verlosung.

Die Heimatbündler blieben jedoch nicht nur in der Enge der Heimat, sie suchten mit dem Autobus auch die Weite derselben auf. Es seien hier nur die größeren Fahrten kunsthistorischer Art erwähnt: Die Fahrt zur „kleinen Wies“, der Wallfahrtskirche Marienberg und nach Raitenhaslach. Die Fahrt zu dem Werk des „unbekannten Meisters von Rabenden“, dem herrlichen spätgotischen Flügelaltar in dem schlichten gotischen Kirchlein von Rabenden, und nach Kloster Seeon, Rottenbuch, die Wies und die Königsschlösser waren ein weiteres Ziel. Begeisterten die Stukkaturen der Wessobrunner in Rottenbuch, die wie ein Spitzentuch der Himmelskönigin über Gewölbe und Wände liegen, so war man innerlichst erhoben von der Architektur aus Licht und Form, die dem Besucher in der Wies, der herrlichsten Blume des bayerischen Rokoko, entgegenstrahlte.

Mit Prof. Prälat Hartig, München, unternahm der Bund seine letzte Tagesfahrt. Sie führte zu den kunsthistorischen Schätzen beiderseits des Rottales. Unter fachkundiger Führung wurden hier St. Veit,

Imming, St. Nikolaus, Heiligenstadt, Eggenfelden, Reischach und Winhöring besucht.

Die Stiftungen für das Heimatmuseum waren umfangreich. Jeder der Spender erhielt eine Original-Handzeichnung als Dankesadresse, die viel Anklang fand.

Der Besuch des Museums ließ zu wünschen übrig. Auch brachte die Gewerbeschau im Sommer darin keine Aenderung. Außer Heimatbundmitgliedern hatten nur Fremde Interesse an den Schätzen des Museums.

Liebe zur Heimat, die Opferung des Feierabends, der Einsatz von Neigung und Eignung ließ den Bund im vergangenen Jahre die gesteckten Ziele im wesentlichen erreichen. Die Ziele im neuen Jahre sind noch weiter gesteckt. Mit idealistischem Handeln, entgegen dem Materialismus unserer Tage, wird es zum Wohle der Heimat gedeihen.

Mitteilungs-Ecke

Der Historische Verein Rosenheim soll wieder aufgebaut werden. Gegenwärtig werden die früheren Mitglieder gebeten, neu dem Verein beizutreten. Darüber hinaus wird von der Vorstandschaft versucht, auch neue Mitglieder zu gewinnen, um den Verein wieder auf die alte Höhe zu führen. Heimatfreunde, die Mitglied des Historischen Vereins werden wollen, können sich im Stadtarchiv, Rosenheim, Reichenbachstraße, nähere Auskünfte holen.

Der Historische Verein Bad Aibling hielt am vergangenen Dienstag in der Gaststätte Lindner einen sehr gut besuchten Vortragsabend ab. auf dem Lehrer Gillmeier über das Thema „Aus der Frühgeschichte Bad Aiblings“ sprach. Die etwa 60 Versammlungsteilnehmer folgten den Ausführungen mit großem Interesse. — Generalversammlung des Historischen Vereins findet voraussichtlich im April statt.

Mühldorfs Wahrzeichen und Museum. Der zinngekrönte Nagelschmiedturm — Münchner Turm genannt — bildet einen markanten Abschluß des zweiten Platzes. Er ist als bemerkenswertester Rest der einst so trotzigen Befestigung, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts größtenteils geschleift wurde, zum Wahrzeichen Mühldorf geworden. Seine übereinander liegenden Turmkammern wurden dem Heimatbund der Stadt Mühldorf bald nach dessen Gründung im Jahre 1920 zum Aufbewahren der Schätze überlassen, die von der geschichtlichen Vergangenheit der Stadt und ihrer Umgebung erzählen. In den Jahren 1949 und 1950 wurden die Museumsbestände von Anton Legner neu und vorbildlich geordnet.

Die Zahl der Besucher läßt allerdings — wie anderswo — auch in Mühldorf zu wünschen übrig. Geöffnet ist die Pforte in der Durchfahrt des Nagelschmiedmuseums jeden Sonntag von 10 bis 12 Uhr.

In der nächsten Monatsversammlung des Heimatvereins Wasserburg, am 1. März 1951, spricht im Vereinslokal, Fletzingerbräu, Heinrich Kastner, Ebersberg. Thema: „Die neuesten prähistorischen Funde und die neu entdeckte Römerstraße in der Umgegend von Wasserburg.“ Mitglieder und Gäste werden um zahlreiches Erscheinen gebeten.

„HEIMAT AM INN“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayerischen Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer in Wasserburg. — Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, GmbH., Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1951

März

Nummer 3

Heimatpflege / Von Theodor Heck

(I. Fortsetzung)

Man lasse sich nicht täuschen durch die damalige wirtschaftliche Blüte und den geregelten Staatsapparat. Das war nur die äußerlich sichtbare, anscheinend intakte Oberfläche. Im Innern herrschte seit langem eine völlige Auflösung der naturgegebenen Ordnung. Es begann mit der sogenannten Aufklärung im 18. Jahrhundert, die dem Menschen den Floh ins Ohr setzte, das Individuum, die Einzelpersönlichkeit sei alles, er sei nun mündig und könne auf alle religiösen, staatlichen und gesellschaftlichen Bindungen verzichten. Die schlimme Folge dieses Persönlichkeitskultes zeigte sich bald. Es kam so weit, daß es zum guten Ton gehörte, alles, was vormals als gut, schön und richtig galt, zu verachten, daß es zum Zeichen besonderer Genialität wurde, möglichst aus dem Rahmen des Hergebrachten zu fallen, sich formlos, unbürgerlich und sogar krankhaft zu benehmen. Und schließlich kam es so weit, daß keiner mehr schlicht und ehrlich als das erscheinen wollte, was er wirklich war, so daß man darin wetteiferte, sich durch Ungewöhnliches hervorzuheben, wobei diese Extravaganzen in Kürze zu besonders platten Alltäglichkeiten wurden, wie sie unserer heutigen Zeit eben den Stempel aufprägten. Besser hätte dieser Persönlichkeitskult gar nicht ad absurdum geführt werden können, als durch die Vermassung, die er zur Folge hatte.

Die seit den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts sich immer mehr ausbreitende Industrialisierung tat noch das übrige. Sie verdrängte das Handwerk, eine der Hauptstützen der Volkskultur, und öffnete einem geschäftstüchtigen Unternehmertum Tür und Tor. Durch den billigen Massenschund wurde das Verständnis für den Wert der Handarbeit zerstört, und, was noch schlimmer ist, der Arbeit die ethische und sittliche Grundlage, die Freude am Werk, überhaupt entzogen. Und

noch nicht genug damit. Dem zum Reichtum gelangten Großbürgertum schwoll der Kamm ganz gewaltig. Es blickte mit Verachtung auf den noch in altväterlicher Weise arbeitenden Bauern und Handwerker herab. Die Großstadt galt alles, das übrige war „Provinz“, über die man sich amüsierte, und zwar so lange amüsierte, bis auch die kleinstädtische und ländliche Bevölkerung ihre guten Grundsätze aufgab und die Großstadt kopierte und dadurch erst wirklich zur Provinz herabsank.

Ich brauche nicht zu sagen, was wir dadurch an kulturellem Reichtum verloren haben. Man vergleiche einmal eine bildliche Darstellung einer bayerischen Landschaft aus vergangener Zeit mit dem Heute. Damals: Dieser vollendete Zusammenklang zwischen Natur und Menschenwerk, diese Einordnung jedes einzelnen Bauwerkes in das Ganze, und heute: Häßlichkeit, Disharmonie und Kitsch, wo Sie hinsehen. Man kann heute dutzende von Ortschaften durchwandern, ohne auf ein einziges erfreuliches Bauwerk zu stoßen, die durch Denkmalschutz erhaltenen Kirchen ausgenommen. Was man sieht, ist oft so haarsträubend geschmacklos, daß es den Eindruck erweckt, als hätte man sich besonders bemüht, etwas recht Scheußliches zu schaffen.

Als dieses Vorgehen vor etwa 50 Jahren der Schönheit unserer Heimat schon recht fühlbare Schäden zugefügt hatte, erkannte man die Notwendigkeit des Heimatschutzes. Der heutige Landesverein für Heimatpflege wurde gegründet, der seitdem schon viel Gutes bewirkt und Schlechtes verhindert hat. Jedoch das Häuflein derer, die die Verunstaltung der Heimat überhaupt als Verlust empfinden, ist klein gegenüber der Masse der Gedankenlosen, Gleichgültigen und sogar feindlich Eingestellten.

Durch die verheerenden Folgen der beiden Kriege wurden weite Kreise der Heimat entwur-

Rosenheims Gerichte im 19. Jahrhundert

Von Dr. Fritz v. Daumiller, München

(1. Fortsetzung)

Noch unter Klöckels Amtszeit hatte der Staat das Gebäude mit der Wohnung des Landrichters erworben, das auch das zunächst in dem schräg gegenüberliegenden Ellmayrhaus untergebrachte Gericht in seinem obersten Stockwerk aufnahm. Nachfolger Klöckels wurde der Landrichter von Roding, Michael Wild, der 1823 starb. Als Verweser der Landrichterstelle in Rosenheim wurde hierauf der bisherige 1. Assessor des Landgerichts Mühldorf, Wilhelm Rose, bestimmt, der am 10. August 1823 zum Landrichter in Rosenheim befördert wurde. Das bei der Amtsübergabe an Rose aufgenommene „Extraditionsprotokoll“ vermittelt uns einen bedeutsamen Ueberblick über die Verhältnisse im Landgerichtsbezirke, durch den im November und Dezember 1818 österreichische Truppen marschiert waren. Die Bevölkerung umfaßte 3139 Familien mit 16 366 Personen. Von den 21 Volksschulen im Gerichtsbezirke waren in Rosenheim selbst zwei Volksschulen (getrennt nach Knaben und Mädchen), dazu eine lateinische Vorbereitungsschule, außerdem eine Zeichen- und Industrieschule vorhanden. Aerzte befanden sich in Rosenheim, Aibling, Prutting und Oberaudorf. In Rosenheim diente eine Apotheke den Bedürfnissen der Kranken. Es bestanden zwei Gendarmestationen, die eine in Rosenheim mit einem Brigadier und drei Gendarmen zu Fuß, die andere in Oberaudorf mit einem Kommandanten und zwei Gendarmen zu Fuß. Der Eisen- und Kupferhammer war noch in einigen Betrieben in Verwendung. Die Saline „wirkte für die bürgerliche Nahrung sehr günstig“ und bildete „den einzigen Handelszweig von einiger Bedeutung“. Ihr war auch die Straße von Rosenheim über Pang nach Miesbach zu verdanken.

Der neue Landrichter Rose konnte nur ganz kurze Zeit sein Amt ausüben: bereits am 5. August 1824 starb er im Alter von nur 38 Jahren. Eine Tafel im Rosenheimer Friedhof (beim Uebergang vom alten zum neuen Friedhof) erinnert noch heute an ihn.

Zum Nachfolger des Landrichters Rose wurde der Landrichter von Tegernsee, Blasius Wintermayer, ernannt. Von den Aufzeichnungen in dem anlässlich der Amtsübergabe an Wintermayer aufgenommenen „Extraditionsprotokoll“ interessiert besonders, daß sich in Hohenaschau mit dem Sitz in Prien und Neubeuern sowie in Brannenburg Gräfl. Max v. Preysingsche Herrschaftsgerichte, ferner in Farnach, Gersdorf, Pang, Urfahrn und Brandseck (dieses Graf v. Arco in Maxlrain unterstehend) Patrimonialgerichte befunden haben, die sämtliche hinsichtlich der ihnen nicht eingeräumten Befugnisse dem Landgerichte Rosenheim zugeteilt waren. Das Amtspersonal des Landgerichts Rosenheim, dessen Bezirk 2 Märkte (Rosenheim und Aibling), 30 Dörfer, 27 Weiler und 319 Einödhöfe umfaßte, bestand aus dem Landrichter, zwei Assessoren, einem Aktuar, vier Amtsschreibern, einem Rechtspraktikanten, einem Landgerichtsdienner und drei Gehilfen. Außerdem war seit dem Jahre 1807 Landgerichtsarzt Dr. Schmidt beim Landgerichte Rosenheim bestellt. Als Advokat war Friedrich August Lampert ansässig. Der

Landrichter selbst befaßte sich ausschließlich mit den Verwaltungsgeschäften, während den beiden Assessoren die Rechtspflege übertragen war. Bis zur Einführung des Landrichters Wintermayer (21. Oktober 1824) waren im „Justizfache“ 218, in der „Administration“ 238 Nummern angefallen. Im Justizfache war der volle Einlauf bis auf 8 bis 10 Nummern der letzten Zeit erledigt. Aus den Aufzeichnungen ist u. a. zu ersehen, daß in der Fronfeste in der Heilig-Geist-Straße sieben männliche Personen, und zwar vier wegen Raubs und drei wegen Diebstahls, sowie zwei weibliche, die eine wegen Raubs und Betrugs, die andere wegen Brandstiftung und Diebstahls verwahrt waren.

Nach dem Tode Wintermeyers im Jahre 1829 wurde der Landrichter von Kaufbeuren, Emmerich Bisani, auf die Stelle des Landrichters in Rosenheim versetzt. In seine Amtszeit fällt 1837 die Neubenennung der inzwischen auf 8 verminderten Kreise des Königreiches in Oberbayern, Niederbayern, Pfalz, Oberpfalz und Regensburg, Oberfranken, Mittelfranken, Unterfranken und Aschaffenburg, Schwaben und Neuburg. Im Jahre 1838 wurde „mit Rücksicht auf die große Bevölkerung und den Umfang“ der Landgerichte Rosenheim und Miesbach aus den bisher zum Landgericht Rosenheim gehörenden Gemeinden Aibling, Beyharting, Ellmosen, Großkarolinenfeld, Mietraching, Tantenhausen, Tuntenhausen, Willing und aus zwölf bisher zum Landgerichte Miesbach gehörenden Gemeinden sowie der bisher zum Landgerichte Ebersberg gehörenden Gemeinde Hohenthann das Landgericht Aibling mit dem Sitz im Markte Aibling gebildet. Zum Landrichter in Aibling wurde der 1. Assessor beim Landgerichte Rosenheim, Anton von Schmid, ernannt.

Als Bisani 1849 in den Ruhestand versetzt wurde, trat an seine Stelle der 1. Landgerichtsassessor Norbert Conrad Ebenhöch von Vilsbiburg. Während seiner Amtsführung wurde die Verfassung der Gerichte einschneidenden Aenderungen, die sich auch auf das Landgericht Rosenheim auswirkten, unterzogen. Zunächst wurde vom 1. März 1853 an die Kriminaljurisdiktion des Landgerichts Rosenheim dem Kreis- und Stadtgerichte Wasserburg übertragen. Im gleichen Jahre wurde die Kgl. Gerichts- und Polizeibehörde Prien (seit 1848 nach Aufhebung der Standes- und gutsherrlichen Gerichtsbarkeit) in ein Landgericht II. Klasse mit dem Sitze in Prien umgewandelt und zum ersten Landrichter der dortige Gerichts- und Polizeivorstand Adolf von Peter ernannt. Im Jahre 1854 verzichtete der Advokat Lampert auf seine Stelle, die der Advokat Kaspar Schlosser von Eichstätt erhielt. (Schluß folgt)

Die Chronik

Das Wochenblatt für Wasserburg und die Umgegend 1840, Nr. 1, vom 5. Januar, schreibt S. 4: „In der Stadt Wasserburg befinden sich wenigstens 200 Hunde. Rechnet man auf einen Hund täglich 2 Loth Fleisch und 4 Loth Brot, so verzehren diese Hunde jährlich 45 Ztr. 62 Pfd. 16 Loth Fleisch und 91 Ztr. 25 Pfd. Brot.“

zeit. Viele, die sich in großer wirtschaftlicher Notlage befinden, betrachten alle Bemühungen der Heimatpflege als überflüssigen Luxus, ein Trugschluß, dem aber auch solche, die zwar keine Not leiden, denen aber die Maßnahmen der Heimatpflege aus irgendeinem Grunde unbequem sind, nur allzugern zustimmen.

Dieser Entwicklung gegenüber ist nun auch auf Seiten der Heimatpflege eine größere Aktivität notwendig geworden. So soll durch die Bestellung der Heimatpfleger, die ehrenamtlich arbeiten, eine engere Verbindung des Landesvereins mit den örtlichen Heimatvereinen hergestellt werden, mit dem Ziele, sich in ihrer Tätigkeit gegenseitig zu ergänzen. Die im ganzen Land verstreuten örtlichen Heimatvereine sind am besten dazu berufen, das Gedankengut des Landesvereins in die Praxis umzusetzen und andererseits verfügt der Landesverein über Hilfsmittel, die einem örtlichen Heimatverein versagt sind. So werden z. B. in der dem Landesverein angeschlossenen halbstaatlichen Landesstelle für Volkskunde alle Zweige des bodenständigen Brauchtums erforscht, um die wissenschaftlichen Grundlagen für ihre Erhaltung und Neugestaltung zu gewinnen. Diese Grundlagen können nur in größeren Räumen erarbeitet werden, denn die Spuren des überlieferten Brauchtums sind so selten geworden, daß sie in den einzelnen Landkreisen allein kein Bild mehr über die ursprüngliche Form geben, um daran anknüpfen zu können. Wo findet man z. B. hier noch überliefertes Volkslied oder Volkstanz. Oder auch nur die geringste Spur einer ortsüblichen Tracht? Wo noch lebendige Volkskunst oder bodenständiges Handwerk?

Und um alle diese Dinge geht es bei der Heimatpflege. In den Leitsätzen für die Heimatpfleger heißt es: „Ueber die Landschafts- und Baupflege hinaus geht es um die Betreuung auch der anderen Bereiche der heimatlichen und volkstümlichen Kulturentfaltung; um die Pflege des Brauchtums, des volkstümlichen Schauspiels, des Volksliedes und der Volksmusik einschließlich Volkstanz“ und „die Veranstaltung heimatlicher Feste und Feiern, um Tracht und heimatliche Kleidung, um eine gediegene Heimkultur, um die Förderung heimischer Wertarbeit, um die Pflege des Heimatlichen und Volkskulturellen in der Schule und in der Erwachsenenbildung, im Vortragswesen, in Presse und Rundfunk.“

Nun, dies ist also durchaus im Sinne der örtlichen Heimatvereine, deren Zweck ja ebenfalls „die Förderung der bodenständigen Heimatkultur“ ist. Durch die Bestellung von Heimatpflegern wurde also lediglich der Anstoß gegeben, diese allgemein gehaltene Formulierung zu detaillieren und Wege zu ihrer Durchführung zu suchen. Dabei stellt sich nun allerdings heraus, daß dies eine so umfassende Aufgabe ist, daß dabei nur mit einem Erfolg zu rechnen ist, wenn möglichst viele Heimatfreunde tätig und opferbereit mithelfen. Ich bin davon überzeugt, wer sich der Größe der Gefahr überhaupt erst einmal bewußt ist, wird auch nicht mehr zögern, für die Erhaltung der Heimat aktiv einzutreten, denn die Gefahr des völligen Verlustes aller Heimatwerte ist ungeheuer. Man bedenke, daß seit etwa 100 Jahren fortwährend Stück für Stück unseres kulturellen Reichtums abbröckelt, und daß dieser Prozeß heimatlicher Verödung in ständig steigendem Maße fortschreitet. Es ist heute bereits so weit, daß eigentlich nur noch das immobile Bauernhaus allein von unserer alten Volkskultur zeugt. Alles andere: Hausrat, Tracht, Volkskunst und sonstige greifbaren Gegenstände des Brauchtums sind fast völlig verschwunden und zum „Altertum“ geworden. Wenn ich nun im Folgenden immer wieder auf die Gefahr hinweise, die das Bauernhaus bedroht, heißt es nun nicht, daß das Bauernhaus vor allem geschützt werden sollte, sondern es heißt, daß mit dem Bauernhaus auch noch der allerletzte Rest bodenständiger Kultur vernichtet werden wird. Und so weit kommt es bestimmt noch, wenn nicht bald Einhalt geboten wird. Wir brauchen nur das Bauernhaussterben der letzten Jahre verfolgen, um uns ausrechnen zu können, wie lange das noch so weitergehen kann. Ich gebe zu, noch wird das Gesicht eines großen Teiles unserer bayerischen Landschaft vom altartigen Bauernhaus bestimmt. Dies ist aber kein Grund zum Optimismus. Ich werde nachweisen, daß in vielen Gegenden fast alle alten Bauernhäuser bereits zum Abbruch bestimmt sind.

Ich glaube, es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, wir stehen in einer kulturellen Wüste, und eine Wüste ist wirklich keine Heimat mehr. Ich kenne weite Strecken ausgesprochen bauerlichen Siedlungslandes, wo jeder alte Bauernhof, und sei er noch so schön und gut erhalten, vom Abbruch bedroht ist. Ich habe im vorigen Jahre dem Landesverein für Heimatpflege eine Denkschrift über die Erfahrung einer einzigen, wahllos herausgegriffenen Fahrt im nördlichen Chiemgau zwischen Inn und Alz überreicht, um diese Behauptung zu belegen. Von den 10 besuchten altartigen Anwesen befanden sich drei gerade im Umbau. Bei vier war der größte Teil erst vor wenigen Jahren erneuert worden und stand nur noch als letzter demnächst auch verschwindender Rest der formschöne alte Wohnteil. Ein Hof von ursprünglicher Erscheinung wird abgerissen, sobald ihn der junge Bauer übernimmt. Einen gut erhaltenen, sauberen, aber alten Hof durfte ich nur fotografieren unter der Bedingung, diese Bilder nicht zu veröffentlichen.

Ein anderer, selten schöner und reicher Hof verdankt seine Erhaltung lediglich der Tatsache, daß der Besitzer die Währungsreform erst später erwartete. Er ist heute noch untröstlich über das Versäumnis.

Ich kann diese Beispiele unbegrenzt vermehren. Der Staat kann durch Verordnungen hier gar nichts ausrichten. Selbst in der Zeit der katastrophalen Wohnungsnot in den zerstörten Städten, in einer Zeit, wo die strengste Bewirtschaftung der spärlichen Baumittel geboten war, gelang es nicht, die Bauern daran zu hindern, riesige gemauerte Bauten an Stelle ihrer guten, alten, hölzernen Häuser und Städel, die noch Jahrzehnte ihren Dienst getan hätten, zu setzen. Sie legten dadurch ihr Geld an und zerstörten gleichzeitig unersetzliches Kulturgut. Aber auch heute, wo diese finanzielle Spekulation gegenstandslos geworden ist, geht die unnötige Bautätigkeit auf dem Lande unentwegt weiter. Ich sage bewußt unnötige Bautätigkeit. Daß natürlich die moderne Bewirtschaftung bauliche Veränderungen notwendig macht, daß ein altes hölzernes Haus schließlich einmal abgebaut und abgedüngt wird, liegt auf der Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ziegler-Bräu in Bad Aibling

Von Geistl. Rat Jakob Albrecht, Pfarrer zu Bad Aibling

In der Sterbematrikel der Pfarrei Aibling heißt es unter dem 4. Januar 1762, daß ein gewisser Balthasar Eder von Lochham beim Zieglerbräu plötzlich mit Tod abgegangen sei. Wenn man heute in Bad Aibling Umfrage halten würde, so könnten keine fünf Leute Aufschluß geben, wo dieser Zieglerbräu zu suchen sei. Diese Brauerei stand an der Ecke Marienplatz-Rosenheimer Straße, da wo jetzt das Kaufmannsgeschäft Mayer sich befindet. Beim ersten Auftauchen in der Geschichte ist der Zieglerbräu im Besitz einer berühmten Familie, nämlich der Familie Mösserer. Im Jahre 1645, also noch während des Dreißigjährigen Krieges, heiratet ein Georg Mösserer die Wirtstochter Salome Gfall von Nußdorf, sein Sohn Johann im Jahre 1678 die Wirtstochter Anna Lang von Au. Deren Sohn Johann Georg gelangte zu großem Reichtum und hohem Ansehen. Von den Theatnern in München kaufte er die Herrschaft Höhenrain, im Jahre 1721 erwarb er die Besitzung Urfahrn, wo er 1730 das Schloß und die Kirche, die jetzige imposante Klosterkirche der Karmeliten in Reisach, erbaute. Dazu besaß er noch mehrere Häuser in München. Sein Vermögen hatte er erworben als churfürstlicher Lieferant und Direktor sämtlicher churfürstlichen Brühhäuser. Leider starb der tatkräftige Mann bereits im Jahre 1738 im Alter von 55 Jahren. Seine Ehe mit der Tochter Marie Klara des Bernlohnbräus von Rosenheim war kinderlos gewesen, so daß seine Besitzungen an seine Stief-söhne übergangen, die Söhne aus der ersten Ehe seiner Frau mit Josef Anton Kern, Wirt in Haag bei Wasserburg.

Der genannte Johann Georg Mösserer, der als Herr auf Urfahrn, Falkenau und Höhenrain und als Hofkammerrath Seiner churfürstlichen Durchlaucht mit Tod abging, hatte die väterliche Brauerei nicht übernommen. Seine Mutter hatte vielmehr nach dem Tod ihres Gatten einen Simon Stögmaier, Hofbauerssohn aus der Pfarrei Gmund, und nach dessen Tod im Jahre 1712 den Brauer Philipp Freytag aus Egmatting geheiratet. Dieser überlebte sie und verheiratete sich wieder mit der Wirtstochter Anna Maria Schwaiger von Haag. Der neue Zieglerbräu war ein unternehmender Mann. Des Gewinnes wegen lieferte er Bier und andere Lebensmittel zur kaiserlichen Armee nach Ungarn und begab sich persönlich dorthin. Dies wurde ihm aber zum Verhängnis. Er erkrankte in Ungarn, kam krank zurück nach Wien und starb dort am 25. September 1717. Die Witwe war gezwungen, sich wieder zu verheiraten, und so heiratete sie den Bauerssohn von Pallhausen bei Freising, Josef Hörand, im Jahre 1718. Dieser verheiratete sich nach ihrem Tode mit der Bäckerstochter Anna Katharina Raith. Hörand befand sich in argen finanziellen Nöten, weshalb er am 16. Januar 1733 vom Kloster Beyharting zur Befriedigung seiner Gläubiger 2000 Gulden zu 3 Prozent zu leihen nahm. Allein dieses Darlehen war wie ein Tropfen auf den heißen Stein; denn nach dem Tode Hörands kam das Anwesen auf die Gant, da es ganz überschuldet war. Die Schulden betragen 10 202 Gulden, eine für die damalige Zeit sehr beträchtliche Summe. Das Kloster Beyharting verlor dabei 1600 Gulden, die hiesige Sebastianskirche 82, die Pfarrkirche 162, die Bruderschaft Au 204 und das Got-

teshaus Högling 592 Gulden. Die Steuerschulden beliefen sich auf 2406 Gulden. Außerdem wurde eine ganze Reihe von Geschäftsleuten in Mitleidenschaft gezogen, so der Kaufmann Bonin, Weinwirt Johann Josef Rieder von Rosenheim, Johann Kreithmayer, Wirt von Tuntenhausen, Johann Georg Göschl, Lederer, Jakob Leonhard Harter, Handelsmann, Michael Lahrer, Bäcker, Sebastian Kaltschmid, Kupferschmied, letztere von hier. Die durch den Magistrat Aibling bewerkstelligte Aufstellung der Schulden umfaßt nicht weniger als 69 Nummern.

Merkwürdigerweise finden wir das Anwesen auch nach der Vergantung noch im Besitz der Familie. Die Witwe Hörands vermählte sich 1743 mit Johann Baptist Feuchtmayer, einem Bauerssohn von Oberdarching, und dieser nach ihrem Tode mit der Getreidehändlerstochter Maria Theresia Wallner aus München. Aber nun nahm das Verhängnis seinen Lauf. In der Nacht vom 28. zum 29. August 1765 entstand durch Blitzschlag eine gewaltige Feuersbrunst im Markte, wobei die St.-Sebastianskirche und 27 Häuser in Flammen aufgingen. Darunter war auch die Zieglerbrauerei. Feuchtmayer erhielt wohl aus der Sammlung für die Brandeiler den Betrag von 110 Gulden ausbezahlt, aber damit konnte er die Brauerei nicht wieder aufbauen. Zudem überlebte er den schweren Schicksalsschlag nicht lange, indem er bereits am 2. Januar 1766 das Zeitliche segnete. Damit war für die Zieglerbrauerei das Ende gekommen. Die Brandstätte blieb 38 Jahre lang öde liegen, bis sie im Jahre 1803 der Zinngießer Johann Mussinan erwarb und das jetzige Haus baute.

Mitteilungs-Ecke

Der Historische Verein Bad Aibling hält seine Hauptversammlung am Dienstag, den 10. April, abends 8 Uhr, in der Gaststätte Lindner. Geistl. Rat Albrecht spricht über das Thema: „Die Pfarrei Aibling in ihren Anfängen.“ Mitglieder und Gäste werden um zahlreiches Erscheinen gebeten.

Der Naturkundliche Verein für das Mangfallgebiet (Sitz Bad Aibling) nimmt mit Eintritt wärmerer Witterungsverhältnisse wieder seine Tätigkeit auf, zunächst mit sonntäglichen Wanderungen in die heimatliche Natur. Die erste geologische und botanische Exkursion führt an das Mangfallknie bei Grub (Bahnhof Kreuzstraße) und in die sich dort nach Norden ausbreitende diluviale Moränen- und nach Süden gerichtete Molasselandschaft. Wenn Zeit verbleibt, wird auch die „Birg“ bei Kleinhöhenrain besucht. Interessenten melden sich beim 1. Vorsitzenden, K. Braßler, Götting, Post Bruckmühl.

In der nächsten Monatsversammlung des Heimatvereins Wasserburg am 5. April, abends 8 Uhr, bei Fletzing er spricht Benno Hubensteiner über „Barockes Mühldorf“. Nach der Mühldorfer Empfehlung verspricht der Abend sehr interessant zu werden. Mitglieder und Gäste sind herzlich willkommen.

Eine Fahrt nach Rabenden

Von F.-K. Kelm, Mühldorf

An einem Sommer-Sonntagmittag des vorigen Jahres fuhr der Heimatbund Mühldorf nach Rabenden.

Rabenden, ein Dorf im Chiemgau, westlich von Altenmarkt, dem Fachmann und dem interessierten Laien aus der Kunstgeschichte durch seinen spätgotischen Flügelaltar bekannt, liegt unscheinbar an der Landstraße. Der Wanderer geht leicht an ihm vorbei, nicht ahnend der Schätze, die sein schlichtes Kirchlein bergen.

Anders der Heimatbund Mühldorf, der in ihm ein Kleinod von hohem künstlerischem Rang wußte. An der Westseite des gotischen Kirchleins, dessen Turm durch einen neugotischen Turmauf-

Nicht nur entzückt den Beschauer die hohe Kunst der Gotik äußerlich in Form und Farbe, sondern der zum Schauen und Erleben Bereite wird aus dem Materiellen heraus angesprochen, ergriffen von dem gläubigen Geist dieser gotischen Zeit und seiner Schöpfer, und erkennt, daß die Damaligen aus dem Glauben heraus geschaffen haben, der uns Heutigen weithin abhanden gekommen zu sein scheint.

Somit wirkt der „unbekannte Meister von Rabenden“ noch heute fort und fort, kraft seines Glaubens und seines künstlerischen Könnens, auf den Menschen unserer Tage.

Aus dieser geistigen Schau heraus, beim Besuch des Rabender Kirchleins, entstand nachfolgendes Gedicht:

Nah'st du, Wandrer, dich Rabenden,
tritt nur in das Kirchlein ein.
Von der Gotik hohen Kunst dort,
grüßt dich wie von Ewigkeiten her
ein heller Schein.

Gib dich hin dem Kunstgenusse,
der dort zu dem Himmel weist.
Der in ird'scher Form und Farbe
immer nur das Ewige preist.

Wirst entrückt dem Weltgetriebe
durch der Gotik Transzendenz.
Umgeben wie von Gottes Liebe,
fern der ird'schen Immanenz.

Und die Meister, die dies schufen?
Ihre Gräber sind verschollen.
Keinen ihrer Namen nennt man
in der Künste Chronikrollen.

Meister von Rabenden,
habt geschaffen in der Zeit
aus der gotisch hohen Kunst,
Frucht für alle Ewigkeit.

Aus der Innprovinz

Die Notiz des Heimatpflegers Th. Heck in unserer letzten Nummer über eine Bauernhochzeit im Rahmen einer Faschingsveranstaltung hat den Katholischen Gesellenverein Haag als Veranstalter auf den Plan gerufen. Er bittet um Aufnahme einer Berichtigung, die wir — mit einem Schlußwort des Heimatpflegers — hier zum Abdruck bringen. — Die Redaktion.

Kolpingsfamilie — Katholischer Gesellenverein Haag (Obb.): Als neuartige Idee kann man eine Bauernhochzeit, die im Fasching in den Grenzen des Möglichen aufgeführt wird, nicht bezeichnen, vielmehr als eine geschmackvolle, da an dieses alte Brauchtum schon vor Jahrzehnten, gerade durch die Gesellenvereine, erinnert wurde und somit eigentlich als heimatpflegefördernd angesehen werden muß. Das „edle Großstädterblut“, das in den Adern der Haager Gesellen rollt, hat die-



satz verschandelt wurde, und an zahlreichen handgeschmiedeten Grabkreuzen vorbeigehend, die gutes handwerkliches Können um die Mitte des 18. Jahrhunderts aufweisen, betritt man das lichte Innere der Kirche. Ein spätgotischer Raum von reichstem Stil tut sich auf. Die ganze Kraft der reifen Gotik leuchtet einem entgegen. Die Meister dieser Schöpfung sind unbekannt. Der Bildhauer der herrlichen Plastiken ist als „Meister von Rabenden“ in die Kunstgeschichte eingegangen.

Es ist hier nicht der Platz, um im einzelnen auf das Dargestellte in Plastik, Malerei und Baukunst einzugehen. Ein jeder überzeuge sich davon persönlich.

Wenn aber der große bayerische Essayist Hofmiller nach dem Besuch des Kirchleins in seinen „Wanderungen“ äußerte „Man verläßt diesen Ort gestärkt wie nach einem Bade“, so ist damit Allumfassendes gesagt.

"Von dem Nahmen und Anfang des Bayrischen Volcks"

Ergötzliche historische Aufzeichnungen von Anno 1700

Johann Joseph Pockh, Doktor der Philosophie und bayerischer Hofrats-Advokat, hat an der Schwelle des 18. Jahrhunderts sein Wissen um Geschichte, Geographie und Politik niedergeschrieben. Erstaunlich gut unterrichtet zeigte er sich vor allem über die Ahnenreihen der bayerischen Adelsgeschlechter, deren Stammbäume er liebevoll bis in alle Verästelungen schildert und dem Leser Respekt vor der Geburtenfreudigkeit der vornehmen Frauen von damals einflößt. Begibt er sich aber mit seinen Beschreibungen in allzu ferne Länder, dann unterlaufen ihm höchst kuriose Irrtümer, und auch der im folgenden wiedergegebene historische Rückblick entbehrt zuweilen der wissenschaftlichen Standfestigkeit. Deswegen liest er sich aber nicht weniger erquicklich, da sich Pockh einer so herzhaften Sprache bedient, an der wir, um der leichteren Verständlichkeit willen, nur geringfügige Änderungen vornahmen.

Bayern ist von grossen Herrschafften / Helden und tapffern Innwohnern / schon vor mehr / als 600 Jahren vor Christi Geburt berühmt gewesen: nemlich anderthalb hundert Jahre vor Erbauung der Stadt Rom / sechs hundert vor Christi Geburt. Es ware jenseits der Frantzösischen Provintz Aquitanien / so durch die Flüsse Garumna und Ligeris abgeschnitten wird / ein sehr streitbar und mannhafftes Volck / die Celten genant; / diese des kriegens und streitens vielmehr / denn der süßen Ruhe / begierig und angewöhnt / begaben sich um erstbenannte Zeit unter einem hertzhafften Anführer Sigoveso auf die Reiß / durchstreiffen Gallien / und als sie an den Schwartzwald kommen / haben sie sich allda

sen doch ermöglicht, in wirklich schöner Form auf das alte Brauchtum hinzuweisen. Den uns öffentlich geschickten Gruß für „Fortschritt und Weltbürgertum“ können wir nur dankend erwidern, doch steht dieser bedauerlicherweise nach einem überaus ungünstigen Vorsatz. Die „besonders scharfe Lauge des Spottes“ war nicht im Rahmen unserer Veranstaltung zu finden, sondern erst in dem ironischen Bericht von Herrn Heck.

Die Vorstandschaft: im Auftrag gez. Hermann Auer.

Heimatspfleger Theodor Heck: Ueber die Einbeziehung einer auf altem Brauchtum beruhenden Bauernhochzeit in eine Faschingsveranstaltung kann man geteilter Meinung sein, besonders dann, wenn eine Zeitung darüber als „ein Schauspiel mit allem Drum und Dran und mit allen Graden des Humors und der Gaudi“ berichtet. Wenn außerdem u. a. ein riesengroßes Mannsbild als Braut verkleidet sich von dem zwergenhaften Bräutigam mittels einer Leiter abbusseln läßt, so hat der Berichterstatter m. A. n. recht, die Veranstaltung als „Gaudi“ zu bezeichnen. Ich gestehe ohne weiteres, daß mein Protest nicht der Schärfe entbehrte. Immerhin möchte man mir zugute halten, daß meine „Lauge des Spottes“ aus dem schwerbedrängten, an Kummer reichen, Herzen eines Heimatspflegers floß. Ich nehme mit Genugtuung zur Kenninis, daß sich der Kath. Gesellenverein Haag der Pflege des Brauchtums besonders angenommen hat und demnach „in den Adern ihrer Gesellen kein Großstadtblut rollt“. Auch wird es mir ein Vergnügen sein, zu passender Zeit mich mit dem Katholischen Gesellenverein Haag zu unterhalten, wobei ich überzeugt bin, daß mancher Irrtum aufgeklärt und eine gedeihliche Zusammenarbeit das Ergebnis sein wird.

Theodor Heck

niedergelassen / und weilen in ihrer Celtischen Sprache ein Wald Bois genennet wird / sich von dem Wald / woran sie wohnten / Boios / das ist Wäldler genennet; diese Boji breiteten sich allgemach mehr und mehr aus also daß sie nicht allein durch Böheim / sondern auch durch die hohen Alpen-Gepürg in Welschland eingetrungen / und an dem Poo-Fluß biß Anno 220 vor Christi Geburt allda gessen sind. Wornach sie abermahlen sich aufgemacht / an den Adriatischen Meers-Gestatten hinum, biß gar in Ostasien gezogen / und allda in Griechen-Land in einer Provintz / so nachmahlen von ihnen den Nahmen Gallo-Graecia bekommen / ihren Wohnplatz genommen / allda sie in etwas biß 190. Jahr vor Christi Geburt geruhet; alsdann wagten sie abermahlen einen Zug in das Taurischer-Land / um die untere Donau herum gelegen / begaben sich auch in die Steyrische Gebürg und Gegenden / kriegten auch bey 20. Jahr mit denen Römern sehr hitzig / eroberten endlich gar die Stadt Rom selbst und spieleten in vielen Provintzen den Meister.

Nachdem sich aber ihr Kriegs-Glück in etwas gewendet / und sie von M. Claudio Marcello, dem Römischen Bürgermeister / eine harte Schlappe erlitten / zogen sie sich wiederum ins Böheim zurück / welches von ihnen Boiohemia / oder der Bayern Heimat genennet wurde / allda sie sich auch alsdann biß Anno 472. nach Christi Geburt aufgehalten / zu welcher Zeit sie alsdann in das Nordgau / oder die jetzige obere Pfaltz / ihren Sitz gemacht / und sich dergestalten vermehret / daß sie Anno Christi 508 unter ihrem Regenten Theodone / oder Theut / sich abermahlen in das Feld begeben und denen Römern die Provintz Vindelicien / das ist / das Ober-Bayern / und die Gegend / um Augspurg herum / hinweggenommen. Nach diesem haben sie sich abermahlen gegen Ungarn hinab gewagt / die Hungarn und Avarn aus einem großen Theil von Hungarn und aus Avaria vertrieben / auch ihre Gräntzen biß an den Sau-Fluß erweitert / da sie dann zum Andencken solcher herrlichen Siege und grossen Reichserweiterung ihren alten Namen verändert / und sich Bojares / oder Boiavares genennet / aus welchem endlich der Nahmen Bavarus / oder Bavaria / entsprungen; sie waren also damalen über alle massen mächtig / und breiteten sich in viele herrliche Provintzen aus / doch ware das Glück wandelbar / und musten die Bayern / von ihren benachbarten Völkern beneydet / öftters wiederum eine schöne Provintz fahren lassen / also / daß ihr Reich bald groß und weitläufftig / bald wiederum mit engern Gräntzen beschlossen war; von welchen allen umständlich zu reden hier der Platz zu eng.

Hof und Kapelle Rottmoos

Kurz, nachdem die Straße nach Haag bei Gabersee von der Münchener Straße abzweigt, verläuft sie auf einem Höhenrücken zwischen dem Hofgut Rottmoos auf der linken und einer Votivkapelle auf der rechten Seite. Anlässlich der bevorstehenden Renovierung berichten wir über die Entstehung der Kapelle und geben einen kurzen Ueberblick über die jahrhundertalte Geschichte des zugehörigen Hofes.

Der Riedhof, wie der Hofname des heutigen Gutes Rottmoos lautet, gehört zusammen mit den benachbarten Höfen Gabersee und Gern mit zu den frühesten beurkundeten Höfen der Gegend. Eine ausführliche, detaillierte Geschichte dieser Höfe gibt Oberpfarrer J. Hoeckmayr in seinen „Beiträgen zur Geschichte von Gabersee“. Wir beschäftigen uns hier nur mit den jeweiligen Besitzverhältnissen des Riedhofes.

Zum erstenmal erscheint der Name Riedhof in einer päpstlichen Bulle vom 23. März 1274, in der Papst Gregor X. die Besitzungen des Frauenklosters in Altenhohenau bestätigt, darunter je einen Hof in Ried, Gagers (Gabersee) und Breitbrunn bei Edling. Daß der Riedhof durch Stiftung an Altenhohenau gekommen war, erfahren wir aus einem, um 1350 angelegten Urbar- und Giltbuch des Klosters: „Den hoff ze Ried hat her geben diu Hentelin zu ir phrunt.“ Diese Frau Hentelin war also in das Kloster Altenhohenau eingetreten und hatte den Riedhof als Pfründe eingebracht. Das Kloster ließ den Hof dann von Grundholden, d. h. Leuten ohne eigenen freien Grundbesitz, bewirtschaften. Die Verleihung geschah meist als Leibgeding, also auf Lebenszeit des Grundholden. So hören wir zum Beispiel in der nächsten Nachricht über den Riedhof von 1461, daß das „Leibgeding abgestorben“ war und neu vergeben wurde an „Hanns Riedmair, Magret, sein eheliche Hausfrau, Conntz und Hanns, Elspet und Ulrichen, seinen Kindern ir aller Lebtag und einem nach dem andern, als sy dann nacheinander benannt und geschrieben steh.“ Ried gehörte zu den großen Höfen und hatte an die Grundherrschaft Getreide abzuliefern, mittlere Höfe wie Gern, halbe wie Gabersee dagegen nur Pfennig- und Gütldienst. Interessante Zusammenstellungen der Abgaben zu verschiedenen Zeiten bringt J. Hoeckmayr in seiner oben erwähnten Arbeit. Im 15. und 16. Jahrhundert wurde der Riedhof meistens durch zwei Bauernfamilien bemayert, von denen die eine als „Innleut“ oder Inwohner bezeichnet wurde. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und am Anfang des 17. Jahrhunderts wechselt die Verleihweise und das Kloster vergab den Riedhof nunmehr als Freistift, d. h. nur auf ein oder mehrere Jahre. 1612 berichten die Steuerbücher, daß ein Teil des Riedhofes dem Kloster Attel zur Nutznießung überlassen sei. Wahrscheinlich wurden auf diese Weise finanzielle Verpflichtungen abgegolten. 1637 war der Riedhof wieder ganz im Besitz von Altenhohenau. 1715 kam er zusammen mit Gabersee und Gern unter die Grundherrschaft des Klosters Attel, das ihn 1733 in eigene Bewirtschaftung nahm, da der damalige Besitzer, Melchior Riedtmayr, tief in Schulden gekommen war. Unter Wahrung seiner Grundherrschaft verkaufte im Jahre 1791 das

Kloster Attel den Riedhof an Johann Baptist Rottmoser, Demmelbauer in Unterlohen bei Rott am Inn. Bei der Säkularisation 1802 gingen die Grundherrenrechte auf den Staat über. Bis zur Aufhebung der Grunduntertanenverhältnisse im Jahre 1848 mußten Zehnt und Gülden nunmehr an das kgl. Rentamt Wasserburg abgeführt werden, wobei der Getreidedienst des damals 190 Tagwerk umfassenden Riedhofes zu 64 Gulden 40 Heller umgerechnet wurde. Der Riedhof erbte sich im Geschlecht der Rottmoser weiter. Ein Enkel des ersten Rottmosers auf dem Hof erwarb 1844 durch Kauf dazu die ehemalige Kammermayr-Brauerei in Wasserburg. Er und seine Ehefrau Elisabeth erbauten 1873/74 die Kapelle zum Dank für die glückliche Heimkehr ihres Sohnes Johann Baptist aus dem Feldzug 1870/71. Die neugotische Kapelle ist nach den Maßen der Max-Emanuel-Kapelle in Wasserburg errichtet. Ueber der Tür eine gemalte Inschrift: Zu Gottes Ehr. Mariens Ruhm erbauten dieses Gotteshaus Johann Baptist und Elise Rottmoser, Bierbrauerseheleute, im Jahre des Herrn 1874 ... letzte Zeile unleserlich. Am Altare portatile in der Mitte eine Marienstatue, rechts und links die Statuen von Johannes dem Täufer und der hl. Elisabeth, eben den Namenspatronen der Stifter. Das Erzbischöfliche Ordinariat München genehmigte, daß in der Kapelle zweimal jährlich die hl. Messe gefeiert werden dürfe, unter der Bedingung, daß die Zelebration niemals an einem Sonn- oder Feiertag stattfinden und mit der Verwahrung dagegen, daß aus dieser Erlaubnis niemals ein rechtlicher Anspruch von seitens des Besitzers oder eine Verpflichtung für das Stadtpfarramt abgeleitet werden könne. Die Benediktion erfolgte am 23. Juni 1874 durch den Stadtpfarrer und Geistl. Rat Koenig von Wasserburg. Als 1901 die Kreisregierung von Oberbayern den Riedhof für die Heil- und Pfllegeanstalt Gabersee ankaupte, übernahm sie die Verpflichtung, die Kapelle in ihrem baulichen Zustand und ihrer inneren Einrichtung zu erhalten und in der Kapelle eine Jahresmesse lesen zu lassen. Die Regierung hat sich nunmehr bereit erklärt, eine Renovierung der Kapelle vornehmen zu lassen. S. K.

Besucht eure Heimathäuser



Bad Aibling

In memoriam: Mamertus Perzlmayer, Aibling

Von K. Braßler, Götting

Wie doch die Zeit eilt! Wir schrieben den 15. Oktober 1942, als uns die unfaßbare Kunde wurde, daß der Oberlehrer an der Aiblinger Knabenschule, der 1. Vorsitzende des Historischen Vereins Aibling und der spiritus rector des Aiblinger Heimatmuseums, während der Ausübung seines Dienstes in der Schule tödlich von einem Schlaganfall getroffen worden sei. Kaum daß er seine Buben entlassen hatte, war jäh und blitzschnell der Tod über ihn gekommen. Auf dem hochgelegenen Friedhof am Rande der Stadt fand dieser nicht aus dem Ortsbild wegzudenkende Mann seine letzte Ruhestätte.

War das Ableben Perzlmayers schon für alle, die ihn kannten, etwas Erschütterndes und einfach nicht zu Glaubendes, so traf das noch viel mehr für jene zu, die ihm als Freunde der Mangfalltaler Heimat nahe standen. War Perzlmayer doch die Verkörperung alles dessen, was sich um den Begriff „Heimat“ gruppierte, war er doch die Seele der örtlichen heimatkundlichen Sammelei und Forschung, die personifizierte unbändige Liebe zur Heimat, die sich nicht erschöpfen konnte in Phrasen und im Lippenbekenntnis, sondern die zur Tat drängte und damit zur Leistung wurde. Mamertus Perzlmayer war kein trockener Wissenschaftler im strengeren Sinne dieses Wortes; er war ein Mensch, der seine Beobachtungsgabe, seinen Scharfsinn, seine Gründlichkeit und seinen unerhörten Sammeleifer vereinigen konnte mit einer künstlerischen und poesievollen Betrachtungsweise. Diese glückliche Koordination von Wissenschaft und Kunst, von Verstand und Gefühl, war ein wesentlicher, ja ausschlaggebender Bestandteil des Persönlichkeitswertes dieses Toten und hat ihn damit wohl auch zu einer einmaligen Erscheinung in der Geschichte der Aiblinger Heimatkunde gemacht. Was Perzlmayer für unsere Heimat leistete, war so groß und so mannigfaltig, daß nicht nur sein Andenken, sondern auch seine lebendige Wirkung für alle Zeiten gesichert ist. Es ist für uns eine Genußgabe, daß Perzlmayer in dem neuen Ekkehard des Aiblinger Heimathauses, dem Oberlehrer a. D. Heinrich Nowak, einen Nachfolger bekam, der es meisterhaft verstand, die in den Räumen des Heimatmuseums sich offenbarende Lebensarbeit Perzlmayers nach dem Durcheinander, das die ersten Besatzungsjahre mit ihren verschiedenen Einquartierungen hinterließen, zu restaurieren und unseren Augen wieder so vorzuführen, wie sie dem verewigten Museumsbetreuer vorschwebte. Wenn auch viele am Werden und Ausbau des Heimatmuseums Aibling seit dem 28. März 1903, an welchem Tage die Gründung eines Lokalmuseums in Aibling beschlossen wurde, beteiligt waren und mitgearbeitet haben — zu nennen ist hier besonders Oberpostmeister Wilhelm Meyer in Prien —, so ist doch die Museumsstätte so, wie sie sich unseren Augen an jenem denkwürdigen 15. Oktober 1942 zeigte und wie

wir sie heute wieder betrachten können, sein Werk, ein Stück seines Geistes, seiner Seele, seines Gemütes. 39 Jahre lang hat Perzlmayer für das Heimathaus gesammelt und Schätze um Schätze gehäuft. Nur wer selbst sammelt, vermag diese unerhörte Leistung richtig einzuschätzen!

Innschiffahrt und Samergewerk

Das Heimatmuseum in Rosenheim hinterläßt in seiner neuen Gruppierung bei jedem Besucher einen erlebnistiefen Eindruck.

Der Bestand an Altertümern aus Stadt und Bezirk Rosenheim ist keineswegs erst in letzter Zeit gesammelt worden. Seine Gründung im Jahre 1895 verdankt das Heimatmuseum dem damaligen ersten Vorstand des Gemeindekollegiums, Herrn Josef Gietl. Magistratsrat Riggauer erwarb sich um die Ausgestaltung und Bereicherung der Sammlung ehrenvolle Verdienste. Stadtarchivar, Oberstudiendirektor Ludwig Eid gewann seinerzeit in dem Münchner Architekten Prof. Franz Zell einen feinsinnigen Förderer des Museums. In unermüdlicher, selbstloser Arbeit sichtete dieser warmherzige Freund und bahnbrechende Kenner baye-rischer Volkskunst das gesammelte Museumsgut, gruppierte es zu kulturgeschichtlich abgerundeten Bildern und erreichte damit ein reizvolles Lokalkolorit, fern jedweden frostigen Museumsgedankens. Jedes Möbel, jeder Gegenstand steht in ursächlicher Beziehung zur Stadt oder zur Heimatlandschaft.

Ein Rundgang vermittelt aufschlußreiche Bilder. Man kann sich über die Entwicklung der Stadt und ihr ehemaliges Verteidigungs- und Schützenwesen orientieren, erhält an Hand von Originalplänen Einblick in die 1812 gegründete Rosenheimer Saline und wird bei Betrachtung der Fülle handwerklicher Arbeiten dem Fleiß, Geschick und Geschmack der ehemals hier und im Hinterlande ansässigen Meister die verdiente Anerkennung nicht versagen. Ein Besuch in der „Fragnerlei“ und beim ehemaligen Tuchkramer Buchberger mit seinem Kunterbunt an Miedertüchern, Silberknöpfen, Geschnürhaken, Schürzen, Schals u. a. versetzt in die gemütliche Biedermeierzeit. Verschiedene Räume gewähren einen anschaulichen Einblick in die bürgerliche und bäuerliche Wohnkultur der letzten zwei Jahrhunderte. Besondere Erwähnung verdient die Küche, die in ihren reizenden Details ein echtes Spiegelbild ihrer Zeit gibt. Die Wirts-, Zunft- und Gesellenstube, ein Rokokowohnzimmer, eine bürgerliche Studierstube und bäuerliche Schlafkammer legen Zeugnis von echter Inntaler Werkkunst ab. Auch die kirchliche Heimatkunst ist mit ausgewählter schönen Stücken vertreten. Allgemeine Beachtung findet der Hauptraum, der dem Verkehr, insbesondere der Innschiffahrt und dem „Samergewerk“ gewidmet ist. Das sechs Meter lange instruktive Modell eines „Innschiffszuges“ ist mit viel Liebe und Sachkenntnis hergestellt.

Der Besuch des Rosenheimer Heimatmuseums im Mittertor (täglich geöffnet, außer Mittwoch, von 10—12 Uhr und 14—17 Uhr, an Sonntagen von 10—12 Uhr) wird jedem Heimatfreund und insbesondere auch Schulen empfohlen. J. S.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1951

April

Nummer 4

Heimatpflege / Von Theodor Heck

(2. Fortsetzung)

Der Besitzer eines besonders massiven alten Hofes in der Altöttinger Gegend begründete seine Neubauabsicht folgendermaßen deutlich genug: „Jahrelang hat sich die Großstadt über den Bauernstand lustig gemacht mit Juxpostkarten, mit Dachauer Singspieltruppen, mit Andenkenschund usw., weil wir so gschert und rückständig seien. Aber jetzt bin ich modern und möchte auch modern wohnen.“ Und nicht nur modern wohnen, er möchte sich modern kleiden, modern tanzen und sich überhaupt modern haben. Modern ist ihm so viel wie großstädtisch. Diesem Trugschluß zuliebe verachtet er alles Ueberlieferte, macht sich nun selbst lustig über die alte bäuerliche Kultur und glaubt durch diesen Gesinnungswechsel tatsächlich etwas Besonderes geworden zu sein.

Diese Feststellung ist so wichtig, daß ich sie ausdrücklich nochmals formulieren will: Nicht die durch industrielle Einwirkungen veränderte Bewirtschaftung trägt die Schuld an dem Absterben unserer bäuerlichen Kultur, auch nicht der häufig angeführte Mangel an Religiosität, sondern hauptsächlich die Neuerungssucht unserer Bauern. So beschämend diese Tatsache ist, ungeheure kulturelle Werte aus purem Unverstand vernichtet zu haben, so läßt sie uns doch noch einen Hoffnungsschimmer, den Rest wenigstens zu retten. Wären dagegen wirtschaftliche und finanzielle Gründe die Ursache dieses Verfalls gewesen, müßten wir jegliche Hoffnung fahren lassen.

Da wir nun die Wurzel des Uebels kennen, wissen wir auch, wo wir den Hebel ansetzen müssen.

Mit genau der selben Konsequenz, mit der die alte Volkskultur vernichtet wurde, müssen wir eine neue aufbauen, sogar mit denselben Mitteln. Wir müssen dem Bauern bei jeder möglichen Gelegenheit sagen, daß er jetzt erst wirklich rückständig ist; denn wenn er modern, d. h.

mit der Zeit gehend wäre, würde er sich der Bewegung anschließen, die heute nur noch ein Ignorant ablehnen kann, und das ist die Heimatbewegung. Aber nicht nur dem Bauern müssen wir dies sagen, wir müssen es allen sagen, denen die internationale Großstadtzivilisation Leitstern ist.

Man betrachte seine Pflicht der Heimat gegenüber nicht für erfüllt durch die eigene heimat-treue Gesinnung, sondern bedenke, daß diese Gesinnung wieder Allgemeingut werden muß, wenn wir diesen zersetzenden Einflüssen erfolgreich begegnen sollen. Wir müssen dem Heimatgedanken zuvörderst den ihm gebührenden Platz in unserem eigenen Herzen einräumen und ihn vertreten mit einem Nachdruck und einer Konsequenz, die man oft für nebensächlichere Dinge aufbringt. Ist es nicht paradox, wegen geringfügiger materieller Verluste Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen, aber andererseits tatenlos zuzusehen, wie unser größter gemeinsamer Besitz, die Heimat zerstört wird?

Was verstehen wir unter Aktivität?

1. daß man sich zunächst selbst mit dem Gedanken der Heimatpflege vertraut macht und

2. daß man, wenn man damit einverstanden ist, keine Gelegenheit vorbegehen läßt, ein großes Wort und Beispiel aufklärend zu wirken.

Vielleicht erscheint manchem diese Aufforderung höchst überflüssig, aber sie ist trotzdem notwendig. Es herrschen nämlich unter den Heimatfreunden weitgehende Meinungsverschiedenheiten über die Art und Weise der Heimatpflege. Und zwar werden die Geister hier grundsätzlich geschieden durch die Tatsache, daß ein großer Teil sein Ideal immer noch in der sogenannten „guten alten Zeit“ sieht. Ich persönlich würde gern auf die Annehmlichkeiten der modernen Technik verzichten, wenn es mir dafür vergönnt wäre, in einer Atmosphäre in sich geschlossener Kultur zu leben. Aber die „gute alte Zeit“ lehne

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayerischen Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“ und „Chiemgau-Zeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer in Wasserburg. Druck: „Oberbayer. Volksblatt“, Rosenheim.

Rosenheims Gericht im 19. Jahrhundert

Von Dr. Fritz v. Daumiller, München

(Schluß)

Nach einem Gesetz vom 1. Juli 1856 sollte in jedem Kreis eine dem Bedürfnisse entsprechende Zahl von Bezirksgerichten errichtet werden, die teils als „Einzelrichteramt“, teils als Kollegialgerichte tätig sein sollten. Neben einer Reihe von Aufgaben der zivilen Rechtspflege waren die Bezirksgerichte für die Untersuchung und Aburteilung von Verbrechen, Vergehen und der als Vergehen zu behandelnden Uebertretungen in erster sowie für die den Landgerichten vorbehaltenen Uebertretungen in zweiter Instanz zuständig. 1857 wurden demzufolge im Kreis Oberbayern sechs Bezirksgerichte (Aichach, München r. d. I., München l. d. I., Traunstein, Wasserburg und Weilheim) errichtet und das Landgericht Rosenheim dem Bezirksgericht Traunstein unterstellt. Das Schwurgericht für den ganzen Kreis Oberbayern wurde beim Bezirksgericht München gebildet (Schwurgerichte bei jedem Landgericht wurden erst 1924 eingeführt). Für die entfernteren Teile der Bezirke waren besondere Kriminalbezirke unter einem ständigen Bezirksuntersuchungsrichter vorgesehen. In Rosenheim wurde ein solcher Kriminalbezirk für die Landgerichte Rosenheim, Aibling und Prien geschaffen und zum Bezirksuntersuchungsrichter der 1. Landgerichtsassessor Karl Gietl in Rosenheim ernannt.

In die Jahre 1856—1858 fällt auch der Bau der neuen Fronfeste „an der Hauptstraße, neben den Salzstädeln, freigelegen.“

Ein Gesetz vom 10. November 1861 teilt die Gerichte in Stadt- oder Landgerichte, Bezirksgerichte, Appellationsgerichte und das Ober-

appellationsgericht ein. Die Stadt- und Landgerichte insbesondere, die im Gegensatz zu den übrigen Gerichten (mit kollegialer Verfassung) in der Besetzung mit dem Einzelrichter unter dessen alleiniger Verantwortung entscheiden sollten, waren zuständig zur Aburteilung von Uebertretungen, zur Bearbeitung gewisser Zivilrechtsstreitigkeiten sowie der nichtstreitigen Rechtspflege (Hypotheken- und Grundbuchwesen, Vormundschafts- und Kuratelwesen, Verlassenschaften u. a.).

Das Jahr 1862 brachte in Bayern die Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung. Die Gerichte sollten ausschließlich Organe der Rechtspflege sein, als untere Verwaltungsbehörden wurden die Bezirksämter gebildet. Durch Verordnung vom 24. Februar 1862 wurde das Bezirksamt Rosenheim, bestehend aus den Landgerichtsbezirken Rosenheim, Aibling und Prien, errichtet (Bezirksamt Aibling seit 1900 bestehend). Zum ersten Bezirksamtman in Rosenheim wurde der bisherige Landrichter von Schongau, Matthäus Moser, zum Bezirksarzt I. Kl. der Landgerichtsarzt in Rosenheim, Dr. Josef Zetl, ernannt.

Auf den 1863 in den Ruhestand versetzten Landrichter Ebenhöch folgte der Landrichter Karl Dorner von Neukirchen. Nach einer von diesem stammenden Geschäftsübersicht für das Geschäftsjahr 1864/65 belief sich die Zahl der Einläufe im Allgemeinen Tagebuch auf 5818, im Tagebuch des Hypothekenamtes auf 2851, während die Gesamtzahl der Einläufe 14 066 betrug. Neu angefallen waren 917 Zivilprozesse, 299 Verlassenschaften, 226 Pflögschaften, abgeurteilt wurden im ganzen 867 Uebertretungen. Dorner

finden glaubt, lebt in einer Scheinwelt, die niemals Wirklichkeit war und auch niemals Wirklichkeit werden wird. Das Produkt einer solchen Einstellung ist immer Maskerade und Attrappe. Wir sahen dies schon bei der Pseudogotik der Romantik. In einer alten Kirche oder Stadt stehen harmonisch Teile aller Stilepochen nebeneinander, ohne sich gegenseitig zu schädigen und trotz halbttausendjähriger Altersverschiedenheit ein Ganzes bildend. Nur die Teile fügen sich niemals ein und bringen einen Mißklang in die allgemeine Harmonie, diejenigen, die bewußt altertümelnd eine Sprache sprechen wollen, deren Geist ihnen nicht innewohnt.

Wir müssen uns damit abfinden, daß das, was vergangen ist, nicht wiederkehrt und sei es noch so schön gewesen. Wir können es nicht ändern und brauchen uns darüber auch nicht zu betrüben. Betrübtlich wäre lediglich die Tatsache, wenn wir selbst so wenig könnten, daß wir dadurch gezwungen wären, das Schöne nur in der Vergangenheit zu suchen. Dies ist aber nicht der Fall, auch unsere Generation kann etwas. Die neue Baukunst und Handwerkskultur schafft genau so vollwertige Werke wie die alte Zeit, aber sie finden Widerstand, sich durchzusetzen, und dieser Widerstand kommt nicht so sehr von den Gegnern der Heimatpflege, sondern gerade von den Heimatfreunden romantischer Prägung.

(Schluß folgt.)

bemerkte hierzu: „Die Geschäfte sind fortwährend im Steigen, so daß die gewöhnlichen Bureaustunden und eine gewöhnliche Tätigkeit nicht ausreichen.“

Im Jahre 1867 wurde die freie Advokatenstelle in Rosenheim mit dem Advokaten Martin Dittelberger von Aichach besetzt.

Das Aufsteigen Rosenheims, das 1864 die Rechte einer Stadt erhalten hatte, zur unmittelbaren Stadt am 8. Februar 1870 (mit der direkten Unterstellung unter die Kreisregierung) war für sein Gericht insofern von Bedeutung, als dieses vom 1. April 1870 an die Bezeichnung „Stadt- und Landgericht“ erhielt und seine Beamten und Bediensteten die Bezeichnung „Stadt- und Landgerichtsbeamte“ bzw. „-bedienstete“ zu führen hatten.

Da das alte Gerichtsgebäude trotz seines Umbaus im Jahre 1862 in räumlicher Hinsicht den gesteigerten Bedürfnissen nicht mehr entsprach, begann man nach verhältnismäßig kurzer Zeit mit dem Bau eines neuen Gerichtsgebäudes an der heutigen Königstraße, das 1874 vollendet werden konnte.

Am 1. Februar 1876 trat Dorner wegen Krankheit in den Ruhestand. Sein Nachfolger war der Assessor Anton v. Auer in Neuburg.

Im Zuge der Vereinheitlichung der Gerichtsverfassung im Deutschen Reiche durch das am 1. Oktober 1879 in Kraft getretene Reichsgerichtsverfassungsgesetz wurden die Stadt- und Landgerichte aufgehoben und ihre Zuständigkeiten den Amtsgerichten, die mit der erforderlichen Anzahl von Amtsrichtern besetzt werden sollten, übertragen, während die Landgerichte neuer Ordnung die bisher in erster Instanz zur Zuständigkeit der Bezirksgerichte gehörenden Angelegenheiten übernahmen. Die Besetzung des Amtsgerichts Rosenheim zeigt zum 1. Oktober 1879 folgendes Bild: Oberamtsrichter der bisherige Landrichter v. Auer, Amtsrichter die bisherigen Assessoren Jakob Achtinger und Gottlieb v. Koch, Gerichtsschreiber Michael Baumann und Friedrich Bulling, Amtsgerichtsdienner Johann Weiß. Von Auer war bis 1887 Amtsgerichtsvorstand in Rosenheim und wurde von dem Oberamtsrichter in Parsberg, Josef Westermayer, abgelöst. Im Jahre 1891 erhielt das Amtsgericht Rosenheim „in Anbetracht der dermaligen Personal- und Geschäftsverhältnisse“ einen dritten Amtsrichter, der 1892 in den Stand einrückte. Ebenso machte 1897 der vermehrte Arbeitsanfall die Ernennung eines weiteren Amtsrichters notwendig.

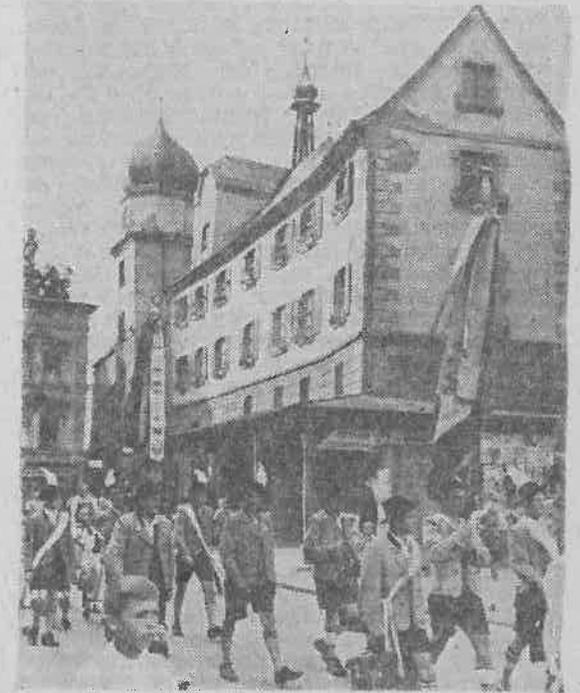
Im Jahre 1899 wurde das Gerichtsgebäude erweitert, während das Gefängnis bereits 1896 bedeutend vergrößert worden war.

Zu Beginn des neuen Jahrhunderts war das Amtsgericht Rosenheim, dessen Bezirk eine Einwohnerzahl von 34 255 auswies, besetzt mit dem Oberamtsrichter Johann Schmidt (seit 1898), den Amtsrichtern Heinrich Hövemeyer, Heinrich Zeis, Friedrich Straßer, Wilhelm Schöller und den Sekretären Julius Teufel und Paul Müller. Als Rechtsanwälte waren zu diesem Zeitpunkt Sebastian Baier, Heinrich Bauer, Rudolf Bensegger und Franz Xaver Kollmann am Amtsgerichte Rosenheim zugelassen.

Die Aufwärtsentwicklung, die Rosenheims Gericht im 19. Jahrhundert genommen hat, hat auch nach der Jahrhundertwende nicht aufgehört. Unter der Vorstandschaft der Amtsgerichtsdirektoren

Heinrich Zeis, Georg Taubenberger, Ludwig Henneck und Ludwig Schlechter ist das Amtsgericht Rosenheim, dessen Gebäude 1933/34 (mit der Verlegung der Vorderfront in die Bismarckstraße) erheblich erweitert wurde, zu einem der größten Gerichte des bayerischen Oberlandes geworden. Unter dem gegenwärtigen Amtsgerichtsdirektor Dr. Richard Lauter ist das Amtsgericht Rosenheim, das bei seiner Zahl von rund 114 000 Gerichtseingesessenen mit neun Richtern besetzt ist, nunmehr für den Stadt- und Landkreis Rosenheim einschließlich Prien (hier eine Zweigstelle des Amtsgerichtes Rosenheim) zuständig und besitzt ein Schöffengericht für die Gerichtsbezirke Rosenheim mit Prien, Bad Aibling, Haag und Wasserburg. Rosenheims Gericht ist somit für Stadt und Land heute von gleicher Bedeutung wie ehemals.

Besucht eure Heimat Häuser!



Unser Bild zeigt das Museum in Rosenheim

Aus der Innprovinz

Der Federkrieg um die Bauernhochzeit in Haag (vgl. Nr. 1, 2 und 3 unseres Blattes) hat erfreuliche Früchte getragen. Lassen wir unseren Heimatpfleger Th. Heck darüber selbst berichten. (Die Redaktion.);

In dankenswerter Weise hat mich der Kath. Gesellenverein zu seiner anstehenden Monatsversammlung eingeladen. Im Verlauf unseres Gesprächs habe ich mich mit Freude davon überzeugt, daß der Gesellenverein den Fragen der Heimatpflege sehr aufgeschlossen ist, daß keineswegs die Absicht bestand, sich auf Kosten des Bauernstandes lustig zu machen und daß der Gesellenverein Haag bereit ist, die Heimatpflege nach bestem Vermögen zu unterstützen.

Die Mangfall hat nie ihren Lauf geändert

Von K. Braßler, Götting

Der „Naturkundliche Verein für das Mangfallgebiet“ macht demnächst eine Exkursion in das Gebiet des Mangfallknies und Interessenten können sich dann Ort und Stelle über den Wert der alten Lauf-Theorien und über das nachstehend Berichtete ein Bild machen. Auskunft über die Exkursion gibt der Verfasser des Aufsatzes.

Die Mangfall (fälschlich wird sie als „Abfluß“ des Tegernsees bezeichnet, obwohl Weißach, Tegernsee und Mangfall entwicklungsgeschichtlich gesehen ein einheitliches Ganzes darstellen) ändert ihren zunächst nach Norden gerichteten Lauf bei dem Ort Grub, macht dort einen großen, nach rechts gerichteten Bogen und strebt dann in östlicher Richtung dem Inn zu. Dieses sog. „Mangfallknie“ bei Grub hat natürlich von jeher das Interesse der Geographen und Geologen gefunden und es wurden über die Ursachen der „plötzlichen“ Richtungsänderung die verschiedensten Meinungen geäußert und niedergeschrieben. Es kam hinzu, daß in der nächsten und weiteren Umgebung des Mangfallknies im Rahmen der dortigen nacheiszeitlichen Bodengebilde, der Moränenlandschaft, Talzüge festgestellt wurden, die früher, in der späten Eiszeit oder in der älteren Nacheiszeit, wohl Wasserläufe, „Schmelzwassertäler“, waren und gegenwärtig als „Trockentäler“ die Landschaft charakterisieren. Da lag es natürlich insbesondere für jene Forscher, die das Gebiet selbst nicht begingen, sondern an Hand von Karten arbeiteten und Schlüsse zogen, nahe, anzunehmen, daß die Täler ursprünglich von der Mangfall gebildet und benutzt wurden. Man konnte mit einer solchen Annahme zugleich glaubhaft machen, daß die Mangfall den vermeintlich widernatürlichen Rechtsbogen ursprünglich nicht gehabt hätte, sondern bei Grub weiterhin nach Norden geflossen sei. Es wurden auf solcher Basis mit allem Ernst zwei Theorien über den alten Flußlauf der Mangfall aufgestellt und in der Fachliteratur vertreten: einmal der ausgesprochene Nordlauf der Mangfall durch das Trockental, das von Grub aus nördlich zieht, an Helfendorf, Peiß und Aying vorbei, der die Mangfall als einen ehemals bei Moosburg oder Erding in die Isar mündenden Fluß charakterisieren würde, zum zweiten ein durch die Talung bei Westerham in Richtung Laus, Glonn, Moosach, Grafing, Ebrach und Nasenbach (im Zuge einer in der Endmoräne des ehemaligen Innletschers sich hinziehenden „peripheren Umliebungsrinne“) liegender Mangfall-Lauf, der etwa in der Gegend von Mühdorf seine Vereinigung mit dem Inn gefunden hätte.

Diese beiden Theorien spuken heute noch sehr viel in der heimatkundlichen Literatur. Wer das Gebiet begeht, erkennt sie als zwingend falsch, wer geologisch denkt, nicht minder. Es sei mir in aller Kürze gestattet, die geologischen Realitäten, die den Lauf der Mangfall und sonstigen Flüsse in unserem Gebiet von jeher bestimmten, aufzuzählen, um damit zu zeigen, daß keine nacheiszeitlichen Laufveränderungen stattgefunden haben können und auch das Mang-

fallknie bereits ein notwendiger Bestandteil des Ur-Mangfalltales war.

1. Am Ende der miozänen Periode des spätertären Erdzeitalters erlebte unsere Heimat die dritte jener Phasen, welche unsere Alpen gebildet haben, die attische (auch rhodanische) Phase mit Ueberschiebungen, Faltungen und Einbrüchen der seit der zweiten (pyrenäischen) Phase bestandenen alpinen Aufbaugebilde und der seitdem neu hinzugekommenen tertiären (oligozänen und miozänen) Molasse-Ablagerungen.

2. Die letztgenannten Ablagerungen aus den Molassemeeren wurden mindestens zweimal gefaltet. Wir können eine kräftigere, höhere Falte im Süden der heutigen Mangfall parallel zum Kalkalpenzug und der ihm vorgelagerten, aus der pyrenäischen Phase stammenden Flyschfalte feststellen, die in ostwestlicher Richtung verläuft und den Taubenberg, Irschenberg, Feinbacher Berg und andere Molasseberge aufbaut, und eine schwächere, niedrigere Falte in gleicher Richtung, aber nördlich der Mangfall, die quer durch das dortige Moränengebiet zieht und von jüngeren diluvialen Bodengebildeten überlagert ist.

3. Diese beiden Molassefalten wurden ebenso, wie die im Süden sich anschließende Flyschfalte und kalkalpinen Aufbauelemente durch Querbrüche von nordsüdlicher Richtung in einzelne Schollen zerlegt. Solche Querbrüche sind manifestiert durch die Talzüge Weißach—Tegernsee—Mangfall, Schliersee—Schlierach, Leitzach, Inn usw. Bei allen diesen Tälern handelt es sich — wie insbesondere auch die Lotungen im Tegern- und Schliersee ergeben haben — um rein tektonische Bildungen und nicht um eiszeitliche oder nacheiszeitliche Geländeänderungen.

4. Das Abbiegen der Mangfall bei Grub nach Osten ist allein bedingt durch das Auslaufen des Querbruches „Mangfalltal“ und dessen Einmünden in die zwischen der südlichen und nördlichen Molassefalte gelegenen Mulde, die zudem ein Gefälle nach Osten, dem Inn zu, hatte. Diese Mulde ist als Folge der Faltungsbewegung ebenfalls tektonischer Natur.

5. Somit handelt es sich bei unserem gesamten Wassernetz Mangfall—Schlierach—Leitzach—Inn um tektonische, im Spättertiär gebildete Täler, die auch seit ihrer Entstehung im Prinzip unverändert geblieben sind (wenn man von diluvialen und postdiluvialen Ueberlagerungen und absolut nebensächlichen Veränderungen im Verlaufe der bis jetzt rund 20 000 nacheiszeitliche Jahre absieht). Keinesfalls konnten die Gewässer ihre Laufrichtung ändern. Das wäre geologisch nicht möglich, denn sie sind in dieser Beziehung an die anlässlich der dritten Alpenfaltung geschaffene Lagerung der wassertragenden Schichten gebunden.

6. Das Einfließen der Mangfall aus der Nord-Südspalte in die ostwestliche Molassemulde begünstigte in der Eiszeit hervorragend die Anreicherung von Geröll an diesem „Knie“ und insbesondere seinem Nordufer und wenn wir heute gerade dort mächtige Nagelfluhfelsen riß-

Weitere Werke des Aiblinger Bildhauers Götsch

Von Anton Bauer, Pfarrer zu Hochstätt

Schon um 1930 hat Alois Mitterwieser eine Abhandlung über den Aiblinger Bildhauer Josef Götsch veröffentlicht, die J. Albrecht in der Nummer 1/2 dieser Heimatblätter ergänzte.

Es lassen sich nun noch mehrere Werke von der Hand des Meisters Götsch bzw. seiner Werkstatt namhaft machen, Werke aus der Umgebung von Aibling und Rosenheim. Um 1785 lieferte er die drei Altäre für die damalige Auer Filialkirche und heutige Expositurkirche Lippertskirchen, wie aus den Einträgen in den Kirchenrechnungen einwandfrei hervorgeht. Wie alle übrigen Altarbauten von Götsch sind es gefällige architektonische Gebilde, die etwas an die zwei großen Seitenaltäre zu Rott am Inn erinnern. Um diese Zeit schuf unser Meister auch den Hochaltar der bescheidenen, aber ansprechenden Filialkirche Happing, Pfarrei Pang. In einem der Rechnungsbände dieser Kirche ist darüber genauere Auskunft zu erholen.

Auf dem Wege der vergleichenden Stilkritik können unschwer weitere Götsch-Arbeiten festgestellt werden. Außer den Altären der so gern besuchten Sebastianikirche in Bad Aibling sind die Hochaltäre der Kirchen von Ellmosen und Dettendorf, Pfarrei Kemathen-Dettendorf, auch der linke Seitenaltar der Pfarr- und Wallfahrtskirche Weißenlinden typische Götsch-Altäre. Der Hochaltar der in letzter Zeit ausgezeichnet restaurierten Pfarrkirche Berbling dürfte ebenso in der vielbeschäftigten Aiblinger Altarbau-Werkstätte entstanden sein.

Die gotische Pfarrkirche zu Hochstätt a. I., Kreis Rosenheim, eine Stunde von Rott gelegen, wies einst ebenfalls Altäre von Götsch auf, bevor sie um 1890 im neugotischen Stile renoviert wurde. Vom Epistel-Seitenaltar haben sich noch einige Figuren erhalten, die stilistisch nur diesem Meister zugeschrieben werden können. Kein Wunder, daß Götsch hier Aufträge erhielt. Rott ist benachbart, wo er unter Leitung von Günther seine besten Werke schuf. In Vogtareuth arbeitete er, wohl auch in Leonhardspunzen und Griesstätt, da in letzterem Ort Günther-Werke nachgewiesen sind und in ersterem Altar-Figuren in der Manier des Götsch stehen. Zu Hochstätt hatte aber die erste Ehe-

und mindeleiszeitlichen Alters vorfinden, so ist das ohne weiteres klar, weil zwangsläufig.

7. Die Molassemulde — heute das Vagener und Göttinger Tal der mittleren Mangfall — erweiterte sich infolge Zurückweichens der Molassefalten und teilweiser Unterbrechung im Aiblinger-Kolbermoorer Kessel zum weiten „Rosenheimer Becken“, das sich schon im Endtertiär mit Wasser füllte und seitdem bis in die ältere Nacheiszeit herein als Becken des „Rosenheimer Sees“ fungierte; mindestens ab Götting wurde er von der Mangfall durchströmt. Auch der Inn war Zufluß und Abfluß dieses Sees, der dann in den kalt- und wärmtrockenen Klimaperioden der Nacheiszeit vollkommen austrocknete.

frau von Götsch besondere Beziehungen. Sie war Mitglied der Hochstätter Schutzengel-Bruderschaft. Der Eintrag im Totenbuch dieser 1745 errichteten religiösen Vereinigung zum Jahre 1770 lautet: „Elisabeth Grabmayrin Bildhauerin von Aibling“. Merkwürdig ist es, daß hier noch der Mädchenname der Frau erscheint, die bereits 1759 sich verheiratet hatte. Es erhebt sich die Frage, wann hat die Aufnahme in die genannte Bruderschaft stattgefunden? Schon im ersten Jahre 1745 hat Pfarrer Paul Eisenreich — der spätere Marktpfarrer zu Aibling — unter Nummer 180 eine „Elisabeth Grabmayrin 1. St. Grafinger Pfarr“ eingeschrieben. Die unter den Nummern 317 und 626 eingetragenen „Kaspar Grabmayr“ bzw. „Ursula Grabmayrin“ waren vermutlich nahe Verwandte.

1791 noch hat die bekannte Wallfahrtskirche Heiligblut am Wasen, Pfarrei Pang, ein kleines Werk der Bildhauerkunst aus Aibling bestellt. Die Kirchenrechnung dieses Jahres meldet: „Joseph Götsch, Bildhauer, und Joh. Beham, beide zu Aibling, haben für den zum Koraltar (= Chor- oder Hochaltar) in dieses Gottshaus neugemachten Heil. Geist ... erhalten 11 fl., also elf Gulden. Ohne Zweifel werden bei einigem Forscherfleiß noch manche „Götsch“ zu den bisher gefundenen beigebracht werden können.

Mitteilungs-Ecke

Bad Aibling. (Historischer Verein). Im abgelaufenen Vereinsjahr hielt der Historische Verein drei Versammlungen. In den beiden ersten hielt der Vorstand zwei Vorträge und zwar an Hand der drei ersten Jahrgänge des Aiblinger Wochenblattes von 1851 bis 1853 über die damaligen Zustände und für das Leben der Stadt wichtigen Ereignisse und über „Aibling im Wandel des 19. Jahrhunderts“. In der dritten Versammlung sprach Lehrer Gillmeier über das Thema: „Aus Aibblings alten Tagen“, indem er hinwies auf Aibling als Römersiedlung, die Besiedlung des Ortes durch die Bajuwaren, wie dann Aibling Sitz einer Gaugrafschaft und schließlich Sitz eines Pflgerichtes wurde. Eine sehr interessante kunstgeschichtliche Exkursion unternahm der Verein am 1. Mai 1950 nach Hohenaschau, wo H. H. Schloßkaplan Dr. Röck die Teilnehmer durch alle Räume des Schlosses führte und in sehr fesselnder Weise über die Baugeschichte desselben referierte. Im Anschluß daran wurde die Kirche St. Florian mit dem prächtigen gotischen Flügelaltar und die Kirche in Urschalling mit den jüngst aufgedeckten hochinteressanten Fresken aus dem 12. oder 13. Jahrhundert besucht.

Wasserburg. Die nächste Monatsversammlung des Heimatvereins Wasserburg wird auf Donnerstag, den 10. Mai, verschoben. Als Redner soll ein Herr des Landesamtes für Denkmalpflege gewonnen werden.

Die Straße von Pons Aeni ad Castra

von Dr. Heinr. Kastner, Ebersberg

Mit der Entdeckung der römischen Straße von Pons Aeni nach Regensburg läßt sich nun zum ersten Male annähernd die Lage dieser in spät-römischer Zeit so wichtigen Verbindung festlegen. Der erste, der mit der Möglichkeit einer Führung über Haag rechnete, war Reinecke, der in seinen „Kleinen Schriften zur vor- und frühgeschichtlichen Topographie Bayerns“ erwähnt, daß diese Straße voraussichtlich in möglichst gerader Führung von Pons Aeni nach Norden ging, etwa bis Attel im Innthal, und dann bei Ueberschreitung des Endmoränenwalles möglichst eine seiner Senken zu erreichen suchte, Infolgedessen sei mit einer Führung über Haag zu rechnen, wenn sie nicht überhaupt Anschluß an eine andere Süd-Nordstraße suchte und dann für unser Gebiet ausscheiden würde.

Als Quellen römischer Straßenforschung dienen uns die Angaben auf römischen Meilensteinen, die auch Orts- und Entfernungsangaben enthalten und uns Aufschluß über die Entstehungszeit von Straßen geben, dann die Tabula Peutingeriana, die auf einem 5 m langen Band von 35 cm Breite die wichtigsten Straßen der damaligen Zeit nebst Entfernungsangaben enthält. Beide Quellen scheiden für unsere Straße aus, Meilensteine wurden bisher keine gefunden, und die Tabula, die eine mittelalterliche Kopie (entstanden 1264) römischer Routenkarten aus dem 3. Jahrhundert darstellt, gibt diese Straße nicht an. So bleibt als einzige schriftliche Quelle nur das Itinerarium Antonini, das unsere Straße ziemlich genau angibt. Es heißt dort: A Ponte Aeni ad Castra MP CL (= 150 Meilen) XLIII Turo — LXIII Jovisura — LXII (XLIII) ad Castra. Eine römische Meile entspricht 1,47 km. Die Entfernung von Pons Aeni nach Regensburg betrüge demnach rund 225 km, während es in Wirklichkeit kaum mehr als 160 km sein können. Man muß also hier berücksichtigen, daß dieses Itinerarium eine mittelalterliche Kopie ist, also sehr leicht Schreibfehler entstanden sein können. Für die beiden Zwischenstationen Tur und Jovisura (entsteht aus Ad Isuram = an der Isar) kommen wohl nur die Kreuzungspunkte mit anderen Straßen in Frage, für Jovisura demnach die Gegend von Landshut, wo die von Freising und Sempt herkommenden Straßen gemeinsam in unsere einmünden und jenseits der Isar wieder nach Osten abzweigen. Die erste Station Turum muß am Kreuzungspunkt unserer Straße mit der von Oberföhring durch den Ebersberger Forst kommenden Straße liegen, die in ihrem weiteren Verlauf sicherlich das Schmelzwassertal zwischen Endmoränen des Inngletschers und den Altmoränen nördlich davon benützte. Bis Maitenbeth konnte diese Straße einwandfrei nachgewiesen werden, auch weiter östlich davon wurden neuerdings verschiedene Spuren ermittelt, vor allem Spuren von eingefüllten Materialgruben bei Sinkenbach und Winden und ein schwacher Dammrest, der bei Winden vom modernen Straßenkörper nach links in Richtung Winden abzweigt. Maurermeister Scheed von Haag fand vor einigen Jahren außerdem bei Hof am linken Ufer des Reinbaches in etwa 40 cm Tiefe einen west-östlich verlaufenden Straßenkörper von 4—6 m

Breite, wobei es sich wohl um die römische Straße handelt.

Nachdem nun von der Süd-Nordstraße zwei einwandfreie Stücke gefunden wurden, dürfte jeder Zweifel behoben sein, daß sich das fragliche Turum an der Straßenkreuzung bei Haag befand, wenn auch das Itinerar als Entfernung Pons Aeni — Haag XLIII Meilen angibt, also rund 65 km. Eine kleine Korrektur dieser Zahl bringt uns sogar der wirklichen Entfernung nahe, wenn man nämlich statt L ein X schreibt, dann wären es 23 Meilen, also rund 35 km, was der tatsächlichen Entfernung beider Orte entspricht.

Die Entfernung der Süd-Nordstraße, die eine Fortsetzung der Brenner- und Innthalstraße darstellt, geht wohl auf Marc Aurel und die Markomannenkriege zurück. Dieser Krieg bedeutete eine große Gefahr für das römische Imperium und man wurde auf die Wichtigkeit der Donaugrenze mehr als bisher aufmerksam. Als der Kampf für Rom siegreich beendet war, verblieb die Legio III Italica Convordia in Regensburg und sie errichtete 178/79 an der Stelle der heutigen Altstadt Regensburg, das Legionslager Castra Regina, zugleich wurde der Befehlshaber dieser Legion, ein Legat, zum Oberbefehlshaber über ganz Rätien. Das bedeutete, daß Regensburg nicht nur militärischer Hauptsitz in Rätien wurde, sondern auch Hauptstadt der Provinz, eine gute Straßenverbindung nach dem Mutterland wurde also eine Notwendigkeit. Bis dahin hatte sich in Regensburg nur ein Auxiliarkastell befunden, das wahrscheinlich schon in dem Jahr der Eroberung Rätiens (15 v. Chr.) errichtet worden war. Die vermutlich schon bestehende Verbindung nach Pons Aeni wurde nun, also etwa um 178 n. Chr. zu einer richtigen Kunststraße ausgebaut und in der Folgezeit muß dieser Straße im gesamten römischen Verkehrsnetz eine überragende Bedeutung zugekommen sein, denn es war die kürzeste Verbindung von Regensburg nach Rom.

Von Pons Aeni bis Rott verlief die Straße wohl im geräumigen Innthal, nach den richtungweisenden Flur- und Ortsnamen blieb sie auch bis Attel dort. Bei Katzbach gibt es am linken Bachufer eine Flur, die heute noch „in der alten Stadt“ heißt, ein Name, der auch im Flurplan und im Kataster verzeichnet ist. (Vgl. Dollacker: Die „alte Stadt“ bei Altenhohenau.) Dieser Name ist schon im 16. Jahrhundert bekannt, denn Apian schreibt darüber: Katzpach villa. Infra hanc villam ad Oenum vetustae urbis locus monstratur, forte Carnoduni, vel Hohenduni ... Es könnte also immerhin ein wahrer Kern in dieser Sage stecken, wenn auch bisher keine Mauerreste einer aufgelassenen Siedlung gefunden wurden. Anschließend erstreckt sich eine ziemlich gerade Straße in Richtung Steingassen und Bruck, die durch ihre Namen besonders auf eine alte Straßenführung hinweisen. Dazu kommen einige Flurnamen, wie Straßfeld, Straßfleckl und ein schöner Hohlweg, der von Bruck auf die Terrasse bei Hart führt. Die Fortsetzung des Weges führt wieder an Aeckern vorbei, die durch den Namen „Straßbäcker“ gekennzeichnet sind. Sicherheit über die Straße bekommen wir dann erst bei Steppach, wo der Verlauf durch ehemalige, jetzt

eingefüllte Materialgruben auf dem Straßfeld ermittelt werden kann. Wo dann die Wasserburg-Albachinger Straße in den Wald eintritt, finden wir nur einige Meter links davon die Straße mit den typischen Materialgruben, die lückenlos bis zum nördlichen Waldausgang zu verfolgen sind und auf dem freien Felde bei Schleeefeld wieder verschwinden. Der Straßendamm ist durch mittelalterliche Benützung zerstört, man findet auch noch viele Fahrbahnen aus jener Zeit. Es war wohl die Salzstraße in Richtung Hohelinden, die bis zur Zerstörung der Isarbrücke bei Oberföhring Anschluß an die durch den Ebersberger Forst ziehende Römerstraße suchte, die im Mittelalter (1045) als „Halwec“ (= Salzweg) beurkundet ist. (Ebersberger Cartular 1/35.)

Für den weiteren Straßenverlauf fehlen bis Rechtmehring vorläufig noch Anhaltspunkte, ein Hohlweg kurz vor der Hauptstraße und eine alte Fahrt, die links im Bogen um Rechtmehring herumführt, dürften dann wieder die ersten Spuren sein. Bald darauf, nämlich auf der Höhe des Berges, zweigt links in den Wald ein Weg ab, der durch zahlreiche, aber nicht mehr lückenlos erhaltene Materialgruben sich als römisch erweist. Zum Teil kennt man noch in Spuren die eingefüllten Gruben, die Bauern benützten sie mit Vorliebe als Abfallgruben für Gerümpel und

für die auf den Aeckern aufgefundenen Steine. Als breiter Feldweg mit auffallend festem Untergrund geht es dann im freien Gelände weiter, entlang der Anhöhe westlich der heutigen Straße bis Reith, wo man die Spur wieder verliert. Prof. Friedrich Wagner stellte dann noch einen schwachen Dammrest in Richtung Haag fest, der wohl als Fortsetzung gelten darf. Nachdem man hier schon in unmittelbarer Nähe von Haag ist, muß die gesuchte Straßenkreuzung etwa zwischen Haag und Berg gewesen sein. Dort lag dann auch die römische Zwischenstation Turum, die dem Namen nach an eine keltische Siedlung anknüpfte (dur = Wasser, vgl. Boiodurum und Sorvioturum).

Die weitere Wegerkundung gegen Norden steckt noch in den Anfängen. Wahrscheinlich dürfte der Verlauf der Römerstraße dem der mittelalterlichen Salzstraße nach Landshut entsprechen, die nach Ueberlieferung und Terrainbefund über Berg, Gassen nach Furth im Goldachtal führte. Der Ortsname Breitrain und der Flurname „Strasserin“ (wahrscheinlich aus „Straßrain“ entstanden) zwischen Stilln und Breitrain weisen hier auf eine uralte Straßenführung hin. Sichere Spuren können aber nur durch eingehende Geländebegehungen ermittelt werden und es ist sehr wahrscheinlich, daß durch solche noch weitere Stücke dieser Straße ermittelt werden.

Die Malerfamilie Vicelli

Von Geistl. Rat Albrecht, Pfarrer zu Bad Aibling

Auf der Nordseite der Pfarrkirche in Bad Aibling befindet sich in der Mauer eine Grabplatte mit der Inschrift: „Hier ruht in Gott der wahrhaft wohlweise und kunstreiche Herr Johann Evangelist Blasi Vicelli, Bürgermeister und Mahler, gest. 27. 12. 1771, seines Alters 85 Jahre.“ Im Jahre 1669 war in Aibling der Maler Franz Weilechner gestorben. Die Witwe Margareta Weilechner verheiratete sich wieder am 24. 11. 1670 mit Johann Vicelli, dem Sohn der Malerseheleute Johann und Eva Vicelli aus Sillian im Pusterthal. Dieser Johann Vicelli war ein Landsmann des berühmten Venetianer Malers Tizian, der in dem benachbarten Pieve di Cadore geboren war. Aus der Ehe mit Margareta Weilechner gingen zwei Kinder hervor, nämlich Onophrius, geb. 21. 3. 1672, und Maria Franziska, geb. 24. 10. 1674. Johann Vicelli starb am 13. 5. 1720, während ihm seine Frau bereits nach einem halben Jahre im Tode folgte, fast hundertjährig, wie der Eintrag im Sterbebuch lautet. Doch dürfte man von diesen hundert Jahren getrost zehn Jahre wegstreichen, wenn man die Geburtsdaten ihrer Kinder betrachtet.

Am 11. 6. 1686 heiratete Anton Vicelli, ein Bruder des Johann, die Tochter von dessen Frau aus erster Ehe, die Anna Margareta Weilechner. Sie verzogen dann nach auswärts, wahrscheinlich nach Markt Schwaben; denn am 18. 11. 1720, also nach dem Tode des Johann und der Margareta Vicelli verheiratete sich hier Johann Blasi Vicelli, der Sohn der Malerseheleute Anton und Anna Margareta Vicelli von Schwaben, mit Maria Katharina Zislperger von Haag, deren Eltern Wirts- und Handelsmannseheleute waren. Diese

Abstammung seiner Frau mag auch der Grund gewesen sein, daß Vicelli nicht nur den Malerberuf ausübte, sondern auch noch ein Kaufmannsgeschäft betrieb. Aus seiner Ehe entsprossen zehn Kinder. Bei der Geburt des letzten Kindes erlag die Frau am 10. 6. 1731 dem Kindbettfieber. Sie muß eine prächtige Frau gewesen sein, da es im Sterbebuch heißt, sie sei cum stummo luctu totius populi, d. h. von der gesamten Bevölkerung aufs tiefste betrauert, aus dem Leben geschieden. Der Gatte, der damals bereits Bürgermeister war, heiratete am 15. 7. 1732 die Maria Franziska Zech, Tochter der Brauerseheleute Johann Georg und Johanna Zech von Dachau. Wie oben bereits erwähnt, starb er im Jahre 1771 hochbetagt. Es erhebt sich nun die Frage: War Vicelli ein Kunstmaler, der die Kirchen mit Gemälden schmückte, oder war er ein einfacher Kirchenmaler? Für die erste Annahme spricht die Vermutung der Herausgeber des Kirchenführers von Ebersberg, daß die Bilder der dortigen St. Sebastianskapelle, die auf hoher Stufe stehen, von Vicelli stammen könnten. Für die zweite Annahme spricht die Tatsache, daß wir kein Bild aus seiner Hand kennen und daß auch in dem Künstlerverzeichnis, das Prälat Hartig seiner Beschreibung der oberbayerischen Stifte beigegeben hat, der Name Vicelli nicht zu finden ist. Ferner spricht dafür die Tatsache, daß sein gleichnamiger Sohn, der als churfürstlich privilegierter Maler in München bezeichnet wird, auch kein Kunstmaler, sondern nur Faßmaler war, wie aus der Bemerkung auf der Rückseite des Altarbildes vom St. Stephansaltar in der Aiblinger Pfarrkirche hervorgeht, daß dieser den Altar gefaßt, nicht aber das Altarbild gemalt hat

Traum der Endlichkeit...

Zum 40. Todestag des Dichters Martin Greif von Benno Hubensteiner, Neumarkt St. Veit

„Er sah nicht im entferntesten so aus, wie sich der Philister den Dichter vorstellt. Eine derbe, behäbige Gestalt, die man sich leichter, die Pfeife im Mundwinkel, hinter dem Pfluge einherwandelnd vorstellt, tiefe, schnurgerade Furchen in die fruchtbare Erde ziehend, als hinter dem Schreibtisch Vers an Vers reihend und Silben abwägend...“ So wird uns Martin Greif geschildert, und der stille, in sich gekehrte Mann mag sich neben den Schwabinger Literaten der Jahrhundertwende seltsam genug ausgenommen haben — obwohl oder vielleicht weil er ein wirklicher Dichter war, ja ein geradezu „elementarer Lyriker“, wie seine Freunde meinten.

Freilich, als Greif endlich die volle Anerkennung seines dichterischen Schaffens fand, war er schon ein alter Mann. 1839 in Speyer geboren als der Sohn eines königlich bayerischen Regierungsrates, hieß er eigentlich Friedrich Hermann Frey und „Martin Greif“ war lediglich sein Dichtername, den ihm dann erst der alte Prinzregent auch als bürgerlichen Namen bestätigte. In Speyer, zwischen dem gotischen Altpörtel und dem Kaiserdom am Rhein, ist Greif auch herangewachsen, bis dann 1854 der Vater nach München versetzt wurde. Ueberhaupt schien Greifs Leben ganz in geprägten Formen zu verlaufen: Ludwigsgymnasium, Kadettenanstalt, 1859 dann bayerischer Artillerieleutnant. Doch das Soldatenhandwerk war nicht seine Sache und nach dem Feldzug von 1866 zog auch Martin Greif die Uniform aus und schwenkte zur Literatur über. Er ging für Jahre nach Wien, wo der ihm wohlgesinnte Heinrich Laube das Burgtheater dirigierte, ließ sich aber dann 1880 für immer in München nieder. Dazu Reisen durch halb Europa und der Sommeraufenthalt in den geliebten Bergen. Auch in Kraiburg und Zangberg ist Greif stets gerne zugekehrt und in der Riedl-Villa unterhalb Palmberg war er ein immer gern gesehener Gast...

Als Dichter aber rang Greif, der doch eigentlich der geborene Lyriker war, in immer neuen Ansätzen ums große Drama: zunächst Anfängerstoffe wie „Nero“ und „Francesca da Rimini“, dann die drei Hohenstaufendramen oder Historien wie „General York“ und „Prinz Eugen“. Greifs Stücke wurden wohl aufgeführt, Ernst von Possart brachte sie sogar regelmäßig auf die Hofbühne, aber durchsetzen konnten sie sich nicht. Ein wirklicher Erfolg war eigentlich nur das Volksschauspiel „Ludwig der Bayer oder der Streit von Mühldorf“, das die Bürger von Kraiburg in fünf Festspieljahren auf eigener Bühne spielten. Und hier hatte es wirklich große persönliche und finanzielle Opfer gebracht, bis endlich am Pfingstsonntag 1892 Landrat Riedl, Doktor Schließleder und Bürgermeister Hardt die Kraiburger Erstaufführung durchgedrückt hatten.

Martin Greifs Dramen sind aber heute höchstens noch dem Literaturhistoriker bekannt. Wer möchte auch sonst noch etwas wissen von diesen Stücken im Meininger Bühnenstil mit ihren braven Schiller-Jamben und ihrer wackeren Ehrenhaftigkeit. Wie Josef Nadler sagte: bei Greif läuft die Scheidelinie zwischen gestern und mor-

gen mitten zwischen Drama und Lied. Gewiß, es gibt von Greif auch kunstvoll gehämmerte Bildungslyrik, die in der Richtung Conrad Ferdinand Meyers weist, aber seine eigentliche Form bleibt doch das einfache, verhaltene, wehmütig-leise Lied. Hier fand Greif einen Ton, den man in der deutschen Dichtung seit Mörike nicht mehr gehört hatte, einen Ton, der neben der Goldschnittlyrik eines Emanuel Geibel wirklich „elementar“ wirken mußte.

Doch wir wollten eigentlich zum Todestag des Dichters etwas schreiben. Am 4. April waren es nämlich genau vierzig Jahre, daß sie Martin Greif auf dem kleinen Friedhof zu Palmberg bei Ampfing zur letzten Ruhe gebettet haben. Es ist dabei sehr patriotisch zugegangen: Reden und Kränze, Lehrer und Schulkinder, Schauspieler, Künstler, Schriftsteller, Presseleute; die Bürgermeister von Kraiburg, Mühldorf und München, Vertreter des Hoftheaters und des Königshauses. Und Lob, Lob überall. Aber in vier langen Jahrzehnten vergißt man leicht und schnell. So wird man wenigstens hier erinnern dürfen an Martin Greif und sein Werk, an seine Gedichte, in denen der ganze Atem jenes Landes schwingt, das wir „Heimat“ nennen. „Heimatdichtung“ — das muß ja nicht immer plattes Philistertum sein, sattes Selbstbehagen, hausbackene Beschränktheit. Sie kann auch sein wie das Werk Martin Greifs, kann hineinwachsen in jenen Bereich wahrer Dichtung, der bereits im Schatten des Einen Wortes steht. Und Greifs beste Verse werden so noch sein, wenn wir alle längst nicht mehr sind.

Volksliedersingen in Mühldorf

Durch die Initiative von Studiendirektor Dr. Klein veranstaltete der Heimatbund zusammen mit der Volkshochschule Mühldorf am 3. März einen Volksliederabend. Kiem Pauli, die Saalfelder Deandln und die Riederinger und Taufkirchner (Bez. Mühldorf) Buam bestritten mit ihrer volkstümlichen Kunst das Programm des Abends.

Die Pflege des Volksliedes in Bayern, gegenüber Oesterreich, ist erst einige Jahrzehnte alt. Der hervorragendste Kämpfer für die Erhaltung dieses Zweiges der Volkskunst ist Kiem Pauli selbst. Es ist daher zu begrüßen, daß in Mühldorf diese volksculturelle Veranstaltung stattfand und für die Zukunft für das Volkslied gewonnen werden konnte. Die Spielschar Hanns Wolferstetter gab dem Abend die instrumentale Umrahmung, wobei festgestellt werden konnte, daß unsere Klassiker zu ihren Werken aus dem Jungborn der Volksmusik geschöpft haben. Menschen aus Stadt und Land, in einem vollbesetzten Saale, waren dankbare Zuhörer und gingen befriedigt nach Hause, da sie durch das Gebotene in ihrem Innersten selbst berührt wurden.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1951

Mai

Nummer 5

Heimatpflege / Von Theodor Heck

(Schluß)

Ich betrachte es deshalb als meine wichtigste Aufgabe, diese Kreise, die zweifellos das Beste wollen und tatkräftig für die Belange der Heimat eintreten, ins Lager der modernen Heimatpflege herüberzuziehen. Diesen möchte ich zurufen: „Sind Sie doch nicht so kleinmütig, unserer Generation gar nichts zuzutrauen. Dieser Mangel an Selbstvertrauen verrät, daß Sie die schöpferische Kraft unseres Volkes bereits abgeschrieben haben. Es kann doch niemals Ihr Ernst sein. Wir sind lediglich durch die bereits erwähnten Umstände vorübergehend auf eine falsche Bahn geführt worden. Wir haben dies erkannt und suchen unseren neuen Ausgangspunkt dort, wo wir abirren.“ Das ist also in jener Epoche, die der „guten, alten Zeit“ voranging, etwa die Zeit des 30jährigen Krieges bis zum 7jährigen Krieg. Nennen wir sie meinetwegen die „schlechte alte Zeit“, das paßt dann auch besser zu unserer eigenen „schlechten neuen Zeit“. Es ist die Zeit des Barocks, die gerade bei uns in Bayern so Großes hervorbrachte und die — dies ist ein wichtiges Symptom — in ihrer ganzen Schönheit auch erst in den letzten Jahrzehnten voll gewürdigt wurde. Diese Epoche steht uns geistig heute am nächsten. Deutlich läßt sich dies auch an der Tonkunst erkennen, wo wir geradezu von einer Wiedergeburt der Barockmusik sprechen können, die auch das moderne Schaffen weitestgehend beeinflusst.

Was ist es nun, was uns an dieser Zeit so bezieht? Vor allem die durch die Aufklärung noch nicht gestörte Ordnung. Alles, auch das kulturelle Schaffen, hatte noch seinen bestimmten Zweck, war also nicht Selbstzweck und stand somit noch in engster Verbindung mit dem Leben. Auch die Kunst war damals gerade gut genug, das Leben zu verschönern. Die größten Werke eines Johann Sebastian Bach waren bestellte Arbeiten, die einem, wenn auch hohem Zwecke

dienten. Die Kunst war damals noch in ihrer Ganzheit der Allgemeinheit verständlich, eine Trennung zwischen sogenannter hoher Kunst und Volkskunst bestand nicht, und die unverrückbare Grundbedingung alles kulturellen Schaffens war die handwerkliche Zuverlässigkeit. Diese ist heute weitesten Kreisen völlig gleichgültig, und zwar nicht etwa, weil das Handwerk durch die Technik verdrängt worden ist, sondern weil das Interessengebiet des einzelnen immer einseitiger, die Allgemeinbildung, zu der m. E. auch die Kenntnis der wichtigsten Handwerksvorgänge gehört, dagegen immer schlechter wird.

Auch das Industrie-Erzeugnis kann gewissermaßen handwerklich zuverlässig sein, indem es dem Werkstoff gerecht wird. Wir lehnen diese der heutigen Zeit entsprechende Massenherstellung auch keineswegs ab. Wir verurteilen nur die widersinnige Vergewaltigung des Materials, die den Kitsch und Schund schafft, die Kennzeichen unserer heutigen Unkultur.

Ein Zurückgehen auf die soliden handwerklichen Grundsätze ist also auch eine Voraussetzung für eine neue Volkskultur. Was die neue Handwerks- und Baugesinnung, vor allem das vom Landesverein für Heimatpflege geforderte landschaftsgebundene Bauen schafft, ist also nicht revolutionär, sondern so konservativ, wie es sich die Heimatfreunde von der romantischen Richtung bis jetzt noch gar nicht zu erhoffen wagten. Und nicht nur im Bauen ist es so.

Es entstand eine neue Art von Heimatstil, von einer Ekelhaftigkeit, die selbst die Pappdeckelromantik wieder in günstigerem Licht erscheinen läßt. Ich meine jene Manie, in verkrampfter Weise bodenständig derb sein zu wollen, was sich z. B. an Landhäusern mit höchst überflüssigen Strebpfeilern, die obendrein noch mit Bruchsteinen gespickt sind, äußert. Oder jene irrsinnigen Putzarten, jene wuchtigen Holzkonstruktionen, bei denen alles bis herunter zum aufgenagelten Holz-

Altötting

Eine historische Studie über die Wallfahrt zum bayerischen Marienheiligtum anlässlich der 1200-Jahresfeier

Die Geschichte der Marienwallfahrt von Altötting und die damit verbundenen Schenkungen gehen auf das Ende des 15. Jahrhunderts zurück. Zeugen hierfür sind u. a. der Landshuter Historiker Veit Arnpeck in seiner Bayerischen Chronik 1495 und der Altöttinger Chorherr Jakob Issickemer in seinem 1497 erschienenen „Büchlein der Zuflucht zu Maria der Mueter Gottes in Alten Oding“. Die älteste Kapellenrechnung stammt aus dem Jahre 1492. Im Jahre 1493 fand die erste Prozession der Stadt Landshut nach Altötting statt. 1498 flossen die Spenden frommer Pilger schon so reichlich, daß die Gnadenkapelle dem Landshuter Herzog Georg 57 000 fl auf Rückzahlung in Raten lieh. 1499 konnte auf Kosten der hl. Kapelle der Bau einer gotischen Stiftskirche zu St. Maria, Philipp und Jakob finanziert werden. Die Erträge aus „frommer leut gab“ bewiesen also schon in den ersten Anfängen der Wallfahrt eine große Opferfreudigkeit der Wallfahrer zu Unserer lieben Frau.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts waren die Kriegereignisse (Landshuter Erbfolgekrieg) friedlichen Pilgerfahrten wenig förderlich. Propst und Stiftsherren ließen große Truhen wertvollen Gutes aus dem Schatzgewölbe zu Oetting nach Burghausen auf die Burg in Sicherheit bringen. Ruprecht von der Pfalz aber requirierte dort den auf über 10 000 fl gewerteten Kapellenschatz und schaffte ihn als „entlehnt Gut“ nach Neuburg an

nagel Attrappe ist. Handwerk wird vorgetäuscht oder auch bewiesen, indem man seine Erzeugnisse von vornherein mit allen Merkmalen des Ausschusses behaftet. Ein Tongeschirr braucht keine schöne Form mehr zu haben, die Hauptsache ist, daß es stark verzogen und die Glasur möglichst verpatzt ist. Holzteller schnitzt man, als ob sie gehämmert wären. Schnadahüpfksammlungen gibt man die Form von Gebetbüchern, oder gibt ihnen als Kassetten ein handgemaltes Miniatur-Bettstättl. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte: Einen Metzger, der solche jeder Vernunft hohnsprechende Würst machte, würde man ins Irrenhaus stecken. Aber da es sich nur um Dinge der Kultur handelt, macht man kritiklos mit, und zwar mit vollen Segeln, wie die rasche Verbreitung dieser Erzeugnisse beweist. Und wohl auch mancher Heimatfreund kommt in Versuchung, diese heillosen Abgeschmacktheiten als Ausdruck unserer heutigen Heimatkultur zu betrachten.

Summa summarum: Das gesunde natürliche Empfinden ist so weitgehend verlorengegangen, daß man einfach nicht mehr weiß, was sich gehört, und dabei wäre dieses Wissen so leicht. Dr. Ritz, wohl der bedeutendste und aktivste Vorkämpfer des Heimatgedankens in Bayern, hat das ganze Geheimnis echter Kultur mit wenigen Worten unübertrefflich formuliert: „Eine rechte Gesinnung und eine rechte Ordnung der Dinge. Es gilt dabei, alle gesunden Grundlagen zu erhalten und darauf aufzubauen, wobei auch das einzelne und Unbedeutende seinen Wert als Baustein besitzt. Das Ziel ist freilich immer das Ganze und Große.“

der Donau. 1509 erhielt die Kapellenverwaltung als Ersatz hierfür Kleinodien und Prunkstücke aus dem einstigen französischen Kronschatz, der von der Gemahlin König Karls VI. von Frankreich (Isabeau) 1405 ihrem Bruder Ludwig dem Gekrönten überlassen wurde. Dazu gehörte auch das bekannte „Goldene Rößl“, eine 62 Zentimeter hohe künstlerisch gearbeitete Gruppe mit der kranzumrankten Himmelskönigin und dem Jesusknaben, zu deren Füßen Karl VI. und sein Marschall knien. Ein Knappe des Königs hält unten den goldgesattelten Schimmel.

In der Reformation

Die hochgehenden Wogen religiöser und sozialer Umwälzung gingen auch an Altötting nicht spurlos vorüber. In aufreizenden Predigten wiegelten einzelne aus der katholischen Kirche ausgetretene Mönche, Priester und Hilfspriester die Bauern auf und übergossen die Wallfahrer mit unflätigem Hohn und Spott. Sie konnten aber die Bevölkerung in ihrer Marienverehrung wenig wankelmütig machen. Durch die Haltung Albrechts V. (Cuius regio, eius religio) wurden die Pilgerwege nach Altötting wieder völlig frei. Auch sein tiefreligiöser Sohn Wilhelm der Fromme brachte dem Heiligtum große Verehrung und Förderung entgegen. Er erhielt von Papst Gregor XIII. 1581 die Erlaubnis, in München eine Erzbruderschaft „Mariae zu Alten Oetting“ zu errichten, die die Gründung anderer Pilgervereine in bayerischen Städten und Märkten auslöste.

1596 berief Ludwig der Fromme sechs Jesuiten nach Altötting, „damit den kirchfahrtern schleimige und erkleckliche hilf gerächt“ werden konnte und „in bayrischen landen der catholische glaube in der allt heiligen reinigkeit erhalten“ bleibe. Schon 1604 mußten die Wallfahrts-priester oft an einem Tag über tausend Beichten abnehmen.

Die Zeit des 30jährigen Krieges

Maximilian I. von Bayern stellte alle seine Regierungshandlungen unter den Schutz und Segen der Gottesmutter, erhob sie zur Schutzherrin seines Landes und pflegte die innigsten Beziehungen zum bayerischen Nationalheiligtum in Altötting. Am 24. Juli 1620 stielte sich der Herzog an die Spitze des ligistischen Heeres. Das Stift Altötting gewährte eine Kriegausleihe von 3000 fl.

Am 11. Januar 1620 wurde auf Weisung des Herzogs der Kapellenschatz aus Gründen der Sicherheit in 10 großen Truhen nach München verfrachtet. 1624 stattete der Feldherr Tilly dem Heiligtum aus Dankbarkeit für die errungenen Siege einen mehrtägigen Besuch ab und stiftete zu Ehren der Gottesmutter das Tillybenefizium mit einem Fundationsbrief von 6300 fl und „ain gar ansehnlich statlich ganz guldenes clainodt, welches mit yber einhundert diemantstainen reichlich versetzt. so ihme die Infantin von Brüssel Isabella verehret, auf 9000 gulden geschätzt“.

Nach dem Regensburger Reichstag 1630 besuchte die kaiserliche Familie mit zahlreichem Gefolge Altötting. Während sie in der Gnadenkapelle betete, brach im Ort Feuer aus und legte sieben Anwesen in Schutt und Asche. Geistlichkeit

und Bevölkerung hielten eine Prozession zu Ehren der Muttergottes um Abwendung der großen Gefahr. Nach der Segnung des Feuers mit dem Gnadenbild hat sich das „feur und der wind gleichsamb auß gehorsamb gelegt“.

Vor dem Schwedeneinfall 1632 wurde das Gnadenbild mit einem großen Teil des Kapellenschatzes zuerst in Burghausen und dann in der Festung Salzburg geborgen. 1633 mußte das Heiligtum vor den brandschatzenden Schweden abermals in Sicherheit gebracht werden. Erst am 19. September 1634 konnte der Rücktransport erfolgen. Von dem Kapellenschatz war ein Teil eingeschmolzen und vermünzt worden, um dem ausgesogenen Volk die Auflage neuer Steuern und Kontributionen zu ersparen.

Nach dem Sieg von Nördlingen 1634 über die Kaiserlichen lebte die Wallfahrt erneut wieder auf. Schon 1635 gingen 10 998 fl Tafel- und Stockgeld ein. Tausende von Pilgern statteten nach dem Prager Frieden dem Marienheiligtum in Altötting ihre Dankesschuld ab. 1646 überfluteten die Schweden und Franzosen wieder Schwaben und Oberbayern, kamen aber nicht bis an den Inn. Im Mai 1648 drangen die Feinde über Rosenheim, Mühldorf bis Neuötting vor, wo die „wunderbarliche schildwacht der starkem Jungkfrauen zu Alten-Oettingen“ groß gewesen und das Heer nicht über den hochgehenden Inn gelangen ließ. Auf Befehl des Landesherrn wurde das Gnadenbild wieder rechtzeitig vor dem Feinde nach Burghausen gebracht und von da aus der Obhut des Salzburger Erzbischofs übergeben. Im Oktober 1648 konnte es mit dem Kapellenschatz unter „großer frewd des gantzen vatterlands“ nach dem Abzug der feindlichen Truppen auf dem Wasserwege feierlich zurückgestellt werden.

Mißernte, Hungersnot und Pest im Jahre 1649, der „abgang und mangl der leuth auff dem land“ veranlaßte das leidbeschwerte und trostbedürftige Volk, bei der Muttergottes in Altötting Schutz und Hilfe zu suchen. Bald ging der grausige Würgengel auch hier um, da die Pest eingeschleppt worden war. Ein Kreuzgang der Hofmark, Bittgottesdienste und Ewige Anbetung erlebten gläubig und hoffnungsvoll die Abwendung der Seuche und eine „fürtreffliche guethat“ der Gottesmutter. Abgelegte Pestgelübde veranlaßten zahlreiche Marienverehrer, einzeln und in Prozessionen nach Altötting zu wallfahrten..

Blütezeit der Wallfahrt zwischen 1650 und 1740

In Propst Graf Wilhelm von Wartenberg erwuchs dem Chorherrenstift und der Wallfahrt ein vorbildlicher Förderer. Kurfürst Ferdinand Maria beauftragte den Hofbaumeister Enrico Zuccali mit den Plänen zur Ueberwölbung der alten Kapellenrotunde durch eine monumentale Votivkirche und einer großzügigen Umgestaltung des Kapellplatzes. Die künstlerischen Ideen und feinsinnigen Projekte des Hofbaumeisters kamen aber infolge des frühen Todes seines Auftraggebers nicht zur Ausführung. Kurfürst Karl Albrecht war zwar dem Plan ebenfalls ein eifriger Förderer. Der Bau blieb aber in den ersten Ansätzen stecken.

1691 stiftete Kurfürst Max Emanuel am Jahrestag der Eroberung Belgrads der Muttergottes in Altötting aus Dankbarkeit für den errungenen Sieg über die Türken ein „rares goldwerck“.

Im Rom-Jubeljahr 1700 ging der Besuch der Gnadenstätte in Altötting etwas zurück. Außerdem pilgerte viel Volk seit 1695 nach „Markt Tann“ zum dortigen wunderwürdigen Kreuzifix mit angeblich wachsendem Haupt- und Barthaar. Der Streit um die spanischen Erbfolge (1701 bis 1714) brachte Bayern erneut den Krieg ins Land. Am 26. Juli 1704 sollte das „miraculose Gnadenbild“ unter „Escorde“ nach Burghausen geschafft werden. Aber die Altöttinger wehrten sich energisch gegen den Abtransport, weil sie sich zuversichtlich unter dem Schutz des anwesenden Bildnisses Unserer Lieben Frau gegen alle schädlichen Kriegseinflüsse gefeit wähnten. Offiziere und Truppen des Feindes ließen tatsächlich Ort, Kapelle und Heiligtum „allen Schuz angedeyhen“. Nach den Aufzeichnungen P. Rochus Gfreidmairs hielt die Hofmarksgemeinde am 26. Oktober 1704 „ein solennes Danckfest“ zu Ehren der hl. Mutter Maria.

Im 19. Jahrhundert

Offenbar schützte U. L. Frau auch in den napoleonischen Kriegswirren bei den vielen feindlichen Durchzügen der Soldaten den Wallfahrtsort Altötting, der sogar einige Zeit vom Feind besetzt war. Schon 1773 wurde laut Breve vom 21. Juli die Gesellschaft Jesu aufgehoben und das Jesuitenkollegium in Altötting aufgelöst. Die Kapuziner mußten 1802 Altötting verlassen und nach Tölz übersiedeln. Eine Kommende (Geistliche des Malteserordens) und Patres der Exjesuiten übernahmen die Pflege der Wallfahrt. Aber schon 1808 wurde der Malteserorden in Bayern aufgehoben. Weltpriester stellten sich in den Dienst der Wallfahrt, unterstützt von den Kapuzinern, die ein kümmerliches Dasein fristeten. Erst 1825 bahnte sich für die Kapuziner wieder eine bessere Zeit an, als ihnen Ludwig I. durch ein Allerhöchstes Reskript in Altötting und Burghausen Konvente anwies und die Aufnahme von Novizen gestattete. 1841 berief Ludwig I. im Benehmen mit dem Bischof Heinrich von Passau 6 Redemptoristenpatres und vier Laien nach Altötting und überwies ihnen die St. Magdalenenkirche nebst Kloster. Nimmermüde wirkten sie hier bis 1873 und brachten die Wallfahrt zu neuer Blüte. Ihre Ausweisung aus dem Deutschen Reich war für Altötting ein schwerer Schlag. Wieder sprangen die P. P. Kapuziner in die Bresche. Am 14. Juli 1874 übernahm auf ausdrücklichen Wunsch des Papstes Pius IX. die Kapuzinerordensprovinz das Wallfahrtspriesterinstitut in Altötting. Die Kapuzinerklöster St. Anna und St. Magdalena teilten sich in die Wallfahrtspflege. Die geistliche Aufsicht über die hl. Kapelle steht dem jeweiligen Stadtpfarrer als Wallfahrtsinspektor zu. Die Verwaltung der Kapellenstiftung ist einer Kapellenstiftungsadministration übertragen.

So erlebte auch die Wallfahrt Altötting eine wechselvolle Geschichte, blieb aber stets ein Jungbrunnen sittlicher Erneuerung, wehevoller Tradition und tiefwurzelnder Pietät. Geheimnistiefes, religiöses Erleben und sealische Erhebung umstrahlt heute wie ehemals das schwarze Madonnenbild in der hl. Kapelle, das Symbol inniger Liebe und aufrichtiger Marienverehrung eines treukatholischen bayerischen Volkes.

Josef Sauer

Zur Erneuerung der Wasserburger Frauentracht

Von Dr. Barbara Brückner

Bei der Erneuerung einer Tracht kommt es darauf an, die landschaftsgebundene Form und Farbe der Vergangenheit und die realen Gegebenheiten unserer Gegenwart in eine enge Verbindung zu bringen um das Trachtenbild zu gestalten, das gerade auf diesem Fleck Erde Heimatrecht hat. In den verschiedensten Gegenden unseres Landes regt sich immer kräftiger — von der bäuerlichen und landstädtischen Bevölkerung ausgehend — der Wunsch nach Wiedereinführung einer heimatgemäßen Gewandung. Verschiedene Wege werden dabei eingeschlagen. Verschiedene Gefahren bedrohen diese Bewegung.

Bedenklich ist zunächst eine einseitige Einstellung auf Museumsstücke, das Schwören auf vermeintlich allein richtige, unverrückbare, historisch gewordene Formen. Da Originalgewänder mehr als andere Museumsbestände frühem Verschleiß und Verderb ausgesetzt sind, geben sie manchmal recht vereinzelte Proben ihrer Zeit und gehören einer allzu nahen Vergangenheit an, die auf uns wie eine beiseite gelegte überlebte Mode wirkt. Das Absinken und schließliche Aufhören vieler trachtlicher Formen ist begründet in den grotesken Uebersteigerungen der Endstufe, die nicht selten etwas an sich haben, dessen man überdrüssig geworden war; denn es war hinter der Zeitentwicklung zurückgeblieben und war als unpraktisch und ungesund erkannt worden. Eben weil sich manches überlebt hatte, starb es aus. Wie könnte man es unverändert und unkritisch wieder erwecken wollen in einer Zeit, die sich inzwischen noch weiter davon entfernt hat? Es ist klar, will man an das Vergangene anknüpfen, dann doch nicht an abgesunkene, letzte Formen, sondern an die wirklich gute, an die beste und irgendwie zeitlose Grundform, die noch öfter in bildlicher Darstellung als in Originalstücken dokumentiert ist. Aber auch sie kann nicht einfach blindlings nachgeahmt werden, so daß in gewissem Sinne für jede Trachtenerneuerung gilt: „Was vergangen, kehrt nicht wieder.“

Das neue Gewand darf nicht zeitfremd für den heutigen Menschen sein, nicht romantisch. Aber die andere Gefahr ist das entgegengesetzte Extrem, daß man nun jede Verbindung mit der trachtlichen Ueberlieferung der Vergangenheit ablehnt und die letzten Fäden abreißt, die noch an diese binden. Dann entstehen Formen, die wohl zeitgemäß, manchmal auch geschmacklich einwandfrei sind, die aber mit Tracht nichts zu tun haben. Sie sind unverbindlich, überall tragbar und gut und schön für die große Stadt und für Menschen, die überall zu Hause sind. Tracht aber wurzelt in einem bestimmten Heimatboden und das Wesentliche in Form und Farbe in dem „Tragen“ der Vorfahren verpflichtet u. lebt doch fort in einem leisen Wandel. So kann man also nicht einfach bloß ein „modisches Dirndl“ ersinnen und es erneuerte Tracht nennen. Ganz zu schweigen von dem Firlelanz, den geschäftstüchtige Modefirmen mit einigen äußerlichen Zügen verkitschter Bäuerlichkeit verbrämen und dann Tracht nennen. Auf deren Anhäufung von Herzen aller Art, von Edelweiß, Enzian und Alpenrosen fallen vielleicht viele ernstlich an der Tracht interessierte Heimatmenschen nicht herein, wohl

aber trennen sie sich schwer von dem eingewurzelten Irrtum, daß die Tracht ganz streng unveränderlich sei.

Sie ist keine Heimatuniform, die bis in die Einzelheiten genormt und nur so „echt“ ist. Wer sich unvoreingenommen mit der Entwicklung der einzelnen landschaftlichen Trachten, oder auch nur mit dem Entwicklungsgang eines einzelnen Trachtenstückes befaßt hat, der weiß es wirklich, daß sie alle dem Gesetz eines langsamen, aber stetigen Wandels unterworfen waren. Sie haben Stufen des Werdens hinter sich, warum nicht auch mit gleicher Berechtigung eine gewisse Wachstumsmöglichkeit vor sich? Sie sind alle etwas aus der jeweiligen Zeit, den jeweiligen Besitzverhältnissen und gewerblichen Herstellungsmöglichkeiten Gewachsenes, jedes Bild und jedes Stück Kinder ihrer Zeit. Jede Motivtafelreihe, umfaßt sie auch nur ein Jahrhundert, beweist das mühe-los. Neue Formen lösten langsam, aber gewiß nicht kampflos, immer wieder ältere ab. Warum sollten wir uns heute festnageln lassen? Die alten Trachten hatten zwar ungeschriebene Gesetze für die Farben- und Formenwahl, welche die Altersstufen und den Lebensstand, die Berufe und die soziale Einstufung bei Alten und Jungen, Verheirateten und Ledigen begrenzten und in vielen Stücken Brauchtum und Sitte beachteten. Aber dem Einzelnen war trotzdem vom Volk her, das heißt abgesehen von amtlichen Kleiderordnungen, freie Wahl gelassen in der Tönung und Musterung und in der Qualität der Stoffe. Nicht einmal die strengen Vorschriften der Behörden und die Geldstrafen für die eitlen und eigenwilligen „Sünder“ erreichten eine Uniformierung. Nach eigenem Geschmack schaffte sich das Mädchen Fürtuch und Miedertüch zu Haar und Gesicht passend, ebenso der Bursch Hosenträger, Binden, Strumpfmuster nach seinem Geldbeutel und Ermessen. Das schmückende Beiwerk war freigegeben, das Gesamtbild allein verpflichtete und wurde geachtet. So viel Freiheit wie die Alten müssen wir auch heute geben, andererseits ebenso viel Achtung vor der Grundform und führenden Farbe verlangen.

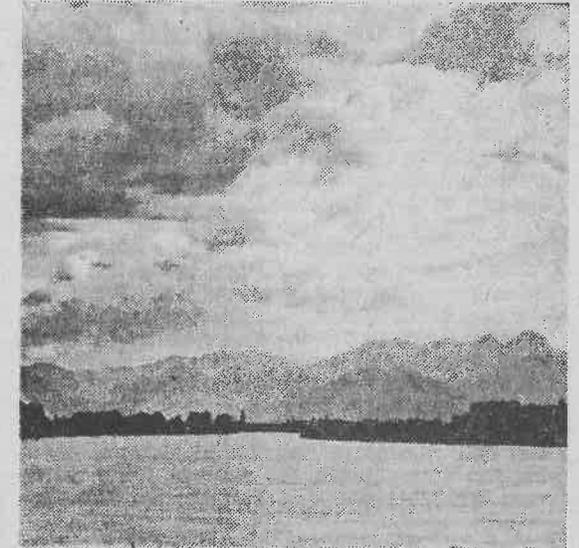
Das Ergebnis solcher sachlichen Betrachtung ist also: Weder das Museum, noch die frei erfundene neue Form, weder das modische Dirndl oder das alpenländische im reinen Flachland, noch eine abgestempelte Uniform dürfen unsere Trachtenerneuerung allein bestimmen; sondern, weil wir zugleich Glieder einer Heimatkette und Menschen unserer Zeit sind, dürfen wir das Alte nicht verächtlich abtun, es aber auch nicht zum Monopol machen, dürfen wir nicht bloß kopieren, aber auch nicht bloß frei erfinden. Durchaus aber können wir verzichten auf überlebte Versteifungen, übertriebene Stoffanhäufungen, auf alles Unpraktische und Ungesunde. Nicht alles ist gut (oder schlecht), bloß weil es alt ist, nicht alles weniger wertvoll, was Gabe eines technischen Zeitalters ist. So setzt die wirkliche Trachtenerneuerung viel Mühe und Forschung, eine gründliche Kenntnis der vorhandenen Grundlagen voraus und einen klaren Blick für das gute Neue, das mit einer Heimattracht vereinbar ist.

Darum gehören zur Vorarbeit Bestandsaufnahmen in dem Gebiet an Originalstücken, Bildnissen, Motivtafeln und anderen trachtlichen Quellen und Zusammenarbeit mit guten, trachtlich verständnisvollen Werkstätten.

Wie läßt sich das nun praktisch verwirklichen? Das Erste muß sein, daß sich ein Kreis heimat-treuer Menschen zusammenfindet, die dieser Sache opferbereit dienen wollen. Zu ihnen müssen sich Kenner und Könner gesellen, die sich der Mühe des Forschens und Neuschaffens unterziehen. Um Fehlschläge und Zersplitterung zu vermeiden, wäre eine klar und großzügig ausgerichtete höhere Stelle nötig, die mit sicherer Zielrichtung beratend und fördernd bereitsteht, damit keine der liebevollen Bemühungen um diesen Anteil am Wiederaufbau unserer Heimat verloren oder in die Irre gehe.

Für Wasserburg am Inn wurde bereits im September 1949 auf solcher Grundlage die Erneuerung der Männertracht aufgebaut. Die Verfasserin dieser Zeilen, die im Auftrag der Bayerischen Landesstelle für Volkskunde in München seit Jahren die trachtlichen Bestandsaufnahmen des Gebietes zwischen Inn und Salzach macht und im Zusammenhang damit, von Heimatverein und Heimatpfleger Wasserburgs veranlaßt, die Erneuerungsentwürfe erarbeitete, darf dabei verweisen auf ihren Aufsatz „Ueber die erneuerte Wasserburger Männertracht“ auf Seite 38 mit 49 der Festschrift zum Heimatfest vom 3. bis 11. September 1949.

Für die sonntägliche Frauentracht liegt das Ergebnis der Forschungsarbeit der Erneuerungsentwurf fertig vor und harret der Verwirklichung durch das Handwerk. Die immer wiederholte Grundform, vor allem des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Absterben der Tracht, ist der weite gereimte Rock, „Kidl“ genannt. Dazu gehört das „Röcki“ mit Vorderschluß, verschieden gestaltetem Aermel und weitem Ausschnitt, den meist ein buntes, eingestecktes Tuch verhüllt. Bei 88 solcher alten Belegstücken ergab sich 62mal ein weiter, runder Halsausschnitt, 26mal ein rechteckiger, der öfters auf spätere Daten und auf Randorte des Gebietes entfällt. Etwa 71% weisen also auf runden Ausschnitt, der vorne weiter, hinten enger im Bogen schwingt und bald mehr, bald weniger reichlich mit Rüschen garniert ist. Deren saubere Ausführung, die man von alten Originalstücken abnehmen kann, verrät die geschickte Hand und den vielstündigen Fleiß der „Nahterin“, die sie kunstvoll arbeitete. Was ist das Wasserburgerische daran? Es ist die in Schnitt und Schwung charakteristische Ausführung, die anders ist als zum Beispiel im Chiemgau. Der Aermel ist bald ein Schinkenärmel, bald ein abgebundener. Der letztere, ursprünglich von ritterlich-höfischen Formen abgequackt hat, wie die Motivbilder beweisen, ständig an Zweckmäßigkeit und Anmut verloren. Deshalb wird bei der Erneuerung dem schlichten, aber bei guter Verarbeitung immer kleidsamen Schinkenärmel der Vorzug gegeben. Der Röckverschluss ist, wieder im Gegensatz zum Nachbar-gau, weder verdeckt, noch seitlich angebracht, sondern sichtbar in der Mitte geknüpft. Röcki und Kidl waren in der Mehrzahl der Belegstücke, soweit es sich nicht um Arbeitstrachten handelte, gleichfarbig. Aus der Vergleichung und prozen-



Auf dem Inn bei Rosenheim

Foto: Toni Goldhofer

tualen Berechnung der führenden Farben ergab sich, von der schwarzen Kirchentracht älterer Frauen abgesehen, ein Vorherrschendes brauner und rotbrauner Töne. Das nächsthäufige Vorkommen entfällt neben Gelb auf grüne Schattierungen. So ist es richtig, für die erneuerte Tracht ein warmes mittleres Braun zu wählen, auf dem Grün in kleiner Musterung erscheinen könnte. Je nach Alter und Geschmack kann die Grundfarbe auch Grün und zwar ein dunkles sattes Grün mit braunem Muster sein. Auch Schwarz ist immer berechtigt. Qualität und Schönheit der Musterung sind bei der Stoffwahl dem Geschmack und Vermögen der Trägerin überlassen, ebenso die mehr oder weniger reiche, am besten handgezogene Garnierung der Röckirüsche. Nie aber sollte eine Sonntagstracht in schlechtem, billig wirkendem Stoff ausgeführt werden. Ein weicher Wollbrokat ist gewiß schöner, als ein allzu groß gemusterter oder allzu glänzender Seidenstoff. Die Schürze, das Fürtuch, ist bei mehr als der Hälfte der Belege (54,4%) hell gehalten. Da das nächsthäufige Vorkommen, nämlich blau, auf Arbeitstrachten entfällt, wurde hier zu dem Braun ein zart gemusterter gelbgrundiger Seidendamast gewählt. Die Halsbekleidung durch den weiten Röckiausschnitt bedingt, ist nur in 5 von 54 Fällen gleichfarbig mit dem Fürtuch. Da das bunte Seidentüch der Festtagskleidung vorbehalten werden möchte, wurde ein zierlich und gepflegt wirkendes Hemdchen aus weißem Wäschebatist mit Liegebündchen und schön geordneten, kleinen Falten bevorzugt. Selbst diese scheinbare Neueinführung hat alte Grundlagen, Trägt es doch schon 1556, wenn auch mit viereckigem Ausschnitt, eine „Wasserburgerin“, deren steinern Bildnis an der Frauenkirche zu finden ist. Weiße Strümpfe und feste Schuhe mit bequemem Absatz vervollständigen das Bild.

Schluß folgt.

Bauernaufstand, Krieg und Pest im Innviertel

Von Lorenz Strobl, Peterskirchen

Es war eine bitterschwere Zeit. 1618 begann der unselige 30jährige Krieg. Hunger, Pest und andere Seuchen zogen mit wilden Soldaten durch die deutschen Lande. 1634 hatten spanische Truppen den großen Sterb eingeschleppt. Ueber eine halbe Million Menschen starben in Bayern allein den schwarzen Tod, fielen um wie Mücken im kalten Reif. Dörfer und Höfe verödeten. Dazu die endlosen Raubzüge von Ost nach West, von Süd nach Nord. Wüsteneien gleichen unsere Gaue, in denen wild Getier ihr Unwesen treibt. Raub, Mord, Brand! Alle Bande menschlicher Zucht und Ordnung gelöst, war ein jeder Mensch auf Gnad und Verderb auf sich selbst gestellt. 1632 wurde München von den Schweden genommen, die von dort aus Streifzüge und Plünderfahrten gegen den Inn unternahmen. Im gleichen Jahre wurde auch Mühldorf von den gefürchteten Nordländern beschossen.

Zwischen Inn und Alz lagen Spanier, Kroaten, Panduren und Oesterreicher, die Land und Glauben hätten schützen sollen, hausten und tobten aber, daß die Leut in ohnmächtigem Grimm die Fäuste ballten und mit den Zähnen knirschten. Als gar noch die bayerischen Kriegstruppen zu Winteranfang 1633 ihre Winterquartiere in dem zermürbten, verheerten und ausgesogenen Gau aufschlugen wollten, die an Zuchtlosigkeit beimah die fremdländischen Truppen übertrafen, da war der Bauern Geduld zu End.

Im Dezember 1633 weigerten sich die Bauern des Pflegegerichts Kling bei Wasserburg, mit Scharwerksführern schwedische Gefangene fortzubringen. Sie trotzten dem Befehl der Offiziere. Rotteten sich zu Haufen. Weiber und Kinder rissen die Sturmglöcken in den Kirchen. Von Dorf zu Dorf flog wie Brandfeuer der Bauernruf zum Aufstand. Untragbare Quartierlasten, noch mehr aber die grausame Brutalität der Soldaten, zwang den Bauern Sensen, Morgensterne, Dreschflügel, Hackenbüchsen und Beile in die Hand. Die Frauen flohen mit den Kindern und Greisen in die verstrickten Dickichte der Wälder. Truppweise zogen die Männer zu ihren Lärmplätzen, die ihnen ihr Führer Kaspar Weinbuch, ein Müller von Babensham bei Wasserburg, befohlen hatte.

Kurfürst Max, dem die Zuchtlosigkeit seiner Soldaten selbst als die größte Gefahr erschien, versuchte durch Sendboten die aufständischen Bauern zur Umkehr zu bewegen, zu denen sich noch viel licht- und landscheues Gesindel, meuternde Soldaten und entlaufene Kriegsknechte geschlagen hatten. Ein Schmähbrief, das sogenannte „Rosenheimer Femschreiben“, war die Antwort der Bauern an den Kurfürsten.

In den letzten Tagen des Jahres 1633 nahm die Empörung weiter zu. Die Quartierlasten, Steuern und Abgaben an die Grundherren wuchsen. Die Mißhandlungen, Roheiten, Gewalttaten und Räubereien häuften sich in den Gerichtsbezirken Kling, Kraiburg, Wasserburg und Haag, daß die bewaffneten Bauern sich ein festes Lager schlugen im Eselswald zwischen Wasserburg und dem Chiemsee. Auf Streifzügen suchten sie Vergeltung in Burghausen, in Dorfbach bei Ortenburg und Schloß Fürstenstein bei He-

gersbach. Der Kurfürst, der zur selben Zeit in Braunau weilte, schickte den Kapuzinerquardian Romanus von Wasserburg in das Bauernlager. Durch Winterfrost und Schneegestöber marschierend, traf dieser am Dreikönigstag das bewaffnete Bauernheer mit 15 000 Mann im verschanzten Eselswalde. Weder Predigt noch Befehl machten geringsten Eindruck auf die Aufständischen. Kurfürst Max forderte Winterquartiere für seine Heere nur von kurzer Dauer. Die Rebellen erklärten, keinen Soldaten — er möge Schwede, Bayer oder Spanier sein — mehr aufzunehmen, denn alle Unterschiede wären nichts wert, da sich jeder ihre Töchter, Weiber und Kinder zu eigen mache. Der Kurfürst versprach Abstellung aller Unordnung, drohte mit Gewalt und Folter. Die Bauern blieben hart.

Unverrichteter Dinge kehrte der Kapuziner nach Braunau zurück und erst als er beim nächsten Treffen den Bauern den Abzug der Truppen melden konnte, zogen die Aufständischen am 11. Januar in ihre Höfe zurück, legten die Waffen ab und versprachen dem Kurfürsten weiterhin Kriegssteuer zu leisten. General Aldringer schlug daraufhin bei Vilshofen sein Kriegslager auf.

Nicht alle Bauern gaben sich mit des Kurfürsten Versprechen zufrieden. Gegen diese zog der Reiterführer Kronberg zu Feld. Bei Ebersberg richtete er unter den zügellosen Haufen ein grausames Blutbad an und an die 200 Bauern lagen tot um den Marktflecken. Ueber den Rest, der in Wasserburg gefangen lag, wurde strenges Gericht gehalten: drei Aufwiegler wurden hingerichtet, die anderen mit Ruten gezüchtigt, des Landes verwiesen oder als Zwangssoldaten in das Heer gesteckt.

Unterdessen wütete der Krieg im Lande weiter fort. 1648 erschienen größere schwedisch-französische Truppenmassen am Inn und versuchten über den Fluß vorzudringen. Namenloser Schrecken verbreitete sich im ganzen Gau. Die Nachrichten über die Grausamkeiten der Schweden flogen von Mund zu Mund. Der Kurfürst war nach Wasserburg geflohen. Den Inn herab schwammen Schiffe, die des Kurfürsten Schätze nach Braunau bringen sollten. Zwei davon gingen auf Grund, versanken und 28 Menschen verloren dabei ihr Leben. In Scharen flohen die Menschen über die Brücken von Kraiburg und Mühldorf auf das andere Innufer und bald darauf mußten zur Sicherheit die Brücken abgebrochen werden. Längs des Inns wurden Schanzen aufgeworfen und die Auen gelichtet, um freies Schussfeld zu bekommen. Der schwedische General Wrangel rückte von Haag aus gegen die Höhen von Wasserburg vor. Tag und Nacht hörte man das Grollen der schweren, schwedischen Stückgeschütze und sengend und brennend zog Wrangel über Hohenburg, Gars und Aschau durch das Inntal. Nach alten Aufzeichnungen zeichneten sich in Gefechten gegen die Schweden besonders die Bauern von Asbach, Trasen und Pürten aus, die den von Aschau herführenden Weg mit Gräben und Verhaufen sperrten, bei St. Erasmus sogar eine schwedische Artillerieabteilung auseinandersprengten.

Der Vormarsch war nicht mehr aufzuhalten.

Mitte Juni lag das feindliche Heer um Altmühldorf, Not und Schrecken verbreitend. Das Hauptquartier der Schweden war nach Einnahme der Stadt am 19. Juni 1648 in Mühldorf. Von den Gewalttaten der Schweden erzählen noch heute viele Geschichten, Sagen und Votivtafeln in Kirchen und Kapellen.

Zwischen Kraiburg und Mühldorf wollten sie den Uebergang über den Inn erzwingen. Schon waren die Schweden daran, das dritte Joch zu schlagen, als im Sturm marsch bayerische Schützen und Jäger angerückt kamen, die längs des Flusses von Kraiburg bis Oetting verschanzt lagen, die nicht nur den Weiterbau der Brücke abwehrten, sondern auch das Uebersetzen der Feinde auf Flößen und Schiffen verhinderten. Das einsetzende Hochwasser hinderte weitere Unternehmungen der Schweden und am 6. Juli 1648 zogen sie ab.

Waren auch die Feinde abgezogen, so ließen sie doch eine viel größere Not und Geißel zurück, die ohne Brück und Steg über den Innfluß setzte: Pest und Hungersnot. Die ganze Gegend war von Flüchtlingen überschwemmt. Dörfer und Flecken vollgepfropft von Hungernden, daß „die Menschen haben essen müssen Brot und Mehlstaub, Erbsenbrot, Haberbrod, Brod von Flachswollen, geschnittenem Stroh, so gedörret, gemahlen und gebacken. Die Kinder haben auf dem Erdboden Gras wie das Vieh gegessen, desgleichen ihre Eltern und andere Leut. Aber sie seind so geschwollen davon, daß sie schwarz geglissen (geglänzt) wie ein Spiegel, darüber sind sie gestorben. Sie haben Hund und Katzen gestohlen und gegessen. Die verreckten Pferde, welche schon drei oder vier Tage gelegen, haben sie geöffnet, Lungen und Leber heraus, sind sie hineingeschloffen und haben das Inwendige herausgefressen, ja einander darum geschlagen...“

Im Herbst 1641 herrschte zu Kraiburg und der Umgebung die „abscheiliche pestis“, wodurch die ganze Bürgerschaft bannisiert wurde, so daß sie ihren Hantierungen und Nahrung nicht nachgehen konnte. Die Abschließung des Marktes dauerte 15 Wochen. In Mettenheim starben vom 9. September bis 5. Januar 1641/42 alleine 50 Personen. Die Kraiburger verlobten eine Wallfahrt zum hl. Sebastian nach Ebersberg, wo man aus dessen Hirnschale durch einen gehöhlten Pfeil Wein schlürfte und Heilung erhoffte. In Kraiburg selber starb nur eine schwächliche Person an dieser Krankheit.

In zehn Jahren hatte die Pest in dem kleinen Ort Peterskirchen 235 Menschen hinweggerafft. Die kleine Gemeinde mußte wohl ausgestorben sein, doch lesen wir in dem Sterberegister aus dem Jahre 1648 Leute aus folgenden Gemeinden, Flüchtlinge, die allhier vom Tod ereilt wurden: aus Erharting, ein Oberländisch Weib zu Aschau anders Wasser daheim, Biburg bei Abendsberg, Altenfrauenhofen, Mildorfer Burgfrid, Lohkirchner Pfarr, Arnstorf, Ehing (Ebing), Niederbergkirchner Pfarr, Allerham bei Schwindegg, Bobenhäusen bei Augsburg, Hager Pfarr (Haag), Aiblinger Landgericht usw. Sie waren allesamt vor den Schweden geflohen und durften ihre Heimat nicht wieder schauen.

Und so wie in der kleinen Gemeinde Peterskirchen ließe sich die gleiche Schreckenschronik aus allen Pfarrbüchern der Dörfer, Märkte und Flecken des Innviertels schreiben.

In Erinnerung an F. X. Rambold

Von F.-K. Kelm, Mühldorf

Am 14. März jährte es sich zum 13. Male, daß der Heimatdichter Franz Xaver Rambold, Oberlehrer in München, ein Sohn der Stadt Mühldorf, für immer die Augen schloß. Der Heimatbund Mühldorf ehrte daher den Heimgegangenen in seiner Monatsversammlung mit einer feierlichen Gedächtnisstunde.

Ing. Toni Endraß trug Biographisches und Hanns Wolferstetter Lieder zur Gitarre aus dem Werk des Dichters vor.

F. X. Rambold, am 4. 8. 83 in Mühldorf geboren, war ein Barockmensch, wie man sie immer wieder in bayerischen Landen antrifft. Er liebte die Welt und was in ihr ist, fühlte sich hingezogen zum Detail, das die Menge meistens nicht beachtet. Suchte nach Originalen und Kuriositäten, stöberte in alten historischen Winkeln des Landes und entfaltete ein reiche publizistische Tätigkeit in Zeitungen und Blättern der Heimat, und wurde somit über die Grenzen der engeren Heimat weithin bekannt.

Galt seine Liebe der Heimat, so trieb ihn doch die Sehnsucht in die Ferne. Davon zeugen seine Reisen nach dem Osten Europas und in die Länder um das Mittelmeer. Doch allzugern kehrte er aus der Weite der Welt in die geliebte Enge der Heimat zurück.

Ein Stilist von hohen Graden, ist sein Werk mit stetem Humor gewürzt. Seine Muse ist leicht beschwingt, wurzelt im Erdhaften und versucht dem Ernst des Lebens die heitersten Seiten abzugewinnen.

Ihn, der im Zeichen der Jungfrau geboren wurde, sollten nach seinem „letzten poetischen Willen“ vier Jungfrauen zu Grabe tragen und außerdem dabei keine Traurigkeit herrschen. Nun, viel zu früh ist dieses poetische Testament in Erfüllung gegangen. Schon mit 55 Jahren, am 14. März 1938, starb unser Dichter in München und wurde auf dem Mühldorfer Friedhof beigesetzt.

Sein Werk ist verbunden mit der Geschichte der Stadt Mühldorf und seiner Menschen. Der Heimatfreund aber wird sich seiner und seines Werkes stets erinnern und es gern benutzen.

Die Chronik

(1743). Von Rosenheim her kamen auf der Wasserreise 1200 Eichen in Wasserburg durch, die für das Zeughaus in Wien bestimmt waren. Die Oesterreicher hatten sie ausgesucht als die besten von etwa 1500 Stämmen, welche sie im Windschlag bei Aibling hatten schlagen lassen.

Grassinger, Geschichte der Pfarrei und des Marktes Aibling.)

(1597). Der späteren familiengeschichtlichen Forschung erwuchs eine große Hilfe aus der Anordnung des Konzils von Trient (1545—1563), gleich den Protestanten bei den katholischen Pfarrämtern Tauf-, Heirats- und Sterberegister zu führen. Einschließlich Wasserburgs beginnen in unserer Gegend fünf Kirchenbücher vor 1600: Mühldorf 1587, Isen 1579, Frauenchiemsee 1592, Kirchdorf bei Haag 1594 und Wasserburg am 2. Februar 1597. (Chronik Wbg.)

Ein Lexikon erzählt

Nehmen wir einmal an, der junge Goethe oder die Kaiserin Maria Theresia hätten sich kurz über Rosenheim informieren wollen. Sie hätten dann nach der neuesten Auflage des 1704 als erstes deutsches Werk dieser Art erschienenen „Realen Staats-Zeitungs- und Conversations-Lexikon“ von Johann Hübner gegriffen und unter „Rosenheim“ gelesen: Schöner Marktflecken nebst einem Schloß in Ober-Bayern am Fluß Inn, zum Rent-Amte München gehörig. Es ist ein Churfürstl. Pfleg-Gerichte und feines Capuciner-Kloster allda und die Bürgerschaft hat gute Nahrung von Wein- und Getreyde-Handel und der ordentlichen Salzniederlage.

Welche Ortschaften unseres Heimatgaues finden wir sonst noch in diesem 1761 bei Felix Bader in Regensburg neu aufgelegten Nachschlagewerk? Aibling, feiner Marktflecken und Schloß in Ober-Bayern, am Wasser Mangvald, im Rent-Amte München, in dessen Land-Gericht 4 Clöster, 6 Schlösser und 16 Hof-Märkte gehören.

Roth, Benedictiner-Kloster am Fluß Inn, oberhalb Wasserburg in Bayern.

Alten-Hohenau, Hohenavia Vetus, Dominicaner-Frauen-Closter in Ober-Bayern, in der Regierung Burghausen, zwischen Rosenheim und Wasserburg am Inn gelegen.

Wasserburg, ziemlich gebaute und nahrhafte Stadt, am Inn. Sie liegt zwar in Bayern, gehört aber unter Salzburgische Hoheit. Es sind allda zwey Zeughäuser, so mit Gewehr vor die Landfahnen versehen. Ingleichen eine einträgliche Salzniederlage und ziemliche Handlung mit Getreyde. Wann der Erzbischoff von Salzburg Kreißdirektor agens ist, wird der Bayrische Kreißtag allhier gehalten.

Mühlendorf, Erz-Bischöflich-Salzburgische Stadt in Nieder-Bayern gelegen, am Inn. Anno 1323 wurde hier Friedrich der Schöne aus Oesterreich von Ludwig aus Bayern geschlagen und gefangen.

Als Wallfahrtsort wird Alt-Oettingen ausführlich gewürdigt.

Innaufwärts gelegene Orte finden wir:

Aurburg, sehr festes und hohes Berg-Schloß beym Flusse Inn, in Ober-Bayern, an den Tyrolischen Gränzen, anderthalbe Meile von Kufstein. Es ist daselbst ein Land-Gerichte.

Kufstein mit Schloß Gerolzegg ist natürlich auch aufgeführt, aber da es schon zu Tyrol gehört, wollen wir nicht weiter nachlesen.

Dafür wenden wir uns endlich nach Osten und gelangen zum:

Chiemsee, sonst das Bayerische Meer genannt, ist ein großer See in Ober-Bayern, R. Burghausen, zwischen dem Innfluß und der Salza. Er hat sieben Meilen im Umkreise, und mitten in demselben liegen zwey vornehme Clöster. Es ist ein Bischof allda. Siehe Frauen-Chiemsee und Herren-Chiemsee. (Unter diesen Artikeln werden die Clöster näher gewürdigt.)

Seon, Benedictiner-Kloster in Bayern, auf einer Insel eines Sees gelegen, unweit der Pflege Cling, R. Burghausen.

Pinzgau, ein Thal im Erz-Stift Salzburg, durch welches der Fluß Salza läuft, dessen Einwohner meistens Kröpfe haben, und Pinzger genannt werden.

Wessen Heimort ich hier nicht erwähnt habe, der möge sich trösten, er steht wirklich nicht in dem Lexikon und ist eben erst nach 1761 berühmt geworden. Der Simssee z. B. ist mit keinem Wort angeführt. Nach weiteren 200 Jahren werden sich bestimmt andere Leute ärgern, wenn ihr Heimort in einem Lexikon von 1950 noch nicht gebührend erwähnt ist!
G. P.

Mitteilungs-Ecke

Bad Aibling. Die heurige kunsthistorische Studienfahrt des Historischen Vereins stand unter einem guten Stern. Bei prachtvollem Wetter führen die Teilnehmer, fast fünfzig an der Zahl, zunächst nach Attel, wo die staatliche, am Ufer des Inns malerisch gelegene ehemalige Klosterkirche besucht wurde. Dann ging es nach Wasserburg, wo wir in Herrn Professor Kirmayer einen idealen Führer fanden. Zunächst vermittelte er uns von hoher Warte aus auf dem jenseitigen Innufer einen Ueberblick über die Stadt und führte uns in ihre Entwicklungsgeschichte ein. Dann zeigte er uns das Heimatmuseum mit seinen reichen Schätzen, die uns ein Bild vermittelten von dem Wohlstand und der Behäbigkeit der Wasserburger Bürger in der guten alten Zeit. Sodann besichtigten wir die Pfarrkirche mit ihrer herrlichen Kanzel, den imposanten Rathaussaal und die Ratsstube, die Bibliothek und den Sitzungssaal. Nach einem kurzen Besuch in einem alten Patrizierhaus verließen wir Wasserburg, um auf dem Rückweg noch die Klosterkirche in Altenhohenau mit ihren Kunstschätzen aus der Hand Ignaz Günthers und die Pfarrkirche in Vogtareuth mit den von unserem Aiblinger Bildhauer Johann Götsch geschaffenen Altären zu besuchen. Befriedigt von dem Gesehenen kehrten die Teilnehmer in die Heimat zurück.
J. A.

Der Naturkundliche Verein für das Mangfallgebiet führt im Juni folgende Lehrwanderungen durch: 1. Wanderung am 17. Juni in das untere Leitzachtal. Treffpunkt Bahnhof Westerham (über Aibling oder Holzkirchen) vormittags 9.30 Uhr. Wanderweg: Westerham — Oetz — Mittenkirchen — Fentbach (Schanze!) — Holzolling — Esterndorf — Westerham. Führung: Josef Eismann, München. Bei jedem Wetter. Teilnehmergebühr 50 Pf (für Mitglieder des Bundes Naturschutz in Bayern 30 Pf). — 2. Wanderung am 24. Juni in das Moränengebiet bei Helfendorf unter dem Motto: „Die Pflanzen um Sonnenwende“. Treffpunkt Bahnhof Großhelfendorf (über Holzkirchen, Kreuzstraße oder Aibling) vormittags 8.30 Uhr. Wanderweg: durch die Wälder um Großhelfendorf über Aschbach nach Kreuzstraße. Rückfahrt ab Kreuzstraße. Führung: Prof. Mich. Merkl, München, und Anton Uffinger, Kleinhelfendorf. Bei jedem Wetter. Teilnehmergebühr wie oben. — Anmeldungen erbittet der Naturkundliche Verein an K. Braßler, Götting (Post Bruckmühl/Mangfall).

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühlendorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühlendorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1951

Juni

Nummer 6

Von der Bedeutung unseres Heimatmuseums

Von Dr. Josef Maria Ritz

Dr. Josef Maria Ritz, Direktor des Landesamtes für Denkmalspflege, jener Behörde, die sich den Schutz und die Pflege unserer bayerischen Heimat angelegen sein läßt und seit Jahr und Tag auch dem Inn- und Chiemgau ihr besonderes Interesse schenkt, hatte die Freundlichkeit, für die „Heimat am Inn“ folgenden Originalartikel zur Verfügung zu stellen. Die Red.

Auf dem dritten Heimattag, der in Deggendorf die Heimatfreunde und Heimatforscher vereinigt hat, wurde auch der Heimatmuseen und ihrer Stellung innerhalb der Heimatpflege wieder gedacht. Es mag daher auch für Wasserburg, das ja in seinem Heimatmuseum eines der bedeutendsten und interessantesten Heimatmuseen Bayerns besitzt, einmal ganz anregend sein, sich den Wert, die Bedeutung und die Wirksamkeit einer solchen Einrichtung vor Augen zu führen.

Wir stehen heute mitten in einer großen Erziehungsaufgabe des gesamten deutschen Volkes. Dazu bedarf es aber der Anspannung aller Kräfte, der Ergreifung aller geeigneten Mittel. Der Heimatgedanke, die Kenntnis und die Liebe der Heimatgeschichte hat als eines der wichtigsten dieser Erziehungsmittel zu gelten und das Heimatmuseum wiederum bietet sich an, jedermann, der willig ist, einen Anschauungsunterricht über die Heimat zu erteilen. Es ist ja in den Heimatmuseen ein sehr umfangreiches und wertvolles Material aufbewahrt, das in vielen Fällen sonst spurlos untergegangen wäre. Es gibt uns Auskunft über die Vor- und Frühgeschichte unserer Heimat in den prähistorischen Sammlungen, es ist eine anschauliche Sichtbarmachung der Ortsgeschichte in der Darstellung ihrer baulichen, rechtlichen, verwaltungsmäßigen Vergangenheit, und zeigt uns vor allem, und das ist gerade in Wasserburg in außerordentlicher Weise der Fall, das häusliche Leben, die eigentliche engste Umgebung unserer Väter in ihren Möbeln, ihrer Tracht, ihren täglichen Ge-

brauchsgegenständen, und endlich ihre religiöse Haltung in der kirchlichen Kunst und den verschiedenartigen Devotionalien. Diese geradezu pädagogische Bedeutung der Museen hat man schon lange erkannt, wenn auch leider nicht immer ausgenützt. Sowohl von der einheimischen Bevölkerung, wie auch von den Fremden könnte und müßte dieser Möglichkeit ein viel höherer Wert zugemessen werden. Für letztere wäre das Heimatmuseum der gegebene Ort, Land und Leute wahrhaft, nicht nur so obenhin, kennen und lieben zu lernen. Man erfährt ja damit nicht nur die alte Zeit, sondern auch Wesen und Sein der heutigen. Denn, wenn auch vielleicht unbewußt, ja ungewollt, werden wir alle getragen und geformt von dem Erbe der Ahnen. Das aber müßte auch wiederum der heimischen Bevölkerung eine solche Darstellung und Verkörperung dieses Erbes, wie sie sich in den Museen bietet, wertmachen. Doch ist leider deren Gleichgültigkeit gegenüber diesen Schatzstätten im allgemeinen ziemlich groß. Und wenn der Heimatstolz nicht nur äußerlich ist, nicht nur ein Gewand, das man zu Trachtenzügen und Heimatfesten anlegt, so müßte er auch das Museum einbeziehen und dieses müßte jedem von echter, innerer Bedeutung sein, müßte neben Kirche, Rathaus und Schule ein Mittelpunkt der Gemeinde sein.

Damit nun das Heimatmuseum endlich zu der Bedeutung und geistigen Auswertung kommen kann, die als Möglichkeit in ihm beschlossen liegt, sollte bei der Jugend begonnen werden. Ihr, als dem Träger der Zukunft, müßten diese Erkenntnisse und Gedanken nahegebracht werden. Dazu aber ist ein Museumsbesuch zu einem wahrhaften Erlebnis zu gestalten und darf nicht nur als Ersatz eines verregneten Schudausfluges betrachtet werden. In diesem Sinne sind die Museen ein Bildungsmittel ersten Ranges, und zwar unterschiedlos für den künftigen Handwerker in der Berufsschule, für den Volksschü-

Zur Erneuerung der Wasserburger Frauentracht

Von Dr. Barbara Brückner

(Schluß)

Und nun eine Art Gegenprobe zu der Formen- und Farbenwahl der Männertrachterneuerung: Obwohl die Männertracht mit gleicher Genauigkeit erarbeitet ist und die Frauentracht ohne Seitenblicke bloß aus den Quellen abgeleitet wurde, ergab sich die freudige Feststellung, daß beide farbig so gut zusammenpassen, als seien sie absichtlich aufeinander abgestimmt.

Dasselbe ist noch ausgeprägter der Fall bei der festlicher gestalteten Feiertagstracht der Wasserburgerinnen. Fünf Besonderheiten sind es, die dieses Gewand für Hochzeiten und andere öffentliche und familiäre Feste, für alle feierlichen Gelegenheiten des Jahres (nicht für den Fasching!) vor der sonntäglichen Frauentracht auszeichnen.

Bei einer Kirchentracht kann nicht verzichtet werden auf die weibliche Kopfbedeckung. Diese erweist sich aber bei jeder Trachterneuerung als das schwierigste Stück. Sind doch Hut, Haube oder Tuch jeweils ein Leitmerkmal und zugleich von bestimmendem Einfluß auf den Gesamteindruck eines Trachtenbildes.

So müssen sie besonders sicher verbürgt und zugleich für die heutige Frau tragbar und kleidbar sein. Freilich ist die Kopfbedeckung, zumal der Frauen, das konservativste Stück einer sonst schon ganz oder teilweise ausgestorbenen Tracht. Dafür liefert der nahe Chiemgau den kräftigsten Beweis, indem er den verhältnismäßig wenig veränderten sogenannten Prienerhut mit seinen langen „Hint-abi-Bandln“ unentwegt zu dem mehr oder weniger eilig der Zeitmode angepaßten Kostüm beibehält. Obwohl er auch im Wasserburger Gebiet heimisch war, konnte er aus praktischen und stilistischen Gründen doch nicht für die Wasserburgerinnen herangezogen werden. Daß es ein Hut zu sein mußte, nicht etwa ein Häubchen oder Tuch war außer Zweifel, da ja alle bergnahen Gebiete den Hut jeder anderen Kopfbedeckung vorziehen. Aber es mußte weiter zurückgegriffen werden, um dem Stil des erneuerten Gewandes nicht zu widersprechen.

ler oder den Mittelschüler, das noch viel zu wenig beachtet wird.

Man wird einem solchen Bild von der Stellung des Museums den Vorwurf der Unaktualität in unserer schweren Zeit machen. So wollen wir uns noch mit der Bedeutung des Museums für die Gegenwart kurz befassen. Man muß da von der, ja immer wieder geäußerten, Erkenntnis ausgehen, daß unsere Not nicht nur durch wirtschaftliche Maßnahmen zu wenden ist, sondern vor allem auch durch seelische und kulturelle Taten. Denn letzten Endes ist diese Not, in die wir geraten sind, eine Not des Geistes. Sie ist entstanden aus dem Abfall der Deutschen von ihrer großen, geistigen Kultur, die selbst in Notzeiten, wie in den Napoleonischen Kriegen, noch in aller Großartigkeit vorhanden gewesen war. Einer inneren Zerstörung ist die äußere Zerstörung gefolgt, wie sie uns

Es bot sich eine frühe Form des 19. Jahrhunderts, die sich in der vielformigen Entwicklungsreihe des landestüblichen Frauenhutes seit dem Ende des 16. Jahrhunderts durch bestechende anmutige Schlichtheit, ja beinahe Zeitlosigkeit hervortut. Der eine oder andere Leser kennt vielleicht sogar noch Originalstücke dieser Form, die dem Chiemgau und dem Isengau gemeinsam war. Die Zeichnungen von Margarete Hain lassen ersehen, wie dieser Hut den weiten runden Schwung des Röckiausschnittes in der anmutigen Linienführung seiner gebogenen Krempe wiederholt. Er gibt dem Gesicht etwas Heiteres und Bewegtes, obwohl er, ländlich solide und der leichtfertigen Oberflächlichkeit abhold, gerade auf dem Scheitel sitzt. Die am besten dazu passende Zopffrisur, mit oder ohne schwarzes Samtband, wiederholt noch einmal die Rundung des Halsausschnittes. Auf dem festlichen Plüschschwarz des Hutes prangt golden die doppelt oder dreifach um den niedrigen Gupf gelegte Hutschnur mit den beiden lang und feinsträhmig über den hinteren Hutrand fallenden Quästen. Es ist, als fließe das gesponnene Gold durch eine flache Rinne in den Nacken. Damit es nicht zuviel des goldenen Schimmers werde, legt sich nur eine zarte aber aus echtem Goldfaden geklöppelte Spitze an die Krempeunterseite und schwingt mit dem seitlichen Aufschwung der Krempe mit. Diese Spitze kann aus alten Stücken genommen oder neu geklöppelt werden, wofür mehrere Musterbelege geboten werden können. Es genügt, sie auf den schwarzen Hutrand aufzulegen. Wer sich an das herrschende Braun von Röcki und Kidl hält, also auf die mögliche Variation Grün verzichtet, könnte sogar, freilich in vorsichtiger Farbabstimmung, zu der blauseidenen Unterfütterung der Klöppelspitze greifen, wie sie alte Originalstücke aufweisen. So dürfte dieser wiedererweckte Hut nicht bloß ein charakteristischer, sondern auch ein festlich schmückender Bestandteil der Erneuerung sein, der zu jedem Gesicht steht.

Die Feiertäglichkeit solcher Tracht erlaubt nicht nur, sondern verlangt auch einigen alten

der letzte Krieg hinterlassen hat. Wenn wir von den guten alten Zeiten sprechen, so ist damit weniger ein äußeres Wohlergehen gemeint (es hat immer viel Not und Elend, Krieg und Durcheinander gegeben), sondern die innere Kultureinheit, die jenes glückliche Schaffen in der alten Zeit, und zwar im ganzen Volke, von den sogenannten unteren Schichten bis zu den größten Künstlern ermöglicht hat.

Zur Bewältigung dieser Aufgabe der Rettung des Volkes, wie sie sich uns stellt, muß nun alles Helfende herangezogen werden. Und was böte sich eher dazu, als der wahre Begriff der Heimat, der uns durch so viel bittere Erfahrung in neuem Maße nähergekommen ist? Damit erfährt auch das Museum der Heimat eine neue, außerordentliche Bedeutungssteigerung und eine großartige Weitung seines Wirkungsbereiches.

bäuerlichen Schmuck aus der Hand des Gold- oder Silberschmiedes. Alte Ohrringel mögen dazu getragen werden, eine mehrgängige Granat- oder Silberkette mit zierlichem Schloß, die Brosche aus Großmutterzeiten, der Fingerring, wenns hoch geht, sogar die silberne Schnalle am niedrigen schwarzen Schuh — was davon eben vererbt oder leicht erreichbar ist. Auch die filigranen Haarnadeln würden passen. Wer aber nichts dergleichen hat, der verzichte lieber auf allen Schmuck, als daß er einen unechten oder unpassenden dazu trüge. Das Röcki mit dem sichtbaren Vorderschluß kann mit kleinen Silberknöpfen geschlossen werden.

Als dritte festliche Beigabe zu der Feiertagstracht wurde statt des reinlich kleidsamen Wäschestoffhemdchens der Frauen-Sonntagstracht das helle seidene Miedertüchl gewählt, das im Röcki eingeschlossen ist. Rückwärts ist es sorgfältig gelegt, eventuell etwas geheftet, vorne schmückt es übereinandergreifend den Brustausschnitt.

Vierte schmückende Zugabe ist die bei der weiblichen Sonntagstracht schon besprochene, wieder entstandene Kunst der Näherin im Rüschenbildern um den Röckiausschnitt. Hier wird sie reichlicher und zarter angewendet und kann fünf bis sieben Reihen umfassen — alle handgearbeitet nach Art der in den Bestandsaufnahmen wieder entdeckten Muster, die einer Auferstehung würdig sind. Der Handarbeit gebührt ja ein Plätzchen in der Frauentracht, je festlicher sie ist, desto mehr.

Endlich wird selbstverständlich die Feiertäglichkeit noch bekundet durch die Wahl eines sorgfältig ausgesuchten, meist seidenen Stoffes für Röcki, Kidl und Fürtuch. Ober- und Unterteil werden in der Regel beim Festgewand nicht bloß gleichfarbig, sondern auch vom gleichen Stoff und Muster gearbeitet sein. Den großgeblumten Mustern sind die feinen Blüten, Streifen oder Ornamente vorzuziehen. Die führende Farbe bleibt ein beliebiger Ton von Braun, dem die jüngeren vielleicht ein schönes Grün, das berechtigte Variante ist, vorziehen. Das Fürtuch wird je nach Alter, Geschmack, Haar- und Gesichtsfarbe gewählt in einem Farbenton zwischen Gelb und Braun, der auch ins Rötliche spielen kann. Das lange, reichliche Schürzenband pflegt vorn in der Mitte zur vollen Schleife gebunden zu werden. Die Schürze reicht von Hüfte zu Hüfte, läßt aber unten ein Stückchen vom Rock sichtbar werden. Eine gewisse Reichlichkeit ohne bauschige Ueberfülle muß der Festtracht mehr noch als jeder anderen eignen. Sie darf nicht billig wirken durch allzugroße Sparsamkeit am Stoff oder durch falschen Glanz. Es gibt gute Stoffe und schöne Muster und wir sollen nicht kritiklos kaufen, sondern bedachtsam wählen. Weiße Strümpfe, vielleicht aus feinem Garn nach einem der vielen alten Muster handgestrickt, vollenden den festlichen Eindruck zum schlichten, aber schöngeformten Schuh. Selbstverständlich kann die ältere Frau nach Belieben das ernste feierliche Schwarz wählen wo sie es für ihre Verhältnisse für passend hält. Wenn Form und Stoff gut sind, wirkt es dennoch festlich.

Noch ist das wiedergeschaffene Wasserburger Heimatgewand erst für die roten Kalendertage gestaltet. Ihm wird die in den Quellen bezugte



Arbeitstracht folgen und wohl auch Formen für die Buben und Mädels, die von klein auf in die Liebe zur Tracht hineinwachsen sollen.

So bleibt nur noch zu wünschen: Möge sich trotz der finanziellen Schwierigkeiten und der vielen Sorgen, die wir tragen, als ein Dank für die bewahrte Heimat langsam, in solidem Wachstum, getragen vom gewissenhaften Fleiß geschulter Schneiderinnen und verkörpert durch Männer und Frauen, die ob ihres menschlichen Wertes Ansehen genießen, die Tracht zunächst in einem kleinen Kreis einführen! Macht sich doch die zunächst größere Ausgabe bezahlt durch längere Dauer und nicht veraltende Form; denn sie kleidet alle und gibt ihren Trägern eine sichere, gediegene Festigkeit und den Trägerinnen ebensoviel Anmut wie frauliche Würde.

Die Chronik

„Ob auch über unsere Gegend die wiederholt (in den Jahren 887, 900, 1282) von Ungarn heraufkommenden Heuschreckenschwärme verheerend einfielen, ist nicht feststellbar. Im Jahre 1338, das auch ein Erdbeben brachte, erstickte Oktoberschnee einen solchen Schädlingsflug. Noch 1747 und 1749 riefen die Kirchenglocken zur Wehr gegen solche Schwärme, die man mit Feuerlinien bekämpfte.“

(Wasserburger Chronik 1338.)

Gedanken zum Flußnamen „Mangfall“

Von K. Braßler, Götting

Unsere heutigen Orts-, Flur- und Gelände (Berg-, Fluß-)namen haben für die Besiedlungsgeschichte eines Landes eine große, teilweise selbst ausschlaggebende Bedeutung. Sind sie doch meist Namensdenkmäler, deren sprachliche Erklärung und Zurückführung auf den ursprünglichen Wortlaut eindeutige Schlüsse ziehen läßt über die Art der Menschen, die an der betreffenden Lokalität einst gelebt und gewirkt haben und dieser den Namen gaben, der dann sich unter Berücksichtigung inzwischen eingetretener sprachgesetzlicher oder willkürlich erfolgter Lautveränderungen bis heute erhalten hat. Ein besonders interessantes Beispiel hierfür aus unserer Heimat ist der Name der Mangfall. Seine Deutung ist nämlich durchwegs das Opfer einer sehr oberflächlichen Betrachtung geworden. So lesen wir z. B. in Vollmann, „Wortkunde in der Schule“ (I., S. 66), daß Mangfall die „Mannigfaltige“ bedeuten könnte „nach den vielen faltenartig einmündenden Bächen“ (!?) und Reinecke („Die örtliche Bestimmung der antiken geographischen Namen für das rechtsrheinische Bayern“ in „Bayer. Vorgeschichtsfreund“, Hft. 5, 1926, S. 40) sagt kurz und schlicht: „Deutscher Name“, indem er auf die urkundlichen Erwähnungen (1078—1080) als „Manachfialta“ bzw. „Manachvalta“ hinweist. Miedel glaubt in seinen „Bemerkungen zu den onomatologischen Eisenbahnfahrten in „Bayernland“, 7, 1896, S. 549, annehmen zu können, daß die Mangfall, weil sie doch „nichts Mannigfaltiges“ an sich habe, auf einen Personennamen zurückgehe, auf einen „Managwald“ = der Mengewaltende (= Mangold von heute) und die alte Schreibform „Managualda“ bzw. „Managualdaha“ eine solche Annahme besonders rechtfertige. Und nun hören wir den Historiker v. Koch-Sternfeld! Er sagt in seiner Schrift „Bayern und Tyrol“ S. 29, daß der Name Mangfall vielleicht abzuleiten sei von „Mund-Fall“, weil der Fluß bei Gmund aus dem Tegernsee „falle“ (!!). Auch Schmeller, der Altmeister bayerischer Sprachforschung, hat der Mangfall in seinem Standardwerk „Bayerisches Wörterbuch“ (2. Aufl. Bd. 1, Spalte 1605) einige Zeilen gewidmet und vertritt die Auffassung, daß das Wort aus dem althochdeutschen „manacfalt“, bzw. mittelhochdeutschen „manecvalt“ = mannigfalt, mannigfaltig, abzuleiten sei, vermutlich deshalb, weil die Mangfall „eine Vereinigung von verschiedenen Moorwässern und Bächen darstelle, die größer sind als der Hauptfluß“ (!!).

Wen vermögen nun diese Deutungen, die in unsere Heimatliteratur vielfachen Eingang gefunden haben, zu befriedigen, insbesondere, wenn er die Begründungen hierzu liest oder hört? Ich glaube, keinen ernsthafter Denkenden! Diese Deutungen erscheinen im Gegenteil bei den Haaren herbeigezogen zu sein, denn sie wurden aufgebaut auf Behauptungen („faltentartig mündende Bäche“ etc.) die einfach nicht stimmen. Der vermeintliche Gleichklang „Mangfall“ mit „mannigfaltig“ hat es den Wortdeutern besonders angetan, läßt sie nicht los, terrorisiert sie und lenkt sie davon ab, eine Deutung unter Berücksichtigung der Frühgeschichte

des von der Mangfall durchflossenen Landes zu versuchen.

Tatsächlich ist das Land an der Mangfall uraltes Siedlungsgebiet, zunächst im oberen, geologisch gesehen, freien Lauf der Mangfall, dann aber auch — nach dem Abfluß und Austrocknen des spätertären und diluvialen „Rosenheimer Sees“, der ab dem heutigen Götting von der Mangfall durchflossen wurde — im mittleren und unteren Teil des Flußlaufes. Unsere ältesten einheimischen Geländenamen sind illyrischen bzw. keltischen Ursprungs (Jenbach, Inn, Glonn, Isinisca = Helfendorf, etc.). Etwas jünger sind die Orts- und Geländenamen römischen Ursprungs (Wiex-Orte, Kematen-Orte, Vagen = Vagina — Talenge und keine Reminiszenz an die „Faganen“!) und zu dieser Namensgruppe gehört auch unsere Mangfall. Die Anwesenheit der Römer im mittleren und unteren Mangfalltal mit dem Zentrum in Aibling, den östlichen Niederlassungen um Pons-Aeni nördlich von Rosenheim und den westlichen im Göttinger- und Vagener Mangfalltal, kann heute nach den neuesten Ergebnissen der frühgeschichtlichen Heimatforschung nicht mehr bestritten werden. Dieses ehemalige, von ca. 15 v. Chr. bis ca. 500 n. Chr. von den Römern besetzte und verwaltete Land, das von der Mangfall mitten durchschnitten wurde, hat sicher auch diesem Fluß einen Namen gegeben und zwar einen sehr natürlichen. „Mano“ bedeutet in der lateinischen (römischen) Sprache „fließen“, „strömen“ insbesondere im Sinne von „sich verbreitern“, und „valde“ steigert dieses „mano“ noch im Sinne von „stark“, „heftig“, „sehr“. Die „mano valde“ ist also die „Starkfließende“, „Heftigströmende“, eine Eigenschaft, die auf die Mangfall auch heute noch zutrifft, soweit man ihr das Wasser nicht wegnimmt.

So stehe ich also auf dem Standpunkt, daß der Name Mangfall nicht deutschen, sondern römischen Ursprungs ist; aus manovalde wurde Manachfalte, Manachfalte, Manicvalt, Manchfalt und schließlich Mangfall.



Nachsatz: Wir beendeten in der letzten Nummer der „Heimat am Inn“ den Abdruck des Vortrags „Heimatpflege“, mit dem sich Heimatpfleger Heck dem Heimatverein Wasserburg vorstellte. Hierbei wurde der Abdruck eines Absatzes vergessen, ohne den die weiteren Ausführungen irreführend wären. Nach dem Hinweis auf die neue Baugesinnung, der mit dem Satz schließt: „Und nicht nur beim Bauen ist es so“, muß eingeschoben werden:

„In allen Dingen des täglichen Lebens ist es nicht nur das Ziel der Heimatpflege, sondern auch die Sehnsucht des modernen Menschen überhaupt, vom Zustand einer komplizierten Zivilisation wieder zu einer schlichten, allzeitgültigen Lebensführung zurückzukehren. Dieses Streben ist bereits so offensichtlich, daß sich die Konjunktur, allerdings in völliger Verkennung ihres tieferen Sinnes, längst einschaltete und auf dem besten Weg ist, diese gesunde Reaktion in den Mißkredit zu bringen.“

Landleute, hütet eure Familienaltertümer!

Es ist ein Verdienst der Volkskunstbestrebungen letzter Jahrzehnte, daß sich endlich auch auf dem Lande die Erkenntnis Bahn bricht, den noch vorhandenen altväterlichen Hausrat seiner künstlerischen Schönheit und seines hohen Kulturwertes willen der natürlichen Umgebung zu erhalten.

Leider gibt es aber auch heute noch Bauernfamilien, die vom modernen, alles gleichmachenden Zeitgeist getrieben, von dem „alten Gerümpel“ nichts mehr wissen wollen. In Unkenntnis schämen sie sich des bemalten und wurmstichigen Zeugs, vergessen ihr angestammtes Selbstbewußtsein, das Bekenntnis zum Bauerntum, stellen der Ahnen Möbel, Bilder und Gebrauchsgegenstände auf den Speicher, lassen sie verstauben oder überstreichen — farbenfrohe Schränke, Truhen, Tische und Stühle geschmacklos mit Oelfarbe. Und wo einst vor Jahrzehnten schaffensfrohe Heimatkunst und Wertarbeit diese Bauerräume schmückte, stehen braunlackierte oder maserierte Fabrikmöbel, Hausierer- und Dultware.

Bauern! Gibt euch die stete Nachfrage nach bäuerlichen Kunstgegenständen nicht zu denken? Schaut euch einmal um in den Städten! Ueberfüllt sind die Antiquitätenläden mit den besten Erbstücken eurer Ahnen. Bestehend zwar in ihrer Schönheit, aber unpersönlich für

Um die Sammlung der Beilage zu erleichtern, werden wir ab jetzt innerhalb der einzelnen Jahrgänge die Ausgaben durchgehend nummerieren und beginnen darum heute mit der Seitenzahl 33.

den kommenden Besitzer. Es sind Werte, mit denen Familiengeschlechter im Boden der Gegenwart verankert sind, geadelt durch Familiengeschichte, durch eigenes Erleben in früher Jugend.

Von Jahr zu Jahr mehren sich die Freunde von künstlerisch-altem Wohnungsschmuck, teils weil guter Geschmack, solides Empfinden für Form und Farbe sie leitet, teils das Sammeln von Altertümern Mode geworden ist.

Ist's nun eine stillechte Bauernstube oder sind's nur einzelne Prachtstücke, die zur Belebung der Wohnräume beitragen, sein Besitzer kann sich täglich des Anblicks freuen.

Jedes einzelne Stück ist ja bei genauer Betrachtung persönlich geartet, mit hingebender Sorgfalt, feinem Gefühl und Empfinden für künstlerisches Schaffen hergestellt. In jeder Leiste, in jedem Schnitzwerk, Schloß und Band, in Malerei und Einlegearbeit liegt etwas Eigenes, eine besondere Form, ein persönlicher Gedanke. Mögen immerhin städtische Vorbilder diese ländlichen Handwerkerarbeiten ziel- und richtunggebend beeinflusst haben, die naturwüchsige, naive Eigenart der Dorfkünstler bewahrte sie vor jeder schablonenhaften Nachahmung. In Form, Farbe und symbolischem Inhalt der Dekoration ist jeder Schrank, jede Bettlade, Truhe und Wiege ein Zierstück.

Wie heimelig sitzt's sich z. B. im alten Herrgottswinkel! Man denke sich statt der geschnitz-

ten oder bemalten Wandvertäfelung, der rauchgeschwärzten Holzdecke, dem kernigsten Eichenstisch, umgeben von Ruhebank und schweren Stühlen, fabrikmäßig hergestellte Dutzendware, und man wird unschwer die Anspruchslosigkeit erkennen, die unsere poesielose Zeit an Gebrauchsgegenstände auf dem Lande stellt.

Bauer, es muß dich zu Ueberlegungen führen, wenn du siehst, daß Gastlokale in den Städten seit Jahren darangehen, diese mit Hilfe ehemaliger ländlicher Kunst gemütlich zu gestalten. Man fühlt sich wohl in Räumen, welche farbenfrohes Bauerngeschirr, blumen- und tierbemalene Fayencen und leuchtendes Zinn schlicht, aber wirkungsvoll schmücken. Selbst Nachbildner haben die hübschen Gläser und Krüge mit ihren geätzten Zeichnungen, sinnigen Aufschriften, Spruchbändern und gravierten Zinndeckeln in modernen Werkstätten gefunden, nachdem große Nachfrage die Preise ansehnlich erhöhte. Was aber schmückt heute Schlüsselrahmen und Glasetagen, früher der Stolz der Bäuerin? Nüchternes Blech- und Tongeschirr, kitschige, armselige Basarware ist an Stelle des alten, schönen Hausrates getreten.

Und man kann an Dinge im Bauernhause denken, an welche man will, alle haben ob ihrer eigenen, künstlerischen Ausführung Abnehmer gefunden und werden erst recht heute, nachdem sie von Jahr zu Jahr rarer werden, fleißig gesucht. Seien es zinneingelegte Gunkeln in hübschen Mustern, gedrechselte Spinnräder, originell geschnitzte Werggabeln oder kerbschnittartig verzierte Haspeln, volkstümliche Krippen, reizende Amulette, Spielwaren, strohgeflechtene Schatullen oder bleibeschlagene Zollstäbe, alles versucht man den Landleuten abzuschwätzen. Der ehemals blühenden Heimatkunst, dem Sinn für das Wahre, Schöne und Gute ist eben mit der Zeit in der Modesucht, im Gefallen am Schein und Flitter, in der Verachtung und Geringschätzung des Alten und Volkstümlichen ein schlimmer Feind erstanden.

Noch ist es Zeit, lieber Bauer, daß du dich besinnst und wenigstens die Reste altväterlichen Besitzes vor den Zugriffen der Antiquitätenhändler schützt. Solltest du weniger Verständnis dafür aufbringen, als städtische Sammler? Gewiß nicht! Für dich trägt ja all das geschätzte übererbte Gut noch persönliche Werte in sich, unbezahlbar für einen denkenden Menschen mit Herz und Gemüt. Schon bäuerlicher Ahnenstolz darf nicht mehr zulassen, daß man weiterhin väterliches Kulturgut der heimatlichen Scholle entreißt.

(1232). In seinem Buche „Aus Altrosenheim“ hebt Ludwig Eid auf Seite 24 die Bedeutung des Hallgrafengeschlechts von Wasserburg für Rosenheims Entwicklung hervor. Er meint: „Der durch die Klöster (22 im Gebiet) hervorgerufene rege Umladeverkehr an der „Weinlande“ bei Pfunzen erfuhr Mitte des 12. Jahrhunderts eine jähe Verschiebung: Die Pfunzener Brücke verschwand und es entstand durch die Hallgrafen von Wasserburg — im Zusammenhang mit der Gründung Münchens — eine neue Brücke (mit Schloß und Hof) flußauf-Rosenheim.“

Die Innbrücke zu Mühldorf

Von Architekt F.-K. Kelm, Mühldorf

Der Standort der Mühldorfer Innbrücke differierte in früheren Zeiten gegenüber dem heutigen um ca. 80 bis 100 Meter stromabwärts, während der Bau der neuen Brücke, der in diesem Sommer noch begonnen werden soll, ca. 30 bis 40 Meter stromaufwärts liegen wird. Innerhalb dieser rund 150 Meter spielte sich seit Jahrhunderten die Geschichte der immer wieder durch die Ereignisse zerstörten und in neuem Gewande erstandenen Mühldorfer Innbrücke ab.

In den Zeiten der ersten Besiedlung des Inn-tales führte über den Inn eine Brücke, oder wenigstens eine Fähre. Sehr wahrscheinlich wurde aber die erste Brücke in den Tagen der ersten römischen Niederlassung bald nach der Zeitwende gebaut. Urkundlich nachweisbar aber führte seit 1250 etwa unterhalb der jetzigen Brücke gegenüber des Heiligengeistspitals durch den damals noch vorhandenen äußeren Innorturm zum Altöttinger Tor eine Brücke in die Stadt hinein.

Viel hat seitdem die Brücke ertragen müssen. Aber die braven Mühldorfer Bürger bauten sie immer wieder auf und setzten Gut und Blut zur Erhaltung ihres Fortbestandes ein.

In den Tagen des Interregnums, im Jahre 1258, flüchtete Ottokar II. von Böhmen über die Brücke, stark bedrängt von den bayerischen Herzögen Ludwig II. von Oberbayern und Heinrich XIII. von Niederbayern. Die Brücke stürzte unter den Hufen der Pferde ein, und 400 Böhmen kamen in den Fluten des Inns um.

1364 wollte der bayerische Herzog Stephan II. das salzburgische Mühldorf in seine Gewalt bringen und versuchte durch brennende Schiffe die Brücke zu zerstören. Erzbischof Pilgrim von Salzburg baute um 1390 die Brücke wieder auf.

1590 ritt der neugewählte Erzbischof von Salzburg, Matthäus Lang, mit großem Gefolge in Begleitung vieler Fürsten unter Kanonendonner und Glockengeläute über die Innbrücke, um Mühldorf in Besitz zu nehmen. In den Schwedenzeiten, 1632 bis 1648, war die Innbrücke ein wichtiger militärischer Übergang. Brücke und Stadt wurden in diesen Tagen wiederholt beschossen. 1633/34 wurde die Brücke sicherheits-halber abgebrochen, 1648 mußten die Mühldorfer mit ihrer Habe auf das rechte Innufer flüchten. Die kaiserlichen Truppen wehrten den Gegner ab, mußten dabei aber die neue Brücke zerstören. Nach der unglücklichen Schlacht von Zusmarshausen flüchtete Kurfürst Maximilian von Bayern auf dem Schiff nach Oesterreich. Eines der kurfürstlichen Schiffe stieß dabei an einen Brückenpfeiler und sank mit einem Teil des silbernen Hausrates in den Fluten des Inns. Erst nach ca. 300 Jahren fand man davon einige silberne Teller im Sandboden des Inns bei Mühldorf und Neuötting. Sie befinden sich im Heimatmuseum.

In der Zeit der österreichischen Erbfolgekriege 1743 zogen Oesterreicher, Kroaten und Panduren über die Brücke in die Stadt und hausten darin wie die Wilden.

1765 passierten die irdischen Ueberreste

Franz I., von Innsbruck kommend, die Brücke. Der pompöse Leichenzug der Schiffe konnte die Brücke wegen der hohen Galerien einiger Schiffe nicht passieren. Die Brücke mußte, damit man nach Wien weiterfahren konnte, zum Teil abgetragen werden.

Papst Pius VI. kam bei seinem triumphalen Besuch in Deutschland 1781 von Altötting her über die Brücke und zog durch Mühldorf nach München weiter.

In den Jahren 1784 bis 1789 zogen österreichische Truppen wieder einmal über die Brücke. Sie waren auf einem Marsch in die Niederlande, die damals gegen Kaiser Josef II. standen. Bekanntlich wollte der Kaiser Bayern erwerben und dem bayerischen Kurfürsten Karl Theodor dafür die Niederlande als Tauschobjekt geben.

Gewaltige Eisgänge in den Jahren 1784, 1786 und 1788 zerstörten teilweise bzw. ganz die Brückenjoche.

1796 zogen wiederum österreichische Truppen über den Inn zu den Niederlanden, um sich dort



mit den Preußen gegen die Franzosen zu vereinigen.

In den Napoleonischen Kriegen machten die Oesterreicher Mühldorf zu einem militärischen Hauptstützpunkt. Im Oktober 1800 verließen sie jedoch die Stadt, setzten aber vorsorglich die Innbrücke in Brand, um dem nachrückenden französischen General Ney den Innübergang unmöglich zu machen. 1802 wurde Mühldorf mit Brücke bayerisch. Im September 1805 zerstörten die Oesterreicher erneut die Brücke. Einen Monat später wurde sie aber von den Franzosen wieder aufgebaut, da am 28. Oktober Napoleon sie persönlich zum Weitermarsch nach Wien benutzen wollte.

1809 erhob sich Oesterreich gegen Napoleon und die Innbrücke mußte wiederum wechselweise Freund und Feind auf ihren Rücken nehmen. Nach dem Gefecht von Neumarkt wurden die Oesterreicher über den Inn zurückgedrängt.

Das „Puzerl“ und der „Latierl“

Eine Plauderei über altbayerische Ausdrücke von Dr. A. Rauch

Unsere altbayerische Mundart besitzt noch zahlreiche Ausdrücke, die in der Schriftsprache nicht mehr vorkommen. Einige davon stammen aus dem Urgermanischen, die meisten aber wurden schon vor vielen Jahrhunderten aus einer Fremdsprache übernommen und im Laufe der Zeit so eingedeutscht, daß ihren Ursprung nur mehr der Sprachwissenschaftler erkennen kann. Von einigen dieser Wörter, über deren Herkunft und Bedeutung sich man meist eine ganz falsche Vorstellung macht, sei hier kurz die Rede.

Da ist einmal das Wort „Putzerl“. Jeder weiß, daß mit einem „liab'n oder nett'n Putzerl“ ein nicht gar großes, zierliches, auf zwei schlanken Beinen einherschreitendes weibliches Wesen gemeint ist und daß es mit einem vierbeinigen Butzerl nichts zu tun hat, trotz der großen Ähnlichkeit der beiden Wörter. Putzerl ist aber auch nicht mit dem seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in der norddeutschen Sprache auftauchenden „putzig“ in der Bedeutung von drollig verwandt. Es stammt vielmehr aus dem mittelalterlichen Französisch und ist durch den ritterlichen Minnesang über das Flämische in die deutsche Sprache eingedrungen. Dieses mittelhochdeutsche Lehnwort heißt „pucele“ und wird nicht wie heute sächlich, sondern richtig weiblich gebraucht. Seine damalige Bedeutung ist (reine) Jungfrau wie auch bei dem zugrundeliegenden französischen „puccelle“.

Weniger schmeichelhaft ist die seit mehr als einem Jahrtausend nur in der bayerisch-österreichischen Mundart vorkommende Bezeichnung „Latierl“ für einen Menschen, der sich alles gefallen läßt. Sie stammt aus dem spätlateinischen „Latinuli“ und heißt eigentlich kleiner Lateiner. Damit haben die hochgewachsenen germanischen Bajuwaren in den ersten Jahrhunderten ihrer Einwanderung einen Angehörigen der in die schwer zugänglichen Alpenländer zurückgedrängten, kleinwüchsigen römischen Bevölkerung gemeint, deren Herrendasein auf der

Im Jahre 1813 erlebte die Brücke den letzten Durchzug bayerischer Truppen. Von da an bis zum Jahre 1945 diente sie endlich friedlichen Zwecken.

1812/13 wurde die alte Holzbrücke durch eine moderne Bogenbrücke auf Steinpfeilern ersetzt. So gut aber die Brücke sich äußerlich darstellte — so schlecht war sie gebaut. Die Hochwasser der nachfolgenden Jahrzehnte rüttelten bedenklich an den Jochen. 1849 mußte sie wegen Bau-fälligkeit abgetragen werden. 1851 wurde dann die bekannte Gatter- und Dachbrücke als Maximilianbrücke eingeweiht. Um die Tragfähigkeit der Brücke angesichts des modernen Lastautoverkehrs zu heben, wurde sie 1927 mit eisernen Jochen unterfangen.

Die Dachbrücke ist für das Gesicht der Stadt Mühldorf charakteristisch geworden. Um so schmerzlicher war es, als das altvertraute Bild am Inn, von deutscher Hand beim Einmarsch der Amerikaner im Mai 1945 gesprengt, für immer verschwunden ist.

Hochebene zwischen der Donau und den Alpen mit dem Ende der Völkerwanderungszeit vorüber war und die sich den neuen und den allein waffentragenden Herren gegenüber wohl oder übel in allem unterwürfig und nachgiebig zeigten.

Ein weiteres altbayerisches und in der heutigen Schriftsprache fehlendes Wort ist „Pfoad“ (Hemd). Nur in Oesterreich gibt es heute noch die amtliche Berufsbezeichnung Pfeidler für Hemdenmacher. Im Mittelhochdeutschen war das Wort „pfeit“ noch vorhanden. Aber auch damals war es in seinem Gebrauch fast ausschließlich auf Bayern und Oesterreich beschränkt. Mit großer Wahrscheinlichkeit haben es nicht alle germanischen Sprachen gekannt, sondern es ist erst in der Völkerwanderungszeit in den deutschen Zweig des Westgermanischen aus dem zu den ostgermanischen Sprachen zählenden Gotischen eingedrungen. Das gotische „paida“ (Hemd, Rock) geht auf das thessalisch-griechische „baité“ (Ziegenfell, Hirtenrock) zurück. Dieses Wort ist für die Sprachwissenschaft besonders interessant, da es einerseits die Germanen mit dem dazugehörigen Begriff aus kulturgeschichtlichen Gründen frühestens im fünften vorchristlichen Jahrhundert übernommen haben können und es andererseits die sogenannte Erste germanische Lautverschiebung (indogerm.-griech. „b“ zu germ. „p“ und „t“ zu „d“) mitgemacht hat, ein Beweis, daß die durch die Lautverschiebung in erster Linie gekennzeichnete Herauslösung der germanischen aus der indogermanischen Sprache erst in den letzten Jahrhunderten vor Christus abgeschlossen war, damit aber endgültig, denn die etwas später, in der Zeit der Zimbernkriege und Cäsars übernommenen lateinischen Wörter haben diese Erste germanische Lautverschiebung nicht mehr mitgemacht, sondern erst die nach der Völkerwanderungszeit einsetzende sogenannte Zweite hochdeutsche Lautverschiebung (bei dem Wort Pfoad germ.-got. „p“ im Anlaut zu hochdeutsch „pf“).

Aus dem Gotischen kommt noch eine bedeutende Zahl weiterer Ausdrücke der altbayerischen Mundart wie Duld, Gred (breite Stufe vor einem Haus), fretten, schliefen, Fatsche (Wickelband), Fratz (Kind), wax (rauh), Wampe (Bauch) und die Dualformen des Fürwortes öß, enker und enk.

Eine interessante Herkunft hat das in der Kindersprache heimische Heidipopeidi, das auf den Bayernherzog Jasomirgott, ein Zeitgenosse Friedrich Barbarossas und Heinrichs des Löwen, zurückführt. Er war in zweiter Ehe mit einer byzantinischen Kaisertochter vermählt, die für ihre Kinder Kinderfrauen aus ihrer griechischen Heimat kommen ließ. Da hörten nun die Altbayern aus der Umgebung des Herzogshofes, wie jene ihre Schützlinge mit dem heimischen Kinderliebchen „hende mu paidion, hende mu pai“ (Schlafe mein Kindchen) einschläfert und da sie mit den für bayerische Ohren unverständlichen Lauten nichts anfangen konnten, machten sie Heidipopeidi daraus.

Schluß folgt.

Die Säkularisation

Am 9. Februar jährte sich zum 150. Mal der Tag, an dem zwischen dem Deutschen Reich und der Französischen Republik der Friede von Luneville in Lothringen auf der Basis des Friedens von Campo Formio abgeschlossen wurde. In diesem Frieden wurde zur Entschädigung für die an Frankreich abzutretenden Gebiete des linken Rheinufers auf das Kirchengut verwiesen.

Demzufolge verhängte der Reichsdeputationshauptschluß Regensburg vom 25. Februar 1803 über 23 Bistümer — Brixen, Trient, Salzburg, Eichstätt, Würzburg, Bamberg, Freising, Augsburg, Passau, Hildesheim, Paderborn, Osnabrück, Lübeck, Fulda, Korvei, Konstanz, Speyer, Basel, Straßburg, Mainz, Worms, Trier und Köln — die „Säkularisation“ und stellte die Klöster den Landesherren zur Verfügung. Die tausendjährige Kirchenverfassung Deutschlands war damit zertrümmert.

Unter „Säkularisation“ ist die vom Staate einseitig vorgenommene Verwandlung geistlicher Länder, Güter und Rechte in weltliche zu verstehen.

Der § 35 des Reichsdeputationshauptschlusses überläßt „alle Güter der Stifter und Klöster der vollen Disposition der Landesfürsten, sowohl zum Behufe des Aufwandes für Gottesdienst, Unterrichts- und andere gemeinnützige Anstalten, als zur Erleichterung ihrer Finanzen.“

Die Säkularisation fiel in Bayern in die Regierung des Kurfürsten Max Josef. In dem damaligen Kurfürstlich Bayerischen Minister Montgelas, einem savoyischen, in Bayern eingebürgerten Geschlechte entstammend, hatte man den Mann gefunden, der mit gewalttätiger Energie die vielen Reste des Mittelalters beseitigte und nach dem Muster Frankreichs, wo man bereits in der Nationalversammlung von 1789 sämtliche Kirchengüter für Staatseigentum erklärte, durchgreifende Reformen einführte. Es ist daher leicht verständlich, wenn nicht selten die Güte des Kurfürsten und nachmaligen Königs die Willkür des Ministers versöhnend ausgleichen mußte.

Ohne die genaue Regelung der Sache durch die Reichsdeputation abzuwarten — Reichsdeputation war der von Kaiser und Reich zur Besorgung gewisser Geschäfte ernannte reichsständische Ausschuß, Reichsdeputationshauptschluß der Beschluß einer Reichsdeputation, welche durch nachträgliche Genehmigung des Reichstages und des Kaisers sogar zum Gesetz erhoben werden konnte — setzte man in Bayern, wo schon seit 1788 die „Kopfzahl der Klöster vorzeitig reduziert“ worden, am 25. Januar 1802, also reichlich ein Jahr vor der Regensburger Reichsdeputation, eine „Kurfürstliche Spezialcommission in Klostersachen“ ein, die zunächst den Personalstand für alle Klöster des Landes feststellte.

In Rosenheim geschah dies durch den Kurfürstlichen Landrichter Schmitt von Aibling mit dem Landgerichtsaktuar Fischbacher von Rosenheim am 9. Februar 1802.

Es verfielen der Säkularisation im Jahre 1803: das Kapuzinerkloster in Rosenheim, in den Nachbarbezirken: Das Augustiner-Chorherrnstift Beyrharting bei Aibling, das Augustiner-Chorherrnstift Herrenwörth im Chiemsee, die Benediktinerinnen-Abtei Frauenwörth im Chiemsee, das Benediktinerkloster Seon, das Augustiner-Chorherrn-

stift Altenmarkt an der Alz, das Kapuzinerkloster Wasserburg, das Benediktinerkloster Attel am Inn, das Dominikanerinnenkloster Althohenau bei Griesstätt, das Benediktinerkloster Rott am Inn, die Augustiner-Chorherrnstifte Au am Inn, Gars am Inn und Isen bei Haag, die Collegiatstifte St. Wolfgang bei Haag und Mühldorf, das Benediktinerkloster St. Veit (Neumarkt), sowie das Cistercienserkloster Raitenhaslach bei Burghausen.

Mit rohem Unverständnis und gemeiner Gewinnsucht verfuhrten viele Beamte bei Aufhebung der Klöster und Einziehung der klösterlichen Güter. Bibliotheken wurden verschleudert und kirchliche Gefäße entweiht. Klostergüter verwandelte man im Verlaufe der Zeit in Schlösser, Fabriken, Kasernen, Bräuhäuser (z. B. Herrenwörth), Irrenhäuser und auch in Studienanstalten. Mit Büchern der unersetzlichen Klosterbibliothek Herrenwörth heizte man z. B. in Unterhamburg, Gde. Greimharting, eine volle Woche den Backofen.

Mitteilungs-Ecke

Wasserburg. Der Heimatverein führt am Sonntag, den 8. Juli eine Omnibusfahrt nach Passau durch. Abfahrt früh 5 Uhr am Marienplatz, Fahrpreis 8 DM. Anmeldung in der Kunsthandlung Götter. Auch für Nichtmitglieder ist Gelegenheit mitzufahren, soweit Platz vorhanden.

Bad Aibling. Sonntag, 1. Juli, Waldfahrt Holzkirchen, Oberwarngau, Hinterberg, Taubenberg, Blockhaus-Gotzing. Führung: Forstmeister Baumann, Holzkirchen und Forstmeister Wimmer, Gotzing. Bei jedem Wetter. Treffpunkt: Bahnhof Holzkirchen, spätestens früh 8 Uhr (für Bahnbenutzer schon 6.04 Uhr). Ab Bahnhof Holzkirchen Omnibus (Abfahrt 8 Uhr). Omnibuskosten ca. 3 DM.

Sonntag, 15. Juli. Omnibusfahrt nach Acheleschwaig bei Oberammergau zur dortigen Bienenvölker-Leistungs-Prüfstation des Landesverbandes Bayer. Imker. Führung: Regierungsbienenzuchtsachverständiger, Amtmann Julius Krauß, Wolfspoint, Anfahrt über Kochel, Murnau, Saulgrub, Rückfahrt über Oberammergau, Garmisch, Walchensee, Tölz. Besichtigung des Passionsspieltheaters und Schloß Linderhof. Fahrpreis ca. 8 DM, für Erwachsene, Kinder die Hälfte. Meldungen sind bis spätestens 8. Juli bei gleichzeitiger Einzahlung des Fahrgeldes unerlässlich, da die Teilnahme voraussichtlich sehr stark sein wird und mehrere Omnibusse gebraucht werden. Beteiligt sind die Imkervereine von Bad Aibling und Götting. Abfahrt in Bad Aibling an der Kreissparkasse früh 5 Uhr.

Sonntag, 22. Juli. Botanisch-Geologische Wanderung durch das Jenbachtal zum Wendelsteinmassiv. Vorher Besichtigung des Gräsergartens der Berufsschule in Au und des Schulgartens der Schule in Feilnbach. Einladung folgt gesondert.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kimmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1931

Juli

Nummer 7

Bauer und Landschaft

Prof. Alwin Seifert, München

Landschaft ist der von Bergen oder von Ebene, von Wäldern, Aeckern, Wiesen, Gärten, von Gewässern aller Art erfüllte Raum rund um unsere Städte, Märkte und Dörfer. Diese Landschaft kann ernst sein wie die Höhen des Bayerischen Waldes oder heiter wie die Weinberge am Main, sie kann großzügig sein oder kleingestaltig, sie kann eine Augenweide sein durch ihre Mannigfaltigkeit oder langweilig durch ihre gleichförmige Oede, reich oder arm, fruchtbar oder karg. Ihre Grundlagen, das steinerne Skelett und das Erdreich darüber, hat die Mutter Natur selbst geschaffen; das Gesicht aber gibt ihr der Mensch durch das, was er aus diesem Erdreich wachsen läßt. Landschaft wird nicht geschaffen von den Dichtern, die sie beschreiben, und nicht von den Malern, die sie abbilden, sondern von den Menschen, die in und an ihr arbeiten, von dem Förster, dem Gärtner, vor allem aber von dem Bauern.

Vieh- und Obstzucht formt andere Landschaft als Getreidebau, Obstbau andere als Weinbau; Fichtenwälder geben düsteren Hintergrund, Laubholz freudigen. Die Landschaft spiegelt aber auch den Geist des Bauern wider, der in ihr arbeitet, der ihr Gesicht formt. Man sieht ihr sehr an, ob der Bauer noch einen Rest Ehrfurcht vor der gütigen Mutter Natur besitzt, die ihm ihre Gaben schenkt, oder ob nüchterner Erwerbseifer ihn beherrscht, der glaubt, auch den letzten Quadratmeter Bodens landwirtschaftlicher Erzeugung nutzbar machen zu können: Die Landschaft, in welcher der Bauer die letzte Garbe Korn auf dem Acker stehen läßt für die „armen Seelen“ und für die Vögel unter dem Himmel, schaut anders aus als jene, in der auch der allerletzte Halm von der Maschine erafft wird. Die eine wird noch lebensvoll sein,

also schön, „Heimat“ — die andere nüchtern, öde, nur ein Arbeitsraum.

Vor hundert, ja noch vor fünfzig Jahren waren unsere Landschaften überallhin durchzogen von Baum und Busch. Die Ufer der Flüsse und Ströme waren bestanden mit Auenwald, die Bäche und Gräben trugen noch einen Ufersaum von Bäumen und Sträuchern; auf den steilen Ackerrainen wuchs dorniges Gebüsch von Schlehen, Wildrosen und Weißdorn; an den Höhen standen mächtige Hausbäume; alte Grenzen waren gekennzeichnet durch Markbäume, an die keine Axt sich wagte. Schön war das Land, lebensvoll, ein bäuerlicher Gottesgarten. Es gab gute Jahre in ihm und weniger gute, aber es gab keine ganz schlechten; das Land war, wie wir heute sagen, im biologischen Gleichgewicht, Nützlinge und Schädlinge hielten sich die Waage, der Bauer hatte sichere Ernten von gesunden Pflanzen.

Allzusehr denkt der Bauer nur an den eigenen Hof, an den eigenen Nutzen und weiß nicht, daß er und sein Hof auf Gedeih und Verderb von dem abhängt, was jeder einzelne in der Gemeindeflur tut. Rodet sein Nachbar das Dornestrüpp, dann werden irgendwann einmal die Feldmäuse auch seinen eigenen Acker kahlfressen; schlägt er den letzten Baum im Feld, dann vertreibt er den letzten Bussard, der bei ihm und bei den Nachbarn die Mäuse kurzgehalten hätte.

Dieses Ausräumen der Landschaft von jedem Baum, jedem Busch wurde allgemeine Sitte auch dort, wo Feldmesser und Kulturingenieur nicht hinkam. Es war nicht schwer, dem Bauern einzureden, daß er auf dem Fleck, wo ein unnützer Busch steht, wo ein Baum schädlichen Schatten wirft, auch noch Heu und Getreide ernten könnte. Aber diese Berater waren bloße Rech-

ner; sie wußten nichts von den Zusammenhängen in der Natur, sie glaubten nicht, daß diese jede Vergewaltigung unnachlässig bestraft. Sie wußten nicht, daß unsere Aecker- und Wiesenböden von Laubwäldern geschaffen worden sind, und daß sie nur dort gesund bleiben können, wo immer noch ein paar Eichen und Linden, Haselbüsche und Rasensträucher schützend über ihnen wachen. Sie wußten nicht, daß es ohne Buschwerk keine Rebhühner und Fasanen gibt, die von Unkrautsamen, von Schnecken, Drahtwürmern und Kartoffelkäfern leben; sie wußten nicht, daß ohne Reihen von Sträuchern und Bäumen weder Wiesel noch Igel und Iltis, weder Falke noch Bussard und Eule sich halten können, die keine Feldmausplage aufkommen lassen; sie dachten nicht daran, daß die Singvögel, die im Dorngebüsch nisten, viel billigere und bessere Helfer gegen alles Geziefer sind als chemische Spritz- und Stäubemittel.

So halfen sie einträchtig zusammen, den Gottesgarten von einst zur leeren Steppe zu machen. Mancherorts hat eine besonders kurzsichtige Obrigkeit noch Beihilfe gezahlt für das Beseitigen der alten Feldhecken oder den Arbeitsdienst dazu abgestellt. Die Freude des Bauern an der großen leeren Fläche, an dem freizügigen Acker überallhin hat nicht lang gedauert. Fünf oder sechs vom Hundert Land hat er durch das Wegschlagen aller Bäume und Büsche gewonnen, fünfzehn und zwanzig und mehr hat er an der Ernte verloren. Denn der Wind, der nun frei daherbrausen kann, Tag um Tag, der die letzte Feuchtigkeit aus dem Acker holt, der keinen Tau mehr aufkommen läßt und die Kohlensäure aus dem Boden saugt, der trägt Jahr um Jahr mehr von der alten Fruchtbarkeit davon. Das Vieh steht mit struppigem Fell auf der Weide, ohne Schutz gegen Sonne und Wind, ohne Schatten zum geruhsamen Wiederkäuen. Aus den Bächen sind die Krebse und die Forellen verschwunden und die leeren Aecker sind ein Tummelplatz geworden für wahre Heere von Feldmäusen, die den Bauern seines Lebens nicht mehr froh werden lassen. Was hilft es ihm, wenn er nun liest, daß Windschutz aus bloßem Erbsenreisig bei Feldgemüse die Ernte fast auf das Vierfache steigern kann; was helfen ihm die russischen Feststellungen, daß gerade in Dürresommern Windschutz durch Feldhecken die Erträge am Getreide um 25 bis 35 vom Hundert vermehrt? Noch immer brennt ihm die Not nicht so auf den Nägeln, daß er umkehrt und reumütig die Bäume und Sträucher wieder pflanzt, die er oder sein Vater weggeschlagen hat. Vielleicht bringt ihn das Beispiel seiner westfälischen Brüder dazu:

Die Warburger Börde bei Paderborn ist eines der fruchtbarsten Gebiete Deutschlands. Sie war einst eine richtige westfälische Heckenlandschaft, in der nach alter Bauernweisheit Feldhecken aus Bäumen und Sträuchern das Land aufteilten. Dann kam die Flußbereinigung; das Land wurde großzügig und gescheit neu aufgeteilt und alles beseitigt, was dieser Aufteilung im Wege stand; es wurde zu einer richtigen Steppe gemacht. Die Ernten stiegen, alle Errungenschaften der neuzeitlichen Ackerbautechnik wurden angewendet. In neuester Zeit aber wurden die Ernten unsicher und ungleichmäßig. Staubstürme traten auf und führten die fruchtbarste oberste Acker-

krume hinweg. Und im Jahre 1949 fraßen die Feldmäuse neun Zehntel der Getreideernte weg. Nach der Ernte des kümmerlichen Restes wurden zur Bekämpfung der Feldmäuse als erste Rate 1000 Zentner Phosphorweizen ausgegeben. Die Bauer aber wissen, daß ihnen auf diesem Wege nicht mehr zu helfen ist; nicht Gifte können das Unheil wenden, sondern nur noch die Natur selber, wenn man sie im rechten Sinn zu Hilfe ruft. Sie wollen die neuzeitliche, einst so gerühmte Getreidesteppe wieder zurückverwandeln in die Heckenlandschaft ihrer Großväter und pflanzen in diesem Jahr mit Unterstützung durch das Amt für Landespflege in Münster die ersten Feldhecken wieder an.

Auch in Süddeutschland sind durch Schuld der Bauern, ihrer Helfer und Ratgeber viele Landschaften zur Steppe geworden oder auf dem Weg zu ihr. Mancher aufmerksame Bauer hat in den letzten Trockensommern feststellen können, daß nur im Windschutz noch vorhandener Feldhecken das Gras üppig gewachsen ist und daß ein Wieselbüsch von seinem Bau aus, der unter einem Dornbusch war, einen Kreis mit hundert Meter Durchmesser freigehalten hat von Mäusen. Je früher auch bei uns der Bauer vom Roden der Feldhecken zur Neupflanzung übergeht, um so mehr Schaden und Unheil bleibt ihm erspart; je rascher er die Steppe wieder zurückverwandelt in den Gottesgarten von einst, um so schneller werden seine Böden gesund, werden seine Ernten wieder gleichmäßig, braucht er kein Geld mehr aufzuwenden für Gifte, um so eher wird die Landschaft aus leerem, nüchternem Arbeitsraum wieder zu schöner lebensvoller Heimat.

Die Chronik

Im Jahre 1394 begegnet uns zum ersten Male die einheimische Wasserburger Münze, da Albrecht der Has, Bürger zu Wasserburg, seine Hube zu Pachmann (also ein Bauerngut zu Bachmanning, heute Bachmehring) um 51 Pfund Wasserburger Pfennig verkauft. Mit dem Jahr 1484 verschwindet nach einer letzten Erwähnung die „gute Wasserburger werung“ spurlos aus den Urkunden. (Wasserburger Chronik).

*

(1527). Zwischen dem Herzog von Bayern und dem Fürstbischof von Salzburg kam es zu einem Vergleich betreffs Landeshoheit und Gerichtsbarkeit des Bezirkes Mühldorf. Das salzburgische Pflegegericht Mühldorf hatte nach dem im gleichen Jahr gemeinschaftlich errichteten Salbuch außer der rein salzburgischen Stadt Mühldorf ein Vogteigericht mit drei Aemtern: Altmühldorf mit elf Obmannschaften, Oberamt Ampfing mit ebenfalls elf Obmannschaften und Oberamt „Garsch“ (Gars) mit den vier Obmannschaften Gars, Reichertsheim, Ornau und Au am Inn. Das salzburgische Chorherrnstift und Archidiakonatamt „Garsch“ sowie die gleichnamige Hofmark gehörten zur Probstei Ampfing.

*

1348 verzeichnet die Wasserburger Chronik eine große Ueberschwemmung: „Bös ins Wasser getunke hat uns wieder der Innfluß, dem in der Sommerhitze von den Bergen herab allzu viel Wasser zugeronnen.“

Jugend und Heimat

Dr. Karl S. Kramer, Grünwald

Von verschiedenen Seiten ist in der letzten Zeit darauf aufmerksam gemacht worden, daß das Auge des heutigen Menschen, vor allem aber das des Städters, übersättigt ist und seine Fähigkeit verliert, zu beobachten und Gutes vom Schlechten zu unterscheiden. Die Flut der illustrierten Zeitschriften und das Kino werden für diese Tatsache verantwortlich gemacht. Wir gewöhnen uns immer mehr daran, so sagt man, andere für uns sehen zu lassen und uns mit dem zufriedener zu geben, was sie uns als Futter vorwerfen. Oberflächlichkeit auf der einen und eine gewisse Schamlosigkeit auf der anderen Seite trügen dazu bei, uns eines selbständigen Urteils zu berauben. Die „untrügliche Objektivität“ der Kamera sei eine Täuschung, der wir willenlos anheimgefallen wären.

Zweifelloso ist in diesen Gedankengängen, wenn sie auch manchmal in übertriebener Form vorgetragen werden, etwas Richtiges enthalten. Bilder aus aller Welt, in gemachter Harmlosigkeit zusammengetragen oder zu aufpeitschender Sensation geformt, füllen die Seiten unserer Illustrierten, Bescheidenheit ist ihnen fremd, und nur selten finden wir Bildberichte, die ihr Objekt schlicht und echt darzustellen versuchen.

Es darf keine Täuschung darüber bestehen, daß diese Erzeugnisse des Zeitungsmarkts unser Weltbild wesentlich beeinflussen. Wir gewöhnen uns daran, unsere eigene Umwelt mit der gleichen Oberflächlichkeit zu betrachten. Wir suchen auch hier Harmlosigkeit und Sensation. Unser Auge ist gewissermaßen geblendet und sieht über viele Dinge hinweg, die in der Nähe liegen und für unser Wesen die gleiche Bedeutung beanspruchen dürfen wie der Blick in die große Welt, den diese Zeitschriften vermitteln wollen.

Vor allem der junge Mensch wird diesem Einfluß besonders leicht erliegen. Die Kunst des gerührten Wanderns und in ihrer Folge die Fähigkeit der Beobachtung kleiner und äußerlich unscheinbarer Dinge ist ihm schon heute unbekannt und wird ihm immer fremder werden. Und dabei ist der Drang, dem Alltag zu entfliehen, sehr stark. Er wirkt sich dahin aus, daß man am Sonntag mit irgendeinem Fahrzeug ins Freie fährt, um einen Tag außerhalb der gewohnten Umgebung zu verbringen und Kraft für die kommende Woche zu schöpfen. Das Fahrzeug der Jugend ist vor allen Dingen das Fahrrad. Es ist ein eindrucksvolles Bild, wenn wir uns an einem schönen, sonnigen Sonntag an eine der großen Ausfallstraßen Münchens stellen, die nach den Zentren des Ausflugsverkehrs führen. Es ist ein nicht abreißender Strom, der sich ins Freie ergießt. Die großen Straßen bilden das Bett dieses Stromes. Kaum jemals, daß eine Gruppe von wenigen Menschen aus ihm herausfährt, gewissermaßen über die Ufer spült. Es ist, als ob diese Menschen in einen Bann geschlagen sind, der sie auf den großen Straßen festhält, und alle Sinne sind auf das Ziel gerichtet: irgendein Stück sonniger Wiese am Ufer eines Sees, auf dem dann der Tag verbracht wird. Am Abend rollt dann der Strom in entgegengesetzter Richtung der Stadt zu.

Fährt man an einem solchen Tage auf einer

Nebenstraße, die vielleicht nur wenige hundert Meter entfernt von einer Hauptstraße in die gleiche Richtung führt, so trifft man kaum einen Menschen. Man ist dabei dem Bann entzogen, der die anderen in seine Fesseln schlägt, und man sieht viele Dinge, auf die die anderen nicht achten.

Ist es eine Täuschung, wenn wir beide Dinge im Zusammenhang sehen wollen: Die Uebersättigung des Auges und den Bann, der die Benutzer der großen Straße ergriffen hat? Das Auge ist an Bilder großer Fernen oder höchster Intimität gewöhnt. Die Dinge der eigenen Umgebung aber sind einfach und ohne Reiz — wenn man sie nicht zu sehen versteht.

Nun aber ist es ja gerade die Heimat, die den Menschen auf seinem Entwicklungsgang wesentlich formt. Wer das Glück hat, in seiner Heimat aufzuwachen zu dürfen, ist das Glied einer Geschlechterkette, die in diesem Lande aufgewachsen ist, die dem Land das Gesicht prägt und selbst durch seine Eigenheiten geformt worden ist. Dürfen wir uns ungestraft gleichgültig ihr gegenüber verhalten? Werden wir nicht den Wurzelgrund verlieren, wenn wir seine Kräfte verachten? Die Kette reißt ab, wir verlieren den festen Grund, auf dem wir stehen und auf dem wir wachsen können. Nur von ihm aus aber gewinnen wir das Maß, um die Dinge in der Welt richtig beurteilen und Gutes und Schlechtes scheiden zu können.

Es genügt nicht, sich dieser einfachen Tatsache bewußt zu werden. Man muß auch die Folgerungen daraus ziehen. Wir dürfen nicht in fruchtlose Klagen darüber ausbrechen, daß der Geist der Jugend sich fremden Dingen zuwendet, von denen wir glauben, daß sie schädlich sind. Woher soll denn der junge Mensch es wissen, daß sein Leben auch aus Quellen gespeist wird, die aus dem Boden seiner Heimat fließen, wenn es ihm niemand sagt? Wir müssen ihn darauf hinweisen! Wir müssen ihm die Augen öffnen, wir müssen ihm die Kraft geben, auch das Stille und Unscheinbare zu sehen. Wir müssen versuchen, ihm die Möglichkeit zu geben, selbständig zu urteilen, selbst zu sehen!

Das ist keine leichte Aufgabe. Der Versuch kann leicht mißglücken und das Gegenteil zur Folge haben: eine völlige und nicht mehr rückgängig zu machende Abkehr. Wir dürfen nicht belehren, sondern wir müssen es ihnen vorleben und mit sorgfältigem Bemühen, das an uns selbst beginnt, den Boden bereiten.

Die bayerische Heimat ist schön und reich. Es ist ein gesegneter Landstrich — Natur und Kultur haben ein Bild geformt, das selbsteigen sucht. Jeder, der dies Land seine Heimat nennen kann, darf stolz darauf sein. Aber er muß sich diese Heimat verdienen. Der armseligste und nüchternste Boden kann größere Kraft ausströmen für den, der ihn liebt, als der reichste für den, der seiner nicht achtet. Das Auge ist das Organ, das uns die Heimat als erstes nahebringt. Alles andere folgt. Lernt wieder sehen!

Bauerngärten

Von Lorenz Strobl

Ein jedes Bauernhaus oder Bauerngütli in Altbayern hat vor dem mit Geranien und Fuchsienstöcken prangenden Fenstern ein Hausgärtli liegen. Dort ist neben den fetten Runkeirübenpflanzen, den dicken Blau- und Weißkrautköpfen auch dem „Zierbeet“ ein kleines Plätzchen eingeräumt, wo die Bäuerin des Abends ihre Feiertunden zubringt, das Unkraut rupft, die Erde lockert und die Blumen gießt.

Grelle, bunte, satte Farben schauen durch den niedrigen Lattenzaun auf die Straße. Den Kindern wird daraus zum Anlaß ein Straußen gepflückt, der Herrgottswinkel in der Stube damit an Feiertagen geschmückt, die Wurzbuschen am Kräutertag zusammengesucht und ab und zu ein dicker Boschen auf den Freithof getragen, den Toten zur Ehr.

Mit den roten Pfingstrosen schlägt das Bauerngärtli im Frühjahr zum erstenmal die Augen auf, und dann hebt ein Leuchten, Prangen an den ganzen Sommer hindurch, bis mit den letzten Spätastern nach Allerheiligen sich das liebe Gärtlein wieder schlafen legt.

Kunterbunt stehen Kräuter und Blumen durcheinander, und ein jedes, sei es auch noch so klein, hat der Herrgott heil- und wundersam gelegt. So hat mir die Bäuerin für ganz gewiß gesagt, weil sie den Kräutergund vom Ahnl, einem steinalten Weiberl, gelernt, und das Ahnl hats wiederum von einer weisen Frau erfahren und die weisen Frauen ...? „Nix Bestimmtes woast ma ja net, aber gar oft solln sie mit den Geistern von der andern Welt in Verbindung steh.“

Weit übern Zaun reckt und streckt die Wullblum, auch Himmelsbrand, Königskerze geheißn, ihre gelben Lichter in die Sonne. Die Wullblume zerteilt alle Schmerzen, wird gebraucht in Brustkrankheiten, Husten und Lungensucht. Fenchelsamen in einem Säcklein getrocknet

Altbayerische Dorfkinde - Deutsche Kulturträger

Mitgeteilt von Eduard Stemplinger

Dillis Johann Georg (1759—1840)

Der Sohn des Försters Dillis in Grüngiebing bei Wasserburg zeigte schon in jungen Jahren einen Hang zum Zeichnen und Malen. Nach seinen Studien wurde er 1782 zum Priester geweiht; aber die Liebe zur Kunst war so mächtig, daß er bei Ott und Jakob Dorner sich in der Malerei weiterbildete. Er bereiste 1788 die Schweiz und Italien, zeichnete u. a. Landschaften in Korsika und die Kriegsflotte des Admirals Hood. 1790 wurde er Galerieinspektor in München. Neben einzelnen Porträts (Clemens Neumayr, Drechsel, Schilcher) ragen besonders zarte Graphiken mit ihrer stillen Anmut hervor; seine Landschaftsmalereien sind sauber, peinlich genau bis in alle Einzelheiten (Wasserfall am Kesselberg, bei Hochstadt, Blick auf den Quirinal). 1806 wählte ihn Kronprinz Ludwig zu seinem Reisebegleiter, als er die Schweiz, Frankreich und Spanien bereiste. Etwa 100 Reisebilder brachte der Künstler mit nach Hause. Als die Akademie der Kün-

und in der guten Stube aufgehoben, stärkt den Magen und das Gesicht und ist gut „für“ den Schwindel.

Rosmarien fehlt in keinem Bauerngarten. Jeden Sonntag rupft der Bauer davon ein Zweiglein und steckt es hinter das Ohr, wenn er zum Kirchgang sich rüstet. Nimmt unter der Predigt hie und da eine Nasen voll von dem scharfen Schmecka (Duft). Brautleute schmücken sich damit am Hochzeitstage, um alle Unholden abzuwehren, die gerade an diesem Tag den größten Verderb in einem Hauswesen anrichten können.

Blaue Glockenblumen nicken aus den Beeten. Die Blüten und Samen öffnen Milz, Leber und Gallengang, sind auch gut gegen die Mundfäule.

Auch Salbei wird im Wurzgärtli gehegt und gepflegt, da er ein vorzügliches Mittel gegen den schwüren Hals ist.

Als Beeteinfassung dienen Balsaminen. Das Kraut, grün auf die Stirn gebunden, vertreibt das Kopfweh, in Essig gelegt und daran gerochen, hilft es gegen den Schwindel. Wenn man Warzen mit einem Messer um die Haut herum auflöst und auf dieselbe ein wenig Balsaminasche streut, vergehen sie.

Aber auch Gemüse und Suppenkräuter werden heute von den altbayerischen Bäuerinnen zu Heil- und Gesundtränkein gebraucht.

So manch besondere Pflänzchen hab ich noch im Garten vom Gsundwaberl stehen sehen, wie Rauten, Skabiosen, Gundelreben, Biberneln, Brünellen, Bertram, Andorn und Angelika. Aber aus dem Waberl ist nichts herauszubringen, denn erstens sind die Gschstudierten allweil gleich mit dem Gespött bei der Hand, zweitens geht durch das Ratschen der meiste Heilsam verloren, drittens bilden die Gsundkräuter die ganze Einnahmsquelle von unserm Waberl, viertens ...“ und überhaupts, dö soll geht niemanden nixen was an. Grüaß di ...!“

Patsch, fliegt das Gartentürl zu, das alte Waberl taucht im Hausflötz unter und die gelben Sonnenblumensterne schütteln vor Lachen ihre dicken Köpfe.

ste in München eröffnet wurde (1808), wurde ihm die Professur für Landschaftsmalerei übertragen.

Ihn betraute Ludwig auch mit dem Ankauf von Kunstwerken (Raffaelporäträt, Bevilacqua-Sammlung für die Glyptothek); er übernahm 1815 in Paris die dorthin entführten Kunstwerke Bayerns, führte 1827 die Kaufverhandlungen mit den Brüdern Boisserée zu gutem Ende, kaufte die Fürstlich Wallersteinsche Sammlung an, brachte 1829 altdeutsche Meister in der Nürnberger Moritzkapelle, 1833 die schwäbischen in der Augsburger Galerie unter und eröffnete 1836 die alte Pinakothek und führte die Aufstellung der 1400 Bilder in neun Sälen und 23 Einzelzimmern durch. Auch den Barberinischen Faun brachte er (1832) in die Glyptothek.

Sein Einfluß auf den Kronprinzen Ludwig war groß; sein stilles, mildes Temperament bot gegenüber dem impulsiven Wesen des Wittelsbachers ein gutes Gegengewicht.

Der Brannenburg Bergsturz

Von A. Leiß

Wer sich von Rosenheim her Brannenburg nähert, bemerkt an einem der westlichen Vorgebirge eine riesige, kahle Schrunde. Es ist die Wunde, die der Bergsturz vom 10. bis 15. August 1851 in den Körper des Schrofens, eines Ausläufers des bekannteren Breitenberges, gerissen hat.

In diesen Tagen jährt es sich zum 100. Male, daß dieser Bergsturz viel Schrecken über Brannenburg und großes Unheil anrichtete. Zwar deckt die von ihm Betroffenen längst die Erde, aber in ihren Nachkommen lebt die Kunde noch heute, und der Bericht eines Augenzeugen, des Brannenburg Schulbenefizianten Dachauer, erzählt, wie es geschah.

Am Samstag, den 9. August, vernahmen die Brannenburg heftiges Getöse von den Wänden des Schrofens. Der damalige Schloßherr von Brannenburg, Graf Pallavicini, stieg hinauf, fand die Sache aber nicht bedrohlich.

Am Sonntag, den 10. August, begab er sich wieder hinauf und kam aufs äußerste bestürzt zurück. Denn am frühen Morgen war ein gewaltiger Bergsturz niedergegangen, und die Massen von Gestein, Erde und Baumstämmen hatten sich am Fuße der Wand zu einem ungeheuren Wall angehäuft, der dem in der Einsattelung zwischen Schrofens und Sulzberg fließenden Kirchbach den Weg versperrte und seine Wasser zu einem riesigen See anstaute.

Der Graf erkannte sofort die Gefahr, die diese Schuttmassen und die angestaute Wassermenge für die talwärts liegenden Gebiete und besonders für das Dorf Brannenburg bildeten. Er schickte nach seiner Rückkehr nach Brannenburg sofort alle verfügbaren Leute, besonders seine Holzarbeiter, hinauf und alarmierte auch die Dorfbewohner.

Zuerst galt es, den aus dem Trümmerhaufen entquellenden Wassern den Weg ins Bett des Kirchbachs zu weisen. Dies gelang auch, doch war damit die Gefahr noch nicht gebannt, denn der See wuchs von Stunde zu Stunde. Was würde geschehen, wenn der Wall dem übermächtigen Druck des Wassers nachgab und samt diesem in Bewegung talwärts geriet?

Nur der Himmel konnte dieses Unheil verhindern. Ihn zu bestürmen, zog noch am Sonntagabend aus Brannenburg eine große Menge Volkes in feierlicher Prozession mit dem Allerheiligsten hinauf zur Unglücksstätte.

Am Montag traf in aller Frühe der Landrichter von Rosenheim mit einigen Beamten ein und leitete fortan die Rettungsarbeiten. Noch war die Gefahr für das Dorf nicht abgewendet, denn knapp unterhalb des Schuttwalles senkte sich eine breite Geländerinne gegen das Dorf hinab. Nahmen die einmal in Fluß geratenen Massen den Weg in diese Rinne, so waren sie nicht mehr aufzuhalten, und der Schaden wäre wahrscheinlich unermesslich gewesen. Zudem stürzten immer noch neue Gesteinsmassen aus der Wand, und ganze Waldstücke rutschten nach.

Im Laufe des Dienstags gelang es den vereinten Bemühungen der Helfer, den Schlammstrom von der erwähnten Rinne abzudrängen und ins Bett des Kirchbachs zu lenken. Brannenburg war gerettet. Aber damit war für den aus einer

Mühle und einigen kleinen Häusern bestehenden Weiler Gmain (südlich von Brannenburg am Kirchbach gelegen) das Todesurteil gesprochen. Denn inzwischen hatten sich die Schuttmassen unter dem Druck des Wassers in Bewegung gesetzt und erreichten noch im Laufe des Dienstags die Häuser. Menschliche Hilfe konnte hier nichts mehr retten, deshalb begannen die trostlosen Bewohner, die Mühle und die Wohnhäuser zu räumen. Alle bewegliche Habe und selbst die hölzernen Bestandteile der Gebäude wurden geborgen und die armen Menschen bei hilfreichen Nachbarn einquartiert. Nur der Besitzer des am weitesten talwärts gelegenen Häuschens blieb und hatte in der Tat Glück, daß die Steinlawine knapp vor seinen Mauern zum Stehen kam. Sein Haus steht als einziges des Weilers Gmain noch.

Am Mittwoch reichte der Schutt den Häusern bereits bis zum Dach. Man beschränkte sich darauf, die zahllosen mitgerissenen Baumstämme zu zersägen, um den Erdmassen das Abströmen zu erleichtern.

Je mehr sich aber der angestaute See entleerte, desto größer wurde die Gefahr für die talab gelegenen Gebiete. Da das Bachbett von Schutt bis obenhin gefüllt war, suchte sich das Wasser seinen Weg links und rechts über die Wiesen bis hinab nach Degerndorf. Den ganzen Mittwoch und Donnerstag versuchten die Bauern auf den bedrohten Fluren das Gras und das noch unreife Korn zu mähen, um es wenigstens als Futter verwenden zu können.

Selbst am Maria-Himmelfahrts-Tag (15. August) wurde noch unermüdlich gewerkt, um die Wasser wieder in ihr altes Bett zu zwingen.

Nun, da die Gefahr endgültig gebannt war, übersah man die Verheerungen. Zwar war Brannenburg verschont geblieben, aber die Häuser von Gmain waren bis auf eines völlig unter Schutt vergraben. Ihre Bewohner verließen ihre Heimat und bauten mit tatkräftiger Hilfe der Bevölkerung weiter unten im Tal neue Häuser. An einem derselben erinnert eine Inschrift an das Unheil, das die Bewohner in jenen Augusttagen getroffen:

Der Schrofens und Kirchbach haben mein Haus in Schutt und Stein vergraben und ich und Weib und Kinder sahen Heimaths los uns an.

Wir blickten auf zum Himmel, von wo uns Hilfe kam.

Verzaget nicht, ihr Menschen, wen Noth und Unglück droht,

vertrauet auf den Höchsten, er hilft in jeder Noth.

Geschehen vom 10. bis 15. August 1851.

Auch die beiden Mühlsteine, die an der Südwestecke des an der Stelle der Mühle erbauten Posterholungsheimes mit eingemauert wurden, sollen den Wanderer an jene Unglückstage mahnen.

Ueber die Ursache des Bergsturzes ist nichts absolut Sicheres zu sagen. Man glaubt, daß der Schrofens von Spalten und Klüften durchsetzt sei, in denen sich Regenwasser und das Wasser

Die Wallfahrtskirche in Thann

Geistl. Rat Pfarrer Jak. Albrecht, Bad Aibling

Es gibt kaum ein Land in der Welt, in welchem so viele Wallfahrtskirchen zu finden sind wie in bayerischen Landen. Freilich sind darunter manche, die sich nie eines größeren Zulaufs erfreuten, nur von den Gläubigen der nächsten Umgebung besucht wurden und mit der Zeit fast ganz in Vergessenheit gerieten. Zu diesen gehört auch das Kirchlein zu Thann, eine Nebenkirche der Aiblinger Filiale Ellmosen, von Bad Aibling eine Wegstunde entfernt. Die Anfänge der Wallfahrt gehen noch nicht weit zurück. Zwar geht die Sage, daß der Ort Thann, der heutzutage aus fünf landwirtschaftlichen Anwesen und dem Schulhaus besteht, früher viel bedeutender gewesen sei als heutzutage, bevor er von den Reiterscharen der Ungarn im Jahre 955 zerstört worden sei. Es mag etwas Wahres daran sein, was die zahlreichen Funde von Hufeisen in Thann und der näheren Umgebung beweisen. Zum ersten Mal taucht der Ort Thann auf in einer Falkensteiner Urkunde vom Jahre 1180, in welcher die Reichnisse aufgezählt sind, die der Graf von Falkenstein und Neuburg als Vogt von Aibling vom Hof zu Thann bezog. Thann war ein Edelsitz, der ursprünglich dem Edelgeschlecht der Thanner zu Thann gehörte, später in verschiedene Hände übergang und nun auch ein Bauernhof ist wie jeder andere, zum Fritz genannt.

In alter Zeit befand sich in Thann eine Kapellchen, in welchem ein kleines unscheinbares Kruzifix aus dem 16. Jahrhundert hing ohne jeden künstlerischen Wert. Die Legende erzählt über die Entstehung der Wallfahrt folgendes: In Aibling hielt sich mehrere Jahre eine ledige Person aus Kitzlühel in Tirol, namens Anastasia Parznerin, auf, die von einem bösen Geist geplagt war. Sie habe sich, heißt es, nach Benediktbeuern begeben, wo sich die Reliquien ihrer Namenspatronin befinden, und habe zu dieser ihre Zuflucht genommen, um von ihrem Uebel befreit zu werden. Dort habe der böse Geist, von einem Geistlichen des Klosters beschworen, erklärt: „Das alte Kruzifix, das in dem armen Kirchlein zu Thann schon über hundert Jahre unbeachtet an der Wand hängt, soll zu einer größeren Verehrung kommen.“ Es war dies im Jahre 1673. Als die Kunde hiervon nach Aibling kam, veranlaßte der Pfarrer Wolfgang Hofstetter von Aibling, daß das Kruzifix auf den Hochaltar übertragen wurde. Es setzte der Zustrom der Wallfahrer ein, zahlreiche Gebetserhörungen erfolgten und die Opfergefälle flossen so

des hinter dem Berg versickernden Oberlaufes des Kirchbaches ansammle und durch seinen Druck das an sich schon morsche Gestein sprengte. Die Tatsache, daß heute noch am Fuße der Wand zahlreiche starke Quellen entspringen, stützen diese Theorie. Eine Katastrophe konnte 1851 um so eher eintreten, als in den Wochen vor dem Unglück sehr starke Regengüsse niedergegangen waren. Und wenn die Ueberlieferung erzählt, daß bereits in den Jahren 1610, 1770 und 1816 an derselben Stelle große Gesteinsmengen herabgestürzt waren, so gewinnt obige Annahme noch mehr an Wahrscheinlichkeit.



reichlich, daß man schon nach etwa 25 Jahren, im Jahre 1702, an den Bau einer größeren Kirche gehen konnte, mit drei Altären. Man schmückte sie als Kirche, die dem gekreuzigten Heiland geweiht war, mit Gemälden aus, die auf das Leiden Christi Bezug hatten. Aus dieser Zeit stammen die interessanten Bilder an der Emporbrüstung, die in sinnreicher Weise die sieben Todsünden in ihrer Beziehung auf das Leiden Christi darstellen. Bereits im Jahre 1709 wurde die Kirche von dem bedeutenden Freisinger Bischof Johann Franz v. Ecker konsekriert.

Im Jahre 1936 wurde die Kirche von dem bekannten Aiblinger Kirchenmaler Georg Hilz in sehr glücklicher Weise renoviert. Ein Prachtstück ist der Hochaltar, auf dem sich das alte Kruzifix, umgeben von vier Engeln mit den Leidenswerkzeugen, befindet. Die beiden Seitenaltäre erhielten bei der Renovation neue Altarbilder, den Bruder Konrad und die hl. Elisabeth darstellend, aus der Meisterhand des Kunstmalers Sepp Hilz. Von dem Nämlichen stammt das Bild am Gewölbe des Presbyteriums „Christus als Keltertreter“ und ein 12 qm großes Fresko auf der Flachdecke des Kirchenschiffes, auf welchem die Schlacht an der milvischen Brücke dargestellt ist, in welcher Kaiser Konstantin seinen heidnischen Nebenbuhler Maxentius besiegte. Die Rückwand der Kirche ist mit Votivbildern bedeckt, von denen mehrere auf den Anfang des 18. Jahrhunderts zurückgehen. Das schönste ist jenes vom Aiblinger Schuhbräu Wild, der sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts, als die Franzosen in Aibling übel hausten, nach Thann verlobte und glimpflich durchkam. So vereinigt die Kirche in Thann alte und neue Kunst und ist sicher eines Besuches wert.

Das Gnadenbild in Altötting

Wer kennt nicht Altötting, das deutsche Loreto, die besuchteste Marienwallfahrt Bayerns? Millionen und Millionen fremder Pilger haben sie im Laufe der Jahrhunderte besucht, oft bis zu 150 000 im Jahr. Bei den Bayern des altbayerischen Ober- und Unterlandes war der jährliche Besuch der „Schwarzen Muttergottes in Altötting“ so selbstverständlich, daß sich die Dienstboten beim Einstand einen zweitägigen Urlaub zur Wallfahrt eigens ausnahmen. Die Bewohner des einstigen altbayerischen Kernlandes zwischen dem Lech und der Enns besuchten die altehrwürdige Weihestätte, aus Tirol, Salzburg, Kärnten, der Steiermark und Böhmen kamen die Beter zum Zentralheiligtum marianischer Verehrung. Sogar aus fernen Landen zogen die Pilger, einem Gelübde folgend, zum „bildnuß unserer lieben Frauen zu Alten-Oetting“. Weder Kriege noch Säkularisation, weder Zeitgeist noch geschäftliche Hast vermochten der Wallfahrt zur Gnadenmutter Einbuße zu tun.

Der weiträumige, große Kapellenplatz, auf dem einst der agilolfingische Herzoghof stand, birgt neben anderen kirchlichen Gebäuden die Gnadenkapelle mit pulddachbesetztem Umgang, gotischem Langhaus, kleinem Rokokowestgiebel und uraltem Oktagon im Osten. Im Innern der von Weihegaben überladenen Kapelle fällt des Beschauers Blick zuerst auf zwei marmorne Spätrenaissancealtäre (1668), dann kommt erst der eigentliche Gnadenraum der finsternen uralten „hayligen Capel unser lieben Frauen auff der grünen Matten“, wie sie Martin Eisengrein 1571 poesievoll nennt. Im Dämmerlicht des heiligen Raumes gleißt das Silber des prunken Altars, den Pfalzgraf Philipp Wilhelm v. Neuburg 1678 stiftete. Hofgoldschmied Franz Oxner, München, ist der Künstler des 1668 bis 1670 nach Modellen des Bildhauers Ableithner aus Votivsilber getriebenen Stammbaumes Jesse, der die Altarnische umgibt, in dem das wundervolle Gnadenbild der heiligen Maria mit dem Jesuskinde steht. Es wird vom rötlich-goldnen Schein der Ewiglichtlampe und fünfzehn silbernen Wandleuchtern erhellt. Voll Ehrfurcht schauen wir empor zu dem berühmten Gnadenbild, das alt an Jahren und „in gnaden allzeit neu und hohen Wundergaben“ ist. Ein Künstler unbekannt Namens aus heimischer Schule hat es um 1300 aus Lindenholz geschnitzt. In edlen Linien fällt über die gotische, farbig gefaßte Statuette ein reichgestickter, edelsteinbesetzter Mantel. Nur Kopf und eine Hand von Gnadenmutter und Jesuskind sind frei und vom Kerzenrauch geschwärzt. Schon „1519 muß die Statue mit festlichen Gewändern bekleidet worden sein; denn eine Handzeichnung aus dem Jahre 1518, wohl von Sebastian Schel im Auftrag Kaiser Maximilians I. geschaffen, zeigt die Muttergottes bereits in einem in weichen Falten niederfließendem Mantel angetan, mit schweren Goldketten behängt, geschmückt mit der Kaiserkrone, wie sie auch Wenzel Laimingers Votivrelief von 1519 durch zwei Engel über dem Haupt der Gottesmutter halten läßt (Bronzeguß in der heiligen Kapelle, rechts vom Eingang in das Oktagon).“

Bayerische und österreichische Frauen aus edelstem Geschlecht, Kaiserinnen, Königinnen und Fürstinnen wetteiferten im Laufe der Jahrhunderte, der Altöttinger Muttergottes prunkvolle „gnadenröckhl“ zu schenken, an denen sie eigenhändig gearbeitet haben. Potentaten pflegten „Un-

sere Liebe Frau und das Jesuskind“ mit den üblichen Insignien königlicher Würde auszustatten, mit Krone und Szepter aus lauterem Gold, mit Perlen und Rubinen und Diamanten. „Die khayl. Krone“ des Kurfürsten Maximilian I. „auf das liebe Frauenbild und das Krönlein für das Jesuskind war stattlich mit 940 diemant und robin, auch gar villen schenen perlen versetzt“. Wer zählte die goldenen Ketten, Geschnüre, Ringe und Medaillons, die kostbaren Brautkränze auf Seidengrund aus Golddraht und Flitter, die neben sonstigen Kleinodien in den Opferverzeichnissen stehen und die Truhen der Schatzkammer füllten. Sie sind neben der Fülle anderer Weihe-, Bitt- und Dankgaben ein sprechender Beweis für die große Verehrung der Gnadenmutter in Altötting.

Wer öfters die heilige Kapelle besucht, wird immer wieder aufs neue berührt von dem Nimbus und Ruhmesglanz, von all dem Trost und der Erbauung, die das wunderbare Bildnis der Gottesmutter ausstrahlt. Wie viele Erdennot, äußere Drangsal und heimliche Anliegen hat hier das Volk der Gnadenmutter in stiller Gebetstunde mit der Bitte um Abwendung zu Füßen gelegt! Wie viele haben Erhöhung und wunderbare Heilung gefunden! Alle, ob Bauer oder Städter, werden in der Gnadenkapelle in Altötting zu Wallfahrern, zu Verehrern der „Schwarzen Muttergottes“ und halten es mit Martin Eisengrein, der in seinem Büchlein „Unsere Liebe Frau zu Alten-Oetting“ so schön sagt: „Ey, so wölle wir Dich billich in Ehren halten, loben, ehren und preisen.“ J. S.

Literatur

Der Mühldorfer Kirchenführer. Endlich haben auch wir in Mühldorf den handlichen, übersichtlichen Führer durch die Kirchen unserer Stadt, bearbeitet vom Altmeister bayerischer Kunst- und Klostergeschichte, Prälat Prof. Dr. Michael Hartig. Auf 16 Seiten machen wir hier den Rundgang durch die Pfarrkirche St. Nikolaus, die Johanniskapelle, die Katharinenkirche und die Frauenkirche. Alles, was man sich früher erst mühsam aus weitverstreuter Literatur zusammenlesen mußte, die Kunst und die Geschichte, hat man hier bequem beieinander — vom Meister von Mühldorf bis zum Dekan Summerer, vom Christoph Fröhlich bis zum Alisi Mayr. Die geschickt ausgewählten Bilder geben vor allem eine einprägsame Uebersicht über unsere beste Plastik: das Oelbergrelief von 1450, die Renaissance-Selbdritt von St. Katharina, die beiden kraftmeierischen Seitenheiligen vom Prindl-Altar, der sitzende Barock-Nikolaus aus der Pfarrkirche... Auch völlig neue Hinweise fallen ab. Etwa wenn wir hören, daß der Deodatus-Schrein von 1745 ein Werk des bisher ganz unbekanntens Meisters Lorenz Herblon ist, oder daß unser Oelbergrelief von 1450 zu den ältesten von ganz Bayern gehört. Nachfragen könnte man höchstens noch den Baumeister unserer Frauenkirche: es ist der Kapuzinerpater Magnus Huetter aus München. Alles in allem: man muß dem Stadtpfarramt wie dem Heimatbund wirklich dankbar sein, daß sie in engem Zusammenwirken die Drucklegung dieses Kirchenführers ermöglicht haben. Und hoffen wir, daß jetzt nicht nur die Fremden sich dieses Heftchen kaufen und unsere Kirchen genau anschauen — sondern auch die Einheimischen! (St. Nikolaus, Mühldorf, Kunstführer Nr. 547, Verlag Schnell & Steiner, München. — 16 S. — DM 0,70.)

Das „Puzerl“ und der „Lätierl“

Eine Plauderei über altbayerische Ausdrücke von Dr. A. Rauch

(Schluß)

Wer von uns kennt nicht als schmackhafte Speise das „Fleischpfanzl“. Es ist schon richtig geschrieben und kein Druckfehler, denn es heißt wirklich „Pfanzl“ und nicht „Pflanzl“. Das Wort stammt nämlich von dem spätlateinischen „panicella“ (hier wieder die hochdeutsche Lautverschiebung von „p“ zu „pf“) und bezeichnet eine mit gehacktem Fleisch gefüllte Pastete. Mit Pflanzen hat es dagegen nichts zu tun. Wenn läuft nicht das Wasser im Mund zusammen bei der Erinnerung an die „Bavese“, jenes neben der Weißwurst besondere Schmankerl eines Faschingsballes, das aus zwei Weißbrotschnitten mit Zwetschgenmus dazwischen hergestellt und im schwimmenden Schmalz herausgebacken wird. Das Wort Bavese stammt von dem italienischen „Pavesi“, das seinerseits auf den Stadtnamen Pavia zurückgeht und den von den dortigen Soldaten im Mittelalter besonders gern verwendeten langen Schild bezeichnet.

Zum Schluß dieser Ausführungen sei noch das bekannte „Katzelmacher“ als wenig schmeichelhafte Bezeichnung unserer Nachbarn südlich der Alpen erklärt. In Welschtirol und in den im Gebirge liegenden Ortschaften Oberitaliens wurden in der Hausindustrie besonders große Kochlöffel zum Umrühren der kochenden Polenta hergestellt, die im dortigen Dialekt „cazzola“ heißen. Die in Bayern und Oesterreich um die Jahrhundertwende in großer Zahl arbeitenden italienischen Maurer und Ziegelbrenner stellten während des Winters in ihrer Heimat solche cazzola her. Wenn sie nun in der Fremde nach ihrem im Winter ausgeübten Beruf gefragt wurden, so antworteten sie meist „ik bin ein Cazzolamaker“, was im Volksmund mit einer geringschätzenden Nebenbedeutung auf den meist großen Kinderreichtum der italienischen Arbeiter zu „Katzelmacher“ wurde.

Mitteilungs-Ecke

Aibling. Der Naturkundliche Verein für das Mangfallgebiet hat für August und September folgende Lehrwanderungen festgelegt: Am Sonntag, 12. August, Tageswanderung durch den gesamten Teufelsgraben (Trockental zwischen Tölz und Holzkirchen). Führung Hans Ernst, München. Treffpunkt: Bahnhof Holzkirchen, 8.55 Uhr morgens. — Am Sonntag, 2. September, Pilzwanderung in den Hofoldingen Forst mit Prof. Merkl, München. Treffpunkt: Bahnhof Sauerlach, 10.47 Uhr. — Am Sonntag, 9. September, Pilzwanderung auf den Taubenberg mit Prof. Merkl. Treffpunkt: Bahnhof Holzkirchen (Bahnsteig nach Miesbach), 10.20 Uhr, zur Weiterfahrt nach Thalham (vor Miesbach). Dort 10.36 Uhr. Die geologisch-botanische Wanderung durch das Jenbachtal auf den Wendelstein wird verschoben bis nach den Schulferien.

Bad Aibling. Unser Museum hat in letzter Zeit manche Bereicherung erfahren. Unter anderem gelangten in seinen Besitz mehrere Oelbilder, die anlässlich eines Todesfalles von den Erben überlassen wurden, ferner ein Bild, gemalt von dem äußerst talentvollen, in tragischer Weise durch einen Autounfall ums Leben gekommenen Sohnes Benno von Professor Sepp Hiltz, und ein Bild des vor einigen Jahren verstorbenen Professors Hermann Urban. An letzteren in Aibling ansässigen Meister erinnern mehrere Malutensilien, an den ebenfalls hier verstorbenen Maler Brynolf Wennerberg, einen Schweden, dessen Wahlheimat Bad Aibling Jahrzehnte hindurch war. zwei Skizzenbücher, eine nicht ganz vollendete Bildskizze, Staffelei, Malerkittel, Pinsel und Palette. So wird das Andenken an diese hervorragenden Meister in unserer Stadt für die Zukunft festgehalten. Aus der Erbschaft der verstorbenen Privatiers Magdalena Kränzle überließ die Stadtverwaltung mehrere historisch wertvolle Möbelstücke. Die

wertvollste Erwerbung war eine 68 Figuren umfassende Weihnachtskrippe, die früher Eigentum des hiesigen Sanitätsrates Dr. Streicher war und nach dem Tod seiner Gemahlin dem bayerischen Staat zufiel. Um den Preis von 340 DM wurde sie vom Finanzamt Rosenheim erworben. Neben vielen anderen kleineren Gegenständen, so z. B. einer Ewiglichtampel, einem Theaterdegen, mehreren Bildern und Münzen wurde auch die Bibliothek bereichert durch den Ankauf der „Bayerischen Kirchengeschichte“ von Bauerreiß und durch den Bezug der periodisch erscheinenden Zeitschriften „Bayer. Vorgeschichtsfreund“, „Deutsche Gaue“, „Oberbayerisches Archiv“ und „Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte“.

Es wäre wünschenswert, daß historisch Wertvolles, was immer es auch sei, prähistorische Fundstücke, Hausrat oder Gegenstände des täglichen Gebrauchs den Museen übergeben würden, wenn Gefahr besteht, daß es verloren gehen könnte. Schon vieles ist aus Unkenntnis verschleudert worden oder sonstwie zu Verlust gegangen, was durch Uebereignung an ein Museum hätte gerettet werden können. Es ist nicht so, als ob diese Gegenstände in den Museen verstauben oder der Vergessenheit anheimfallen würden. Im Gegenteil: in unseren Museen erhalten die Besucher, vor allem die Schulkinder, die mit ihren Lehrkräften in steigendem Maße sich einfinden, ein anschauliches Bild dessen, was früher war. Zukünftige Geschlechter werden uns sicherlich Dank wissen, wenn wir für sie die Schätze vergangener Zeiten retten.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Maager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1951

August

Nummer 8

Dem Andenken Professors Doktor Georg Lill

Am 27. Juli dieses Jahres ist der ehemalige Direktor des Bayerischen Landesamtes für Denkmalspflege, Prof. Dr. Georg Lill, nach einer Operation in München im 68. Lebensjahr gestorben. An den Trauerfeierlichkeiten in der Landeshauptstadt nahmen unter vielen anderen Kardinal von Faulhaber und Kronprinz Ruprecht teil. Die sterbliche Hülle des verdienstvollen Mannes wurde am 1. August in dem Familiengrab zu Würzburg beigesetzt; in jener Stadt, deren Antlitz noch in letzter Stunde des unseligen Krieges barbarenhaft bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt wurde, deren Reichtum an Barockbauten kirchlicher und profaner Art, an Plastiken eines Tilman Riemenschneider, an Fresken eines Tiepolo diese Stadt zu einem unvergleichlichen Schatzkästlein deutscher und schlechthin abendländischer Kultur werden ließ.

Wie mag dem Manne zu Mute gewesen sein, als er in Wasserburg am Inn, das dem in den letzten Kriegsjahren aus München Vertriebenen Unterschlupf gewährte, Kunde von den sinnlosen Zerstörungen der schönen bayerischen Heimat und besonders auch von Würzburg erhielt?! War ihm nicht, als stürben alle jene Geschöpfe, deren Erhaltung und Pflege sein Lebenswerk bedeutete, wie unter einer tödlichen Epidemie dahin?! Wie bangte er, daß auch die Stadt Wasserburg dasselbe Schicksal erleiden könnte?!

Der fünfundzwanzigjährige Student Lill läßt die Kunsthistoriker aufhorchen, als er dem Mäzenatenthum der Augsburgers Fugger seine Doktordissertation widmet, auf die sein 1938 herausgegebenes großes Werk über die berühmte Augsburgers Kaufmannsfamilie sich

stützte. In den Jahren 1908 bis 1910 sehen wir Lill als wissenschaftlichen Hilfsarbeiter für die Inventarisierung der bayerischen Kunstdenkmäler tätig. Von 1919 bis 1929 ist er Kustos und Hauptkonservator am Bayerischen Nationalmuseum. In dieser Zeit gibt er gemeinschaftlich mit Halm den großen Katalog der plastischen Bildwerke des Museums heraus. Als weitere Frucht dieser intensiven Arbeit entsteht seine umfangreiche, tieferschürfende Monographie über Hans Leinberger, die der Forschung neue, bedeutende Erkenntnisse brachte. Aber auch auf dem Gebiet der Fayencen und Porzellane war er ein ausgezeichnete Kenner.

1929 wurde Lill als Nachfolger von Georg Hager zum Leiter des Bayer. Landesamtes für Denkmalspflege bestellt. Hier kamen sein Sinn für echte deutsche Kunst der vergangenen Epochen und der Wille zur Erhaltung dieser Kulturschätze zu tatkräftiger Geltung. Die fachmännische Restaurierung vieler plastischer und architektonischer Denkmäler waren ihm Herzenssache und Lebensaufgabe. Gleichermassen hat er sich um die Museums- und Heimatpflege große Verdienste erworben. Auch unsere engere Heimat — innauf-, innabwärts — hat seine sorgende Hand gespürt und ist ihm zu bleibendem Dank verpflichtet.

Einmal, es war kurz nach Beendigung des Krieges, stand er nachdenklich vor dem Wasserburger „Kernhaus“. Er meinte, daß nach Zerstörung des Würzburger „Haus zum Falken“ jenes Gebäude nunmehr der einzige, vollständig erhaltene Rokokoprofanbau sei. Dieses Kulturdenkmal ersten Ranges zu er-

Einsiedler und ihre Kirchen im Inntal

Von August Leiß

„Heimat am Inn“ beginnt in der heutigen Nummer mit dem Abdruck einer Reihe von Abhandlungen über „Einsiedler und ihre Kirchen im Inntal“ in mehreren Fortsetzungen. (Die Redaktion.)

Religiöse Gesinnung breiterer Volksteile war in früheren Jahrhunderten viel stärker als heute. Man denke nur an die gewaltige Opferbereitschaft der Bürger, aus der allenthalben in germanischen und romanischen Ländern die herrlichsten Dome emporwuchsen.

Andererseits äußerte sich diese Religiosität in der Neigung zu innerer Einkehr und Bußfertigkeit. Viele suchten das Heil durch Wallfahrten zu gepriesenen Gnadenorten zu erlangen, und manche zogen sich ganz von der Welt zurück in ein Kloster oder verbrachten den Rest ihres Lebens als Einsiedler. Besonders die bösen Zeiten des 30jährigen Krieges waren dazu angetan, die Bußfertigen aus den Städten in die Einsamkeit zu locken. Gerade in unserer engeren Heimat, dem Inntal, ließen sich auffallend viele Klausner nieder. In dem kleinen Raum zwischen Brannenburg—Nußdorf und Oberaudorf hatten sich fünf Einsiedler ihre Klausen gebaut. Von ihnen und ihren Kirchen sei hier erzählt.

Kirchwald

Wer von Nußdorf auf steilem Pfad zum Heuberg emporsteigt, findet sich nach einer guten halben Stunde plötzlich auf einer ebenen, baumumstandenen Wiese und steht überrascht vor einer stattlichen Kirche. Es ist Kirchwald, die bekannteste Wallfahrtskirche des Inntals. Gern lassen wir uns von dem anmutigen Bild zu einer Rast verleiten und setzen uns zum Einsiedler — dem einzigen in weiter Runde — auf die

halten und zu pflegen, sei nicht nur Aufgabe der Stadt selbst, sondern auch höherer Regierungsstellen. Die in Würzburg wie durch ein Wunder einigermaßen erhalten gebliebenen Fresken von Tiepolo vor den bedrohlichen Witterungseinflüssen zu retten, war ihm selbstverständlich ebenfalls ein besonderes Anliegen.

Erst vor kurzem wurde Professor Lill in den wohlverdienten Ruhestand versetzt. Sein letztes, während seiner Amtsperiode entstandenes Werk „Zerstörte Kunst in Bayern“ birgt die ganze Tragik seiner ureigensten Berufung, eine erschütternde Bildgegenüberstellung von im Krieg tödlich getroffener Bauten und Plastiken und ihrer unversehrten ursprünglichen Schönheit.

Mit dem Tode des Professors Lill, von dem zu erwarten war, daß ihm, von der schweren Bürde seines Amtes frei, kraft seines reichen Schatzes an Wissen und Erfahrungen noch manches Werk aus der Feder geflossen wäre, ist ein Mann dahingegangen, den die Fachgelehrten ebenso wie alle Heimatfreunde stest in ehrender und dankbarer Erinnerung behalten werden.

H. C. K.

Bank vor seiner idyllischen Klausen. Der rüstige, weißbärtige Mann in schlichter, brauner Kutte ist im Volk recht beliebt, besonders bei den Kindern. Ist er doch der Besitzer eines unerhört malerischen Kripperls, das vor Weihnachten Scharen kleiner „Wallfahrer“ anlockt. Oft hat er mehr solch unaufhörlich fragender Gäste als ihm lieb ist, denn sein Tag ist voll ausgefüllt. Wenn er von seinem täglichen Gang ins Dorf hinunter, wo er dem Pfarrer beim Gottesdienst assistiert, zurückgekehrt ist, beginnt seine eigentliche Arbeit: Die Erforschung der Geschichte des Eremitenordens, dem auch er angehört.

Auf unsere Frage nach der Geschichte seiner Klausen und der Kirche erzählt Frater Ferdinand folgendes:

Der Gründer der Einsiedelei auf Kirchwald war der von der evangelischen zur katholischen Konfession übergetretene Michael Schöpf aus Mähren. Von einer Pilgerfahrt nach Rom hatte er ein Marienbild und Reliquien mitgebracht und ließ sich als Einsiedler hier nieder. Das war 1644.

Doch stand seine Klausen nicht hier auf dieser Waldwiese, sondern war ca. 70 Meter unterhalb in den Felsenhang des Mühltales eingehauen. Wer gut zu Fuß ist, kann sie besichtigen, wenn er östlich den steilen Weg niedersteigt. Heute sind die Felsengänge, in denen Schöpf hauste, kaum mehr zugänglich, und auch die alte Straße aus dem Inntal über dem Samerberg, die „Samerstraße“, die einst knapp unter der Klausen vorbeiführte, ist vollständig verschwunden. Sie ist in die Tiefe gestürzt. Westlich davon ist ihr Verlauf noch gut zu verfolgen: Vom Weiler Ueberfilzen über Winkelwies aufwärts bis zur Kreuzung mit dem direkten Nußdorfer Weg und darüber noch ein Stück hinaus, dann verliert sie sich im Gewand der rasch verwitternden Kalkfelsen.

Auch die ebene Stelle oberhalb der alten Klausen, der Platz der ersten Kapelle, ist noch festzustellen.

Schöpfs Nachfolger Wolfgang Rieder bewohnte noch die primitive Klausen in den Felswänden. Erbaute 1667 aber weiter oben eine steinerne Kapelle, die 1698 vom Bischof von Chiemsee eingeweiht wurde.

Die fortschreitende Zerstörung der die Klausen bergende Felswand scheint die Klausner endlich doch gezwungen zu haben, die Höhlen zu verlassen. Es war ein Glück, daß sich nun ein wohlhabender Mann, der Wirtssohn Kasimir Weiß aus Nußdorf, entschloß, Einsiedler auf Kirchwald zu werden. Er erbaute diese Klausen hier, vor der wir sitzen. Nach damaligem Brauch unterrichtete er auch die Nußdorfer Jugend, da das Dorf noch keine Schule besaß.

Wir fragen, ob hier oben immer Einsiedler bis heute gewohnt hätten. Nein, denn 1803, als die Säkularisation alle Klöster aufhob, mußten auch die Eremiten wandern, und Kirche und Klausen seien zum Abbruch verurteilt worden. Aber der Herr auf Schloß Brannenburg, Graf Maximilian von Preysing, habe durch seine Bitten bei der Regierung den Widerruf des Be-



Blick auf Kirchwald

schlusses erreicht. Ein Eremit kam erst 1844 wieder und erhielt Nachfolger bis heute.

Frater Ferdinand verabschiedet sich nun von uns, da er in der Dorfkirche zu tun hat. Wir danken ihm herzlich und gehen zur Kirche hinüber, die Kasimir Weiß mit Hilfe einiger Nußdorfer Bauern erbaut hat. Es ist eine stattliche Barockkirche von schlichten Außenlinien, die sich den einfachen Konturen der Waldkulissen, die den grünen Plan umzirken, aufs wohlthuendste vermählen. Das Innere birgt am Altar das berühmte Gnadenbild, das Michael Schöpf aus Rom mitgebracht hat, und an den Wänden unzählige Motivbilder — Zeugnisse frommer Dankbarkeit für gewährte Hilfe — unter denen manche bittere Episoden aus Nußdorfs Geschichte, wie die Kriegsgreuel 1704 oder vom großen Brand 1777, erzählen. An einer Wand finden wir den Grabstein des 1728 verstorbenen Erbauers.

Ein Bild ist besonders interessant: Die Gottesmutter erscheint dem Kaiser Ferdinand und darunter steht: „Wer die Goldne samstäg nacht Michaeli mir wirdt zuliebe halden der solle in himmell seyn bevor er wirdt erkaldten“. Mit diesen Goldenen Samstagen, deren Feier aus Oesterreichs Barock übernommen wurde, sind die drei Samstage nach Michaeli (29. Sept.) gemeint, an denen heute noch die Gläubigen von weither nach Kirchwald wallfahren. Vom frühen Morgen bis fast Mittag werden Messen gelesen, im Kirchlein steht die Menge der Frommen Kopf an Kopf, und durch die wallenden Schleier des Weihrauchs flimmern die Kerzen vor dem Gnadenbild. Dazwischen verläßt das Volk die Kirche und umlagert die an die Westseite angefügte kuppelgekrönte Kanzel und lauscht andächtig der Predigt.

Wer aber nun glaubt, die Frommen erhielten hier nur geistliche Stärkung, der kennt unser Altbayern nicht. Nein, zu jeder Wallfahrt gehört auch die Stillung des leiblichen Hungers und Durstes und darum stehen auf dem Wiesenplan feste Buden, in denen freundliche Wirte die Hungrigen speisen und die Durstigen tränken, wie es das Gebot fordert.

Die Kirche auf der Biber

Die Biber ist der geologisch interessante, langgestreckte Rücken, der die tiefe Bucht von Brannenburg gegen das eigentliche Inntal abschließt. Sie besteht aus einer Art sehr fester Nagelfluh, die in Steinbrüchen abgebaut und zu vielen Zwecken verwendet wird.

Der Hügel ist bewaldet. An seinem Südeinde aber öffnet sich eine Lichtung und auf ihr befindet sich eine merkwürdige kirchliche Anlage. Die Kirche selbst mit Türmchen und geräumiger Vorhalle ist architektonisch nicht interessant, wohl aber die das ganze Gelände umgebende Mauer, die von den Stationen des Kreuzweges in Form von kleinen Kapellen unterbrochen wird. In ihnen sind die Szenen des Kreuzweges durch holzgeschnitzte und bemalte Figuren dargestellt. Das Grab Christi ist in einer schindelüberdachten Grotte inmitten des Wiesenplans.

Vom nordwestlichen Tor der Mauer senkt sich der Platz sanft gegen das Kirchlein, neben dem eine freistehende Kanzel verrät, daß sich an manchen Tagen große Scharen von Gläubigen versammeln, um die Worte bedeutender Prediger zu hören.

Tiefer als die Kirche, schon den südlichen Hang der Biber hinab, sind in den harten Fels Höhlen gehauen, in denen Einsiedler lebten. Der erste und zugleich Stifter der Klausen war der Franke Johannes Schelle, der sich mitten in den Drangsalen des 30jährigen Krieges (1629) hier niederließ. Er errichtete auch eine Kapelle, zu der der Grundherr, der Freiherr Wolf Ferdinand von Hundt auf Falkenstein Grund und Boden schenkte. Mit einem Vermächtnis des Freiherrn in Höhe von 1200 Gulden erweiterte der Eremit später die Kapelle. Doch mußte sie bereits 1660/64 wieder umgebaut werden, wozu der gräflich falkensteinische Gerichtsschreiber Seb. Widder aus Fischbach bedeutende Mittel beisteuerte. Die Umfassungsmauer mit den Kreuzwegkapellen entstand aber erst 1735.

Die Einsiedler auf der Biber erteilten auch Schulunterricht an die Bauernkinder der Umgebung.



Klausen auf der Biber

Fortsetzung folgt

Haager Schloß-Erinnerungen

Von August Sieghardt, Grassau

Auf dem Schloßberg des Marktflleckens Haag im Landkreis Wasserburg stehen die Ueberreste der uralten Haager Burg. Palas und Nebenwohnbauten sind längst nicht mehr, noch ragt aber der mächtige 47 m hohe Bergfried inmitten der Umfassungsmauern auf, der mit seinem gotischen Spitzdach und den vier reizenden Ecktürmchen ein Wahrzeichen der Landschaft ist. Seine Fundamente sind viereinhalb Meter stark, und der Eindruck dieses Bergfrieds, der Eigentum des bayerischen Staates ist, ist so nachhaltig, daß der daneben stehende kleinere Spitzturm, der der Gemeinde Haag gehört, gar nicht recht zur Geltung kommt. Der Haager Schloßsturm, ein Fünfkopfturm wie jener der schwäbischen Stadt Kaufbeuren, veranschaulicht, in der Entstehung bis ins 10. Jahrhundert, also in die romanische Zeit zurückgehend, heute noch die älteste Form des Burgenbaues überhaupt. Er diente zuerst nicht bloß als Bergfried, sondern auch als Wacht- und Wohnturm, der in gewissem Sinne auch die Eigenschaft einer Feste hatte. Die Wohnbauten um ihn, in Hufeisenform angelegt, sind erst im 12. Jahrhundert entstanden, und das obere Geschoß mit den erwähnten vier reizenden Ecktürmchen und der schlanken Turmspitze hat man erst im 16. Jahrhundert mit Mauerwänden aufgesetzt, die bis zu drei m dick sind. Erst in 7 m Höhe konnte man in das Innere dieses Turmes gelangen. Heute, da der Haager Schloßsturm als Jugendheim dient, hat man's bequemer, aber 114 Stufen muß man innen emporsteigen, bis man die Turmstube erreicht hat. Es verlohnt sich, denn der Ausblick von den Erkerfenstern ist bezaubernd, umfassend, bei klarem Wetter überwältigend. Denn man schaut nicht bloß auf unendlich weite Fluren und Wälder, auf zahllose Dörfer und Einsichthöfe, sondern auch auf die Alpenkette, angefangen von den Salzburger Alpen bis zur Zugspitze. Stilvolle barocke Pfeiler mit kunstvollen Eisengittern und einer fein gearbeiteten schmiedeisernen Fürstenkrone flankieren unterhalb des Turmes den Eingang zum Schloßbereich. Zu letzterem gehört auch die „Pettenbeck-Linde“, die das Andenken an die schöne Haager Burgpflegerstochter Maria Pettenbeck wachhält, jene Haagerin, in die sich gegen Ende des 16. Jahrhunderts der bayerische Herzog Ferdinand vergaffte und die wie die schöne Augsburgerin Agnes Bernauer zur „heimlichen Fürstin“ emporstieg. Die Kinder aus dieser (legitimen) Ehe (der Herzog starb im Jahre 1608) erhielten den Namen eines Grafen bzw. einer Gräfin von Wartenberg, nach dem wittelsbachischen Schlosse Warten-

berg im heutigen Landkreis Erding; im Jahre 1736 ist der letzte Nachkomme dieses Grafengeschlechtes gestorben.

Tausend Jahre Geschichte umschweben den Haager Schloßberg, denn bereits um 980 war hier ein Edelgeschlecht ansässig. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts taucht dann das Grafengeschlecht der Gurren zum Haag auf, die hier die Grafschaft Haag begründeten. Sie saßen bis zum Jahre 1245 auf der Haager Burg; in ihrem Wappen führten sie auf rotem Feld einen trabenden Schimmel, die sogenannte „weiße Gurre“. Dieses Wappentier wurde von den Besitznachfolgern dieses Geschlechtes, den Herren v. Fraunberg (auf Burg Fraunberg im Landkreis Erding) übernommen, die die Grafschaft Haag im genannten Jahr erbten. Zu den vielen auswärtigen Besitzungen der „Fraunberger von Haag“ gehörte auch die heute noch wohlhaltene Burg Prunn im Altmühltal.

Der letzte Fraunberger von Haag, Graf Ladislaus, der eine Markgräfin v. Baden zur Frau hatte, starb im Jahre 1566; seine Vorfahren saßen als herzogliche Pfleger auch auf den benachbarten Schlössern Hohenburg und Königswarth. Das künstlerisch wertvolle Grabdenkmal dieses letzten Fraunbergers vom Haag, früher in der Pfarrkirche zu Kirchdorf, befindet sich im Bayerischen Nationalmuseum in München. Nach seinem Tod wurde die Grafschaft Haag herzoglich bayerischer Besitz; sie bildete zunächst eine Art Apanage für den schon genannten Herzog Ferdinand, der, wie schon gesagt, die Haager Rentmeisterstochter Maria Pettenbeck heiratete. Bis zum Jahre 1715 wechselten die Besitzer der Herrschaft Haag sehr oft, dann aber fiel die Grafschaft definitiv an das Haus Bayern zurück, das das Haager Schloß zum Sitz des Pfliegerrechtes machte. Noch stand zu jener Zeit die Burg Haag so, wie sie der Topograph Merian bei seinem Besuch um das Jahr 1644 gezeichnet hatte: an den großen Schloßsturm schloß sich gegen Westen der Hauptwohnbau an, dem der kleinere Schloßsturm vorgelagert war, etwas tiefer, gegen den Markt zu, lag die Vorburg mit vier vier-eckigen und sechs runden Befestigungstürmen, die die Ringmauer einschlossen, ein mächtiger zinnengekrönter Torturm behütete den Haupteingang und den unteren Burghof. Mit dem Ende der kurfürstlichen Zeit in Bayern ging es auch mit der Herrlichkeit des Haager Schlosses zu Ende: 1804 brach man es bis auf die beiden großen Türme ab. Der Markt Haag aber führt als Wappen heute noch das Wappentier der Fraunberger, die weiße Gurre, den springenden Schimmel, an den auch eine Gedenktafel am nahen Schimmelberg, an der Straße nach Hohenlinden, erinnert.

Die Kritik

Der Flußname „Mangfall“

Von Stephan Flötzl, Pfaffenhofen

Die Erklärung des verdienten Heimatforschers K. Braßler kann nicht un widersprochen bleiben. Ich muß gestehen, der kritische Anfang freute mich, der Schluß aber hat mich erschreckt! Das ist ja beinahe ein Rückfall in jene schrecklichen Erklärungsversuche wie: Geisenhausen heißt so, weil die Geisen dort hausten!

Wer die Erklärung der Flußnamen durch den sehr tüchtigen Vorgeschichtsforscher Reinecke im „Vorgeschichtsfreund“ Heft 5 (1925) S. 19 ff. durchliest, der bemerkt, daß die meisten Namen als keltisch bezeichnet werden. Der vorsichtige Forscher setzt allerdings sehr häufig ein „wohl“ voraus, will also kein endgültiges Urteil abgeben.

Zunächst ein paar allgemeine Vorbemerkungen, die der Sache sehr dienlich sein können. Die einfache psychologische Ueberlegung sagt einem jeden, auch einem, der keine Sprachkenntnisse besitzt: Die Flußnamen müssen zu den ältesten Namen gehören, auch zu den dauerhaftesten. Sie dienten ja den Einwanderern und Siedlern zur Orientierung. Siedlungen vergingen, zerfielen, verloren ihre Namen, die Flüsse, den Siedlern zugleich wohlthätig und verderblich, blieben. Die Einwanderer und Eroberer fragten zu allererst die Bewohner: Wie heißt das Wasser, an dem ihr siedelt? Die neuen Siedler haben zu meist den alten Namen beibehalten, sie machten ihn nur „mundgerecht“, da er ihnen fremd klang. So machten es ohne Zweifel die Illyrer, die Kelten, die Römer und auch die Bayern. Darum ist es leicht möglich, daß ein Name sogar aus vorillyrischer Zeit stammen könnte, ohne daß wir es nachweisen können, weil er immer wieder „mundgerecht“ gemacht wurde. Auf solche Weise kann es geschehen: Der Name wird so sehr entstellt, daß es ganz unmöglich ist, seine Bedeutung in unserer Sprache zu finden, selbst wenn wir die vorillyrischen Sprachen ebenso gut kennen, wie wir sie nicht kennen. Ja, die gegenwärtige Form kann uns sogar sehr in die Irre führen, weil wir ihr eine Bedeutung unterlegen; die sie ursprünglich nicht hatte.

Auch die Römer haben die Flußnamen „mundgerecht“ gemacht, übrigens auch die Siedlungsnamen, sie haben die Flußnamen von den Kelten übernommen, die vor ihnen im Lande wohnten. Sie haben sie mit lateinischen Endungen versehen usw., so daß sie äußerlich ein römisches Gewand trugen.

Die Bayern hielten das gleiche Verfahren ein. Die alten Flußnamen mußten sich nur wieder eine neue Umgestaltung gefallen lassen, wer weiß, die wievielte! Dabei kamen

Formen zustande, die den alten Namen überhaupt nicht mehr erkennen ließen. Ich erinnere z. B. an die Altmühl. Der Name hat weder mit alt noch mit Mühle auch nur das geringste zu tun. Die erstbezeugte Form lautet Altknoennis (so bei dem griechischen Geographen Ptolemaeus um 150 nach Chr.), um 900 Alcmona. Der einzige Fluß, der einen sicher und rein deutschen Namen hat, ist die Salzach. Um 700 waren noch die alten Namen Ivaro und Igonta (verschrieben aus Isonta) bekannt, aber die Salzwerke in der Nähe ließen den neuen Namen Salzach zur Herrschaft gelangen.

Ob die Mangfall zu diesen rein bayerischen (deutschen) Namen gehört, scheint auch mir zweifelhaft, darin gebe ich Herrn Braßler recht. Es ist sehr leicht möglich, daß Mangfall und ähnliche Formen die sehr gründliche Umgestaltung eines keltischen Namens sind. Aber wie er gelautet hat, das werden wir vielleicht nie zu ergründen vermögen, bei dem Mangel an Quellen. Was sich die Bayern bei dem Namen Manigfalt gedacht haben, das werden wir wohl kaum erfahren; vielleicht doch die auffallend starken Windungen des Flusses. Die Wortbildung Manovalde = starkströmend (!) ist, allen Sprachgesetzen entgegen, eine vollkommen unmögliche Wortbildung. Es genügt wahrhaftig nicht, aus dem Wörterbuch festzustellen: mano = ich fließe, valde = sehr stark! Manovalde heißt also nicht: der stark fließende, sondern: Ich fließe stark; die Bildung ist als Eigenname ausgeschlossen!

Welches Volk nun wirklich der Mangfall ihren Namen gab, darüber wird die Wissenschaft wohl schweigen und sich bescheiden müssen; wird zu erklären haben: Wir wissen es nicht. Und wenn wir ehrlich sind, dann werden wir das auch sonst noch öfter bekennen müssen!

Warum verneint übrigens H. Braßler die Ableitung des Namens Vagen von den Fagana? Mir scheint diese Erklärung zweifellos richtig.

*

„Das Putzerl und der Latier!“ in Nr. 7 unserer Blätter hat viel Interesse erweckt. Unter anderen meldet sich hier ein alter Heimatfreund aus dem Chiemgau, Obermedizinalrat Dr. Adam, über die Bezeichnung „Katzelmacher“ zum Wort:

„Zu der in Nr. 7 der Heimat am Inn durch Herrn Dr. A. Rauch gegebenen Erklärung des Wortes „Katzelmacher“ gestatte ich mir die Erklärung des verstorbenen H. H. Pfarrers Bayer beizufügen, der das Wort zurückführte auf la gaza, das Gazel, das bekannte Blechgefäß, das sich stets auf dem niederen Tischchen vor dem Banzen Bier vorfindet und, wie ich glaube, als Maß dient. Diese Blechgefäße wurden von den damit reisenden Italienern, Slowaken usw. neben anderen Blechwaren verkauft, daher der Name Katzelmacher! Ich mit meinen demnächst 84 Jahren kann mich an diese Blechwarenhändler noch gut erinnern. Das wäre meines Erachtens die ungewissenste Erklärung.“

Fischfang im Vogelparadies

Von Peter Scher

Wer heute den Atteler Berg abwärts schreitet und an dessen Fuß dem Inntal seinen Blick schenkt, vermag sich nicht vorzustellen, wie romantisch jene Landschaft wirkte, als der noch ungebändigte Fluß seine kleine Schwester, die Attel, an die Hand nahm. Da gab es noch keine schnurgeraden Betonufer, da schlängelte sich die Attel weiden- und erlenbesäumt an den großen Bruder heran, grüßte kurz vor ihrer Einmündung das „Dreimädelhaus“, dessen Tür allen Jüngern Petris gastlich offenstand.

Aus jenen Tagen gibt uns der Dichter Peter Scher als einfühlsamer Kenner unserer heimatlichen Landschaft ein treffliches, humorgewürztes Bild.

Die Redaktion.

Im Tau des frühen Morgens traf Julian den Beni dort, wo der kleine Fluß Attel sich mit dem großen Inn vereint. Hoch am wolkenlosen Himmel stand die Sonne. In einer flirrenden Wärmewelle tanzten Mücken und Libellen über dem Wasser. Möwen kreischten mit kraftvollem Mißgetön, tauchten einen flüchtigen Augenblick in den Fluß und stürzten sich sonnenrunken himmelan.

Als Julian über die Brücke ging, sah er unten den Beni bis an die Knie im Sumpf waten. Er rief ihn an. Der Beni warf nur seitwärts einen Blick. Dann machte er eine lässige Bewegung mit der Hand und beschäftigte sich gleich wieder mit seinem Angelgerät.

Am Eingang zum Atteltal standen uralte Weiden. Das sumpfige Wasser wimmelte rundum von kleinem Fischzeug. Kein Lüftchen ging. Die Berge drüben standen schneeweiß gegen den stahlblauen Himmel. Der Sumpf lag still. Gut so, sie würden vielleicht Glück haben. Julian stieg hinunter.

„Grüß dich Gott, Beni!“ sagte er und legte seine Hand in eine große, schwarze, von hellen Furchen durchrillte Klaue.

„Petri Heil!“ erwiderte Beni mit dem alten Fischergruß. Das bedeutete, daß er den Tag nicht verloren gab. Im anderen Fall nämlich, wenn bewegtes Wasser die Fische in der Tiefe gehalten hätte, würde er nicht so leicht den Gruß verschwendet haben.

Julian sah sich den Beni an — wie eine sagenhafte Gestalt. Sein Anzug war zeitlos. Jahrhunderte zurück und es wäre kaum ein Unterschied. Ein altes zeretztes ledernes Wams war als Hauptkleidung eines Nomaden durchaus denkbar. Die Nase ein Adlerschnabel, der hängende Schnurrbart die Manneszierde eines Räubers. Die Brauen Büschel, unter denen verschmizte Luchsaugen auf Beute lauerten. Gleichwohl am Mund ein gutmütiger Zug, Anlage zu Humor verratend — wenn auch gelegentlich mit Abschweifung zu scharfem Spott.

Der Beni sah Julians neugierigen Blick nach dem Netz, in dem er die Fische zu sammeln pflegte. Es lag im Schilf versteckt. Er tat scheinheilig so, als ob er mißvergnügt sei, weil er nichts gefangen habe. Julian kannte den Beni und spielte mit.

„Einen alten Schuh hab ich gefangen!“ sagte der Beni heuchlerisch grimmig, aber da verdarb die Natur ihm das Spiel, ein Hüpfen des Netzes bewies, daß er log. Julian zog das Netz aus dem

Schilf. Ein fünfpfünder Huchen und ein nicht viel weniger schwerer Eitel waren drin. Wie ein silberner Blitz zuckte es durch die Maschen.

Der Beni lachte, daß es weithin schallte. „Da mußt du früher aufstehen, wenn du mich mit leerem Netz erwischen willst!“ sagte er stolz. „Aber jetzt an den Fluß — du wirst Augen machen, mein Lieber!“

Er nahm das Netz hoch und sie wateten durch den Sumpf an das Ufer der Attel, gingen flußabwärts ins Tal und hielten am ersten Gehölz, aus dem es tausendfältig flatterte, jubilierte und sang. Ein Vogelparadies. Junge Stare machten ihre ersten Flugversuche, Grasmücken, Finken, Drosseln — alles musizierte wie nährisch durcheinander. Dann und wann tauchte schneeweiß eine Möwe auf, Piröle flöteten, ein aufgeschreuter Fischreier hob sich beleidigt in die Luft. Tiefer im Gehölz hämmerten Spechte, der Kuckuck rief. Es war, als ob nie eines Menschen Fuß das Tal betreten hätte.

„So“, sagte der Beni und Julian sah ihm an, wie wohl ihm in dieser Umgebung war. „Jetzt wollen wir einmal fischen, mein Lieber!“

Er hängte das Netz mit den Fischen in ein Wasserloch auf der Sandbank. Das geschah, um sie lange frisch zu halten. Niemals tötete er sie gleich. Die Männer nahmen die Büchse mit den Ködern und gingen langsam, einer nach dem anderen die Angel werfend, ein Stück flußauf. Die Sonne lag prall auf dem braunen Moorwasser, die Fische schmissen sich wie toll empor. Es planschte und plätscherte, wie wenn übermüdete Kinder baden.

„Eine Kleinigkeit, bei solchem Wetter zu fischen!“ sagte Julian vermessen.

„Für mich schon!“ knurrte der Beni. „Da — schau her!“ Schon hatte er einen an der Angel. Er nahm ihn ab, warf aus, zog ein und hatte abermals einen. Ihm half Petrus, den Julian ließ er im Stich.

„Zeit lassen!“ sagte der Beni. „Du bist immer noch viel zu hastig, mein Lieber!“

Ohne „Zeit lassen“ und „Mein Lieber“ kam der Beni nicht aus.

Aber Julian war gar nicht so. Mochte jener sich nur die Hände reiben. Es genügte, wenn einer für zwei Glück hatte. Ueberdies ahnte der Beni ja nicht, wieviel mehr Julian vom Zuschauen und von seiner Freude daran hatte.

Auf einmal legte er, der mit den Augen eines Wilden überall herumsah, die Angel hin, hielt den Finger an den Mund, daß Julian sich still verhalten solle und machte ein Zeichen, ihm zu folgen. Sie schlichen zurück nach dem Wasserloch, in dem er seine Fische untergebracht hatte; sie duckten sich und beobachteten ein aufregendes Schauspiel.

Ein mächtiger Rabe saß am Rand des Wasserloches und hielt sich mit zu Boden geneigtem Kopf mäusestill. Da sahen sie einen der beiden Fische silbern an der Oberfläche des Tümpels, und im selben Augenblick hatte der Rabe mit dem Schnabel wie mit einem Dolch zugestoßen. Nun war der Beni nicht mehr zu halten. Mit einem gewaltigen Fluch sprang er auf und stürzte vorwärts. Schon war der Rabe auf und davon. Sein Schnabelhieb hatte den Fisch auf

Wir singen

In Friedrich Herrgott, dem Verfasser nachfolgender Ausführungen, lernen wir einen Mann kennen, dessen Erfahrungen auf dem Gebiet des Jugend-Singens und -Tanzens so recht geeignet sind, den Bestrebungen der Heimatpflege entgegenzukommen. Seine Hinweise mögen nicht nur der Jugend selbst, sondern auch den Eltern, der Geistlichkeit und der Lehrerschaft ans Herz gelegt werden. (Die Redaktion.)

In der Münchener Jugendgruppe wird seit zwei Jahren alle 14 Tage gesungen und getanzt. Aus den hier gesammelten Erfahrungen soll für die Praxis einiges berichtet werden.

Warum singen wir? Wir singen vor allem, weil es uns Freude macht, nicht um anderen zu zeigen, was wir können, sondern um selbst das Lied zu erleben. Wir wollen die Seele des Liedes finden. Das können wir aber nur in der singenden Gemeinschaft. Wenn wir anderen vorsingen, dann niemals, um sie zu unterhalten. Wir wollen sie zum Mitsingen gewinnen. Das können wir aber nur, wenn wir selbst die Lieder beherrschen. Doch dürfen wir die Kunst nicht so weit treiben, daß sie in den anderen das Gefühl erweckt, sie nie erreichen zu können. Nicht ein kunstvoll gesungener vierstimmiger Satz erweckt im Ungeübten die Lust zum Mitsingen, sondern das einfache Volkslied. Fünf Mitsingende sind mehr wert als 500 Zuhörende!

Was singen wir? Dies ist die wichtigste Frage überhaupt. Alle anderen, mit wem, wo und wann wir singen, spielen hier mit herein. Hierin liegt die Kunst des Lehrenden, daß er immer das rechte Lied findet. Fast unermesslich ist der Bereich des Liedgutes: Handwerkerlieder, Seefahrerlieder, Jäger- und Wildschützenlieder, Studentenlieder, Liebeslieder, Kirchweih- und Tanzlieder usw. Nicht vergessen wollen wir auch die Lieder der bündischen Jugend, die ja auch zum Teil aus dem Schatz der Volkslieder genommen sind. Der Wandervogel und die anderen Jugendverbände haben sich große Verdienste um die Wiedererweckung und Erhaltung des Volksliedes erworben. Wir brauchen hier nur den Namen Walter Hensel zu nennen. — Es ist so viel die Rede von deutschen Volksliedern. Dabei ist aber der Kreis der ursprünglich allgemein deutschen Lieder sehr eng. Unsere Lieder sind zumeist stammesmäßig gebunden; viele die-

der Stelle getötet. Hinter den Kiemen klappte die Wunde. Der Beni drohte dem Raben, der gar nicht weit weg auf einer Erle lauerte, mit beiden Fäusten.

„Du schwarzes Satansvieh!“ brüllte er. Seine Augen waren mit einemmal ganz tückisch. Und nun brach er in ein hämisches Gelächter aus. Er tanzte wie besessen herum. „Bäh!“ machte er und streckte dem Raben wie ein höhrender Bub die Zunge heraus. „Gut gearbeitet hast du — für mich! Du Satansrachen, du verdammter!“ So brüllte und jubelte er, weil er den Raben übervorteilt hatte. Es war sonnenklar, daß der Räuber sich geschlagen geben mußte. Dem Gegner Arbeit leisten, die Beute nicht bekommen und obendrein Hohn einstecken müssen, das war viel Pech auf einmal. Der Rabe sah es ein. Mit heiserem Geschimpf und tief verstimmt flog er davon.

ser landschaftlich gebundenen Lieder wurden zu deutschem Allgemeingut. Daher kommt es auch, daß bei uns in Bayern die fränkischen und schwäbischen Gegenden verhältnismäßig volksliedarm erscheinen. Betrachtet man aber in größeren Sammlungen den Anteil der fränkischen und schwäbischen Lieder, so ist man von der Fülle überrascht. Sie gingen durch ihre besondere Sangbarkeit und vor allem durch den Gebrauch der hochdeutschen Sprache leicht in das allgemeine Gut ein. Die Mundart verhindert diese Streuung; wenn auch nicht ganz. „Fahr mit'n Schiffl über'n See“, „Jetzt gang i ans Brünnele“, „Fein sein, beinander bleiben“, „Es war amal am Abend spat“ sind heute in Deutschland weitgehend bekannt.

In den Mundartliedern haben sich die stammesmäßigen Eigenheiten erhalten. Um dieser Ursprünglichkeit willen liegt es uns auch besonders am Herzen, dies Liedgut zu pflegen. Es liegt im Fingerspitzengefühl des Lehrenden, inwieweit er auf die mundartlichen Feinheiten eingehen muß, um den Liedcharakter zu erhalten.

Als im vorigen Jahrhundert das Volkslied immer mehr zu schwinden begann und als zur selben Zeit der Fremdenverkehr Erwerbsquelle wurde, begannen einige Orte eigene Heimatlieder zu dichten und zu pflegen. Auf diese Weise entstand eine gewisse Art von Heimatliedern, die in sentimentaler Art Gefühlswerte der Heimat vermitteln wollten, die jedoch nicht auf einem ursprünglichen Boden gewachsen waren. Besondere Merkmale dieser Lieder sind Beschreibungen der näheren Umgebung, die meistens mit „Dort wo“ beginnen, mehrfache Ausrufe, wie „ach“ und „O du mein“ und mindestens in der dritten Strophe der Wunsch, an diesem Ort begraben zu sein. Solche Gefühle zeigt ein ursprünglicher Mensch nicht, selbst wenn er sie hat. Wir nennen diese Lieder „O du mein-Lieder“. Sie haben bei vielen schon das echte Volkslied verdrängt.

Welche Gesichtspunkte müssen uns nun bei der Liedwahl leiten? Hier ist in erster Linie wichtig, mit wem wir singen. Ein Lied taugt nicht für alle. Liebeslieder wollen wir nicht mit Kindern singen, Jägerlieder nicht mit Mädelsgruppen, Wiegenlieder nicht mit Burschen, Kinderlieder nicht mit Erwachsenen. Es ist nicht schön, wenn ein kräftiger vierstimmiger Chor ein zartes Wiegenlied singt, wobei die Bässe aufdringlich untermalen. Innerhalb dieser Gruppen besteht aber wieder ein großer Unterschied der Schwierigkeitsgrade. Das Hauptübel mißlingender Singveranstaltungen liegt darin, daß man seine Fähigkeiten überschätzt. Besonders unsere altbayerischen Lieder und ihre Jodler erfordern ein hohes Maß an Musikalität und Übung. Sprünge von 9 bis 10 Tönen sind hier nichts Setenes.

Das oberdeutsche Lied bevorzugt die Mehrstimmigkeit. Zumeist begnügen wir uns mit einem einfachen zweistimmigen Satz. Der Ausdruck „Satz“ ist irreführend, den er setzt voraus, daß er kunstmäßig erzeugt wurde. Der ursprüngliche Volksliedsänger befaßt sich aber nicht mit Fragen des musikalischen Satzes, sondern er singt zu einer Grundmelodie eine zweite Stimme und bei sehr viel Musikalität eine dritte drunter oder drüber und die tiefen Männerstimmen „tean zuawebassen“. Dabei entsteht ein

eigenartiger Volkssatz, der seine Grundlagen in der diatonischen Harmonik hat. Die Poliphonie ist bei uns nicht volksmäßig, wenn sie auch heute von vielen „Volksliedsetzern“ angewandt wird. Der Jodler folgt hier manchmal seinen eigenen Gesetzen im Nacheinand und Füreinand, obwohl auch hier nicht leicht von der Diatonik abgewichen wird. Dies gilt für das lebendige Volkslied. Etwas anderes ist es bei den alten Liedern des 16. Jahrhunderts. Die Grundlage alles Singens sollte das Volkslied sein.

Ein anderer Gesichtspunkt ist der stimmungsmäßige Gehalt der Lieder, die wir lernen wollen. Um die Lieder lebendig zu machen, müssen wir sie mitten ins Leben stellen. Wir müssen ein Abendlied auch als Abendlied singen und in einer fröhlichen Zeit heitere Lieder, im Frühling „Im Fruahjahr, wann's grean werd“ und im Herbst Jägerlieder. Innerhalb dieser Unterscheidungen von Jahres- und Tageszeiten gibt es noch eine Menge Unterscheidungen nach Gefühlswerten. Hier immer das Richtige zu finden, erfor-

dert große Erfahrung. Es genügt nicht, ein Lied nach der ersten Zeile auszuwählen, wie es allgemein der Brauch ist. So kommt es, daß das eigentliche Ehestandslied „Fein sein, beinander bleiben“ zum allgemeinen Gemeinschaftslied geworden ist. Auch der Rhythmus ist entscheidend: Einmal singen wir die „fetzaten“, das andere Mal die „staaden“ Lieder. Unter „fetzat“ verstehen wir die rhythmisch betonten und floten, unter „staad“ die ruhigen Lieder.

Liederblätter sind für uns überflüssig, denn zum Lernen brauchen wir sie sicher nicht, und dann, wenn wir sie irgendwo singen wollen, haben wir sie sicher nicht dabei. Liederblätter haben wir nur für diejenigen, die später zu unserem Kreis hinzutreten und die Lieder, die wir bereits können, nachlernen wollen.

Überall, wo wir auch hinkamen und sangen, haben wir sofort Anschluß gefunden. Das Lied führte uns in die Herzen der Menschen. Das Lied machte uns zur Gemeinschaft und öffnete uns den Weg zu anderen Gemeinschaften.

Altbayerische Dorfkinder - Deutsche Kulturträger

Mitgeteilt von Eduard Stemplinger

Hunger Wolfgang

(1511—1555)

Der Wolferl vom Hungerbauern in Kolbing bei Griesstätt studierte in Freiburg i. Br. unter dem berühmten Humanisten Ulrich Zasius Rechtswissenschaft und wurde aus einem gelehrigen Schüler sein Freund. Durch seine Vermittlung wurde er Dozent in Bourges, wo er über Zivilrecht las. Hier wurde er zur Schrift linguae Germanicae vindicatio ange-regt, in der er rund 300 französische Wortstämme auf deutschen Ursprung zurückführte. 1540 wurde er nach Ingotstadt berufen, wo er schon 1541 das Rektorat führte und den bayerischen Prinzen Albrecht zu seinen Schülern zählte. Nach 3jähriger Tätigkeit am Reichskammergericht in Speyer wurde er bischöflicher Kanzler in Freising.

Sein bedeutendstes Werk sind die Annotationes (1566) zu Cuspinians Kaisergeschichte (De Caesaribus atque Imperatoribus Romanis 1540). Hier urteilt er u. a. über die Politik der Päpste Clemens IV. gegenüber Konradin und Johann XXII. gegen Ludwig den Bayern mit der größten Schärfe und greift zur Zeit des Augsburger Reichstags (1548) die römische Kurie aufs heftigste an.

Mitteilungs-Ecke

Aibling

Naturkundlicher Verein für das Mangfallgebiet

Sonntag, 2. September: Pilzwanderung in den Hofolding Forst. Führung hat der bekannte Münchener Schwammerlspezialist Professor Michael Merkl, dem Herr Saueressig assistiert. Treffpunkt: Bahnhof Sauerlach vormittags 9.30 Uhr. Diese Zeit ist leider für die Teilneh-

mer aus dem Rosenheimer und Aiblinger Gebiet sehr ungünstig, läßt sich aber nicht ändern. Wir treffen uns 6.04 Uhr am Bahnhof Holzkirchen und wandern nach Sauerlach.

Sonntag, 9. September: Pilz- und pflanzenkundliche Wanderung auf den Taubenberg. Führung Prof. Michael Merkl, München, und Schulleiter Wagner, Götting. Treffpunkt in Thalham vor Miesbach (über Holzkirchen, dort umsteigen), Bahnhof, vormittags 10.30 Uhr (oder bereits in Holzkirchen, Bahnsteig, 8.55 Uhr).

Arbeitsgemeinschaft südostbayerischer Käfersammler

Die Sektion für Coleopterologie (Käferkunde) im „Naturkundlichen Verein für das Mangfallgebiet“ wird zwecks Erforschung der südostbayerischen Käferfauna (einschließlich Ostalpen) und Anlage einer möglichst vollständigen Lokalsammlung auf breitere Basis gestellt und zu einer Arbeitsgemeinschaft südostbayerischer Käfersammler ausgeweitet. Alle Interessenten sind eingeladen, dieser Arbeitsgemeinschaft beizutreten, die monatlich abwechselnd in verschiedenen Orten tagen wird, um Fachvorträge zu hören, Sammlungserfahrungen und Käfer auszutauschen. Anschließend an die Tagungen werden gemeinsame Sammelexkursionen in die jeweilige Umgebung stattfinden. Beiträge werden nicht erhoben! Anmeldungen bitte an: Karl Braßler, Götting, Post Bruckmühl (Mangfall).

Heimatverein Wasserburg

Es wird bekanntgegeben, daß die Monatsversammlungen des Vereins auch ohne vorhergegangene besondere Ankündigung in der lokalen Presse jeweils am ersten Donnerstag im Monat bei Fletzinger um 20 Uhr stattfindet.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Münchendorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1951

September

Nummer 9

Die Dachform im bayerischen Alpenvorland

Von Theodor Heck

Vor einigen Wochen hat sich der Gemeinderat eines Marktes scharf gegen das „Steildachwesen“ ausgesprochen. Im vorigen Jahr kam es in Weilheim zu einer ähnlichen Stellungnahme, und auch anderswo in Südbayern stoßen die Meinungen gerade bei der Frage der Dachform — ob flach oder steil — immer wieder hart aufeinander. An und für sich ist dies ein erfreuliches Zeichen, das beweist, daß sich in einer Zeit fortschreitender Entfremdung vom Bodenständigen auch immer mehr Kräfte regen, die in oft leidenschaftlicher Weise für die Belange der Heimat eintreten, aber andererseits ist es bedauerlich, daß sich diese Heimatfreunde gegenseitig befehden, statt im Interesse des großen gemeinsamen Zieles einig zu werden. Und dies müßte doch eigentlich leicht möglich sein, denn im Prinzip wollen beide Parteien das gleiche, nämlich: bodenständig bauen, d. h. die Grundlage für das heutige Bauen auf dem Lande soll die sich im Laufe vieler Jahrhunderte entwickelte Ordnung aller Dinge sein. Der Streit über die Dachform kann also dadurch geschlichtet werden, daß wir diese Ordnung kennenlernen. Die Hausforschung gibt uns darüber Auskunft.

Betrachten wir zunächst das bäuerliche Haus. Die Dachgrenze — das ist die Linie, die das südliche, ehemals mit Legschindeln gedeckte Flachdach vom nördlichen, früher strohgedeckten Steildach scheidet — ist von dem verstorbenen bayerischen Bauernhofforscher R. Hoferer ziemlich genau festgestellt worden. Sie verläuft in Oberbayern ungefähr von etwas südlich von Landsberg — über Starnberg —, südlich von München, dem Nordwestrande des Ebersberger Forstes entlang, zwischen Erding und Dorfen in Richtung Landshut. Für den Stadel zweigt sie in Hohenlinden ab und geht über St. Wolfgang — Reichertsheim — nördlich Kraiburg — Ampfing — Pleißkirchen. In unserem Gebiet hat also das

Wohnhaus und der mit ihm verbundene Stall stets ein Flachdach, ebenso der Stadel mit Ausnahme eines schmalen Streifens am Nordrande des Landkreises Wasserburg und der nordwestlichen Hälfte des Landkreises Mühldorf, wo er ein Steildach trägt. Wie es zu dieser Grenze kam und warum sie beim Stadel anders liegt als beim Wohnhaus, darüber wird in einer demnächst in der „Heimat am Inn“ erscheinenden Arbeit über das bayerische Bauernhaus berichtet werden. Für unsere heutige Betrachtung genügt es, ihren Verlauf zu kennen. Daraus ist zu folgern:

Südlich dieser Linie ist für das bäuerliche Haus unbedingt das flache Dach am Platze, und zwar wäre zu wünschen ein wirklich flaches Dach und kein charakterloses Mittelding zwischen beiden Formen.

Mit dieser Feststellung ist aber die strittige Frage noch nicht gelöst. Die angegebene Grenzlinie gilt nämlich nur für das Bauernhaus, bzw. den Stadel. Alle anderen nichtbäuerlichen Bauten auf dem Lande hatten auch in unserer Gegend von jeher ein steiles Dach, und zwar nicht nur die Kirchen, Schlösser und Klöster, sondern auch die Pfarrhöfe, die Amtsgebäude, die bürgerlichen Landsitze, vielfach auch die größeren Wirtschaftshäuser (ehemalige Poststationen) und Mühlen, sowie auch die kleinen Handwerkerhäuser ohne landwirtschaftlichen Betrieb. Diese Ordnung — und eine solche ist es, wenn der Pfarrhof ein anderes Aussehen hat als ein Bauernhaus — müssen auch wir unbedingt berücksichtigen, wenn wir an die Tradition anknüpfend, also bodenständig bauen wollen. Das Steildach brachten die in der Völkerwanderungszeit in die schwäbisch-bayerische Hochebene einströmenden Bajuwaren mit. Das flachdachige Haus der Urbewölkerung wurde verdrängt und breitete sich erst später allmählich wieder aus. Die herrschende Schicht, der Adel, die Kirche, die staatliche Ver-

Einsiedler und ihre Kirchen im Inntal

Von August Leiß

Heilig Kreuz in Windshausen

Am Fuße des Kranzhorns, im Raume — sozusagen im Niemandsland — zwischen dem bayerischen und österreichischen Zollhaus steht die Kirche Heilig Kreuz. Sie dient den Bewohnern der Ortschaft Windshausen als Gotteshaus, wenn der Pfarrer von Nußdorf, dem sie untersteht, hier manchmal Messe liest.

Ihre Erbauung verdankt sie nicht wie Kirchwald einem Einsiedler, sondern einer wunderbaren Begebenheit. Im Jahre 1677 hatte der hier nahe vorüberströmende Inn gefährliches Hochwasser, als der Schiffmeister Hupf auf zwei Lastschiffe mit teurer Ladung aus Tirol erwartete. Sie sollten hier anlegen, aber die gewaltige Strömung preßte sie so ungestüm ans Ufer, daß beide in größte Gefahr zu kentern gerieten. In höchster Not gelobte Hupf auf, an dieser Stelle ein Kirchlein zu bauen, wenn die Schiffe gerettet würden.

Sie landeten glücklich. Der Schiffmeister hielt sein Wort und erbaute diese Kirche. Auch sie gehört dem Barock an. Sehr eindrucksvoll ist das Altarbild, die Kreuzigung darstellend. Auch birgt das Kirchlein eine Kopie des Marienbildes von Lukas Cranach. 1950 erfuhr die Kirche eine verständnisvolle Renovierung.

In zwei Räumen des Turmes, einem Zimmerchen mit rußgeschwärzter Küche, lebten früher

waltung und dann auch das Bürgertum hielt am bajuwarischen Steildach fest. Das kleine Handwerkerhaus trug es wohl aus Zweckmäßigkeitsgründen. Bei den geringen Ausmaßen dieser oft nur einstöckigen Bauten erwies sich das Flachdach als unvorteilhaft und wurde vielleicht auch als unschön empfunden. Sogar die Bauern selbst gingen schon sehr frühzeitig dazu über, ihre kleinen Nebengebäude, wie Backofen, Austragshaus und andere, mit einem Steildach zu versehen. Dieses hat also in unserem Gebiet unbedingtes Heimatrecht. Es ist ein Irrtum, es als „nicht bodenständig“ abzulehnen. Im Gegenteil: man sollte das flache Dach als Vorrecht des Bauernstandes und dagegen Einspruch erheben, daß jedermann davon Gebrauch macht und es, wie überhaupt das ganze im Laufe der Jahrhunderte gewachsene Bauernhaus durch schlechte Formen karikiert. Wir finden unter diesen Landhäusern „im Gebirgsstil“ nur selten gute Lösungen, aber häufig Geschmacklosigkeiten, wie sie die Fremdenverkehrsindustrie auch auf anderen Gebieten des Volkstums — Lied, Tracht, Handwerk — eben mit sich bringt.

Uns ist nicht nur das früher selbstverständliche Gefühl für das Schöne und Gediogene abhanden gekommen, sondern viele rechnen heute bewußt mit der Anziehungskraft des Kitsches.

Es ist deshalb verfehlt, wie es in der eingangs erwähnten Gemeinderatssitzung geschehen ist, im Vertrauen auf den „Zeitgeschmack“ eine staatliche Bauaufsicht abzulehnen. Das bedeutete geradezu, jedem freie Hand zu lassen, unsere schöne bayerische Heimat nach seinem Gutdünken zu verschandeln.

die Eremiten. Die Säkularisation brachte auch dieser Einsiedelei das Ende, und zwar für immer.

Nuslberg

Wer zum erstenmal von Oberaudorf zum Nuslberg (auch Nußberg geschrieben) emporsteigt, der ist aufs höchste überrascht und entzückt, wenn er vom Gipfel plötzlich eine der prächtigsten Ausblicke des Inntals genießt. Da leuchtet der Kaiser herüber in seiner ganzen Herrlichkeit, und wenn der Besucher dann das Einsiedlerhäuschen neben dem Kirchlein erblickt, denkt er vielleicht: Hier ist gut zu sein! und ist geneigt, den Gründer dieser Klausen ob seiner glücklichen Wahl zu bewundern.

Wer so urteilt, vergißt aber, daß die sinnfrohe Freude an der Bergwelt ein Geschenk der neuen Zeit ist. Unseren Ahnen waren die Berge nur eine Welt voll Schrecken.

Doch hat die Gründung der Klausen auf keinen Fall etwas mit der Schönheit der Landschaft zu tun. Eine Legende erzählt, weidende Schafe der Thalbauern hätten da oben zur merkwürdigen Auffindung eines Marienbildes geführt, das an einem Baum hing. Das war 1516. Das Bild wurde in feierlicher Prozession nach Oberaudorf geholt und verblieb dort lange Zeit. Wann auf dem Nuslberg eine Kapelle erbaut und das Bild hinaufgebracht wurde, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Zweifellos geschah es nicht später als im 17. Jahrhundert, denn aus dieser Zeit, besonders aus den Schrecken des 30-jährigen Krieges, stammen die ersten Motivbilder. Sicher ist auch, daß seit dem 17. Jahrhundert Klausner dort oben wohnten. Mit einer mehrjährigen Unterbrechung nach der Säkularisation blieben sie bis 1912 oben. Seither ist die Klausen verwaist.

Die jetzt vorhandene Kapelle ist noch nicht alt. Die frühere, in der seit dem Besuch des Münchener Erzbischofs (1849) auch Messe gelesen werden durfte, war baufällig geworden und darum beschlossen die Bauern der Umgebung, aus



Blick auf Nuslberg

eigenen Mitteln eine steinerne Kirche zu errichten. Mühsam schleppten sie Baumaterial aller Art den steilen Weg hinauf und erlebten endlich (1875) die Freude, daß ihr Kirchlein eingeweiht wurde. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde es renoviert und bekam einen neuen Altar.

Einer Darstellung im Oberbayerischen Volksblatt zufolge ist es vor kurzem gelungen, eine alte, geschnitzte Marienstatue aufzufinden, die ursprünglich in der Kapelle auf dem Nuslberg gestanden war. Bei der Säkularisation, die auch diese Kapelle mit Abbruch bedrohte, verschwand dieses Marienbild auf rätselhafte Weise, zweifellos in der edlen Absicht, es vor Vernichtung oder Verschleuderung zu retten. Fast 150 Jahre blieb es verschollen. Nun aber wurde es in einer Kiefersfeldener Familie entdeckt und vor kurzem wieder auf den Nuslberg verbracht.

Schwarzlack

Wo sich das Inntal verbreitert und wie ein Trichter in die Ebene öffnet, erhebt sich als äußerster Eckpfeiler des Gebirges der Sulzberg. Auf seiner Kante, weithin leuchtend in das Flachland hinaus und tief in die Bucht des Inntals hinein, steht wie auf einem Kap die Wallfahrtskirche Schwarzlack. Ihre hellen Mauern laden wie das Licht eines Leuchtturms die Mühseligen und Beladenen von fern und nah zur Helferin, um hier Trost zu suchen. Neben der Kirche steht ein bescheidenes Gasthaus, einst die Wohnung des Einsiedlers.

Von der Gründung der Klausen berichtet die Legende, daß an einem Baum neben einem sumpfigen Tümpel, der „Schwarzen Lacke“, ein Marienbild entdeckt worden sei. Ein Mann, namens Georg Thanner, erhielt vom Schloßherrn auf Brannenburg die Erlaubnis, dort eine Klausen zu bauen und das Bild darin zu bergen. Später errichtete er eine hölzerne Kapelle und stellte das Marienbild darin zu allgemeiner Verehrung auf.

Doch war diese Kapelle bereits 1716 baufällig geworden und mußte ersetzt werden. Allein schon 1750 mußte daran gegangen werden, eine steinerne Kirche zu erbauen. Graf Maximilian von Preysing, der Schloßherr auf Brannenburg, legte selbst den Grundstein, kümmerte sich aber nicht weiter um den Bau und dessen Kosten, da er fast immer in Staatsgeschäften in München weilte. Sein Verwalter, dem am Bau viel gelegen war, verwendete Einkünfte der Güter zum Kirchenbau, was zu schlimmen Mißhelligkeiten führte und den Bau sehr verzögerte. Dazu kam noch ein Brand im Dach und so wurde es 1763, bis sie endlich eingeweiht werden konnte. Zur Weihe kam Graf Preysing selbst, legte einen Beutel mit Goldstücken auf den Altar und sprach: „Dies schenke ich der Muttergottes, damit sie den Fehler meines Verwalters gut mache und seine Schulden bezahle.“

Die von dem Maurermeister Philipp Müllauer aus Hausstatt bei Feilnbach erbaute Kirche ist einfach gehalten, birgt aber im Innern kunsthistorisch bedeutende Bilder von der Hand des einheimischen Bauernmalers Sebastian Rechenauer aus Schweinsteig, einem Hofe hoch über Schwarzlack. Es sind die Deckengemälde und vier Wandbilder, die Schrecken von Krieg, Was-



Schwarzlack

ser, Feuer und Krankheit darstellend. Eine Menge Motivbilder beweist das Vertrauen, das das Volk der Muttergottes von Schwarzlack zu allen Zeiten brachte.

Die Goldenen Samstage, wie sie auf Kirchwald gefeiert werden, sind auch hier seit 1763 üblich.

Das Einsiedlerhaus ist 1764 erbaut worden, nachdem das alte abgebrannt war. Es diente wie das frühere auch als Schule für die Kinder von Brannenburg und Groß- und Kleinholzhausen. Für den Schuldienst erhielt der Klausner pro Kind 15 Kreuzer Schulgeld im Vierteljahr und ließ für die Armen an Goldenen Samstagen eine Sammlung veranstalten, deren Ergebnis von den Behörden als Zuluße zum Schulgeld angesehen wurde. Außerdem standen ihm für das Läuten jährlich 3 Metzen Roggen zu.

Erst 1784 wurden die Klausner vom Schuldienst und die Kinder von dem weiten Schulwege befreit, da in den Dörfern eigene Lehrer angestellt wurden.

Aus der langen Reihe von Klausnern auf Schwarzlack verdienen zwei unser besonderes Interesse. Der eine ist der Nußdorfer Wirtsohn Kasimir Weiß, der hier jahrelang als Klausner lebte, später aber Einsiedler auf Kirchwald wurde und die dortige Kirche erbaute. Der andere war der ehemalige Rittmeister Max von Hartmann, der der damals allerdings sehr unruhigen Welt Ade sagte und als Frater Innozenz und Schullehrer bis 1772 auf Schwarzlack lebte.

Wie überall vertrieb auch hier die Säkularisation den Klausner. Der letzte hieß Johannes Lobendank.

Wenn wir auch von den Männern, die in diesen fünf Einsiedeleien lebten und wirkten, nichts über ihr Schicksal, ihre Sorgen und Leiden wissen, so bleibt noch eins: Wir verdanken ihnen ein paar der schönsten Wallfahrtskirchen, Horte der Gnaden für die Frommen und Bedrängten und zudem ein Schmuck der Landschaft. Auch haben sie in einer Zeit, da der Staat noch wenig für das Schulwesen tat, sich große Verdienste um die Volksbildung erworben.

Bauer, besinne dich!

Lange Jahre wußte sich urkräftiges Bauerntum, ererbte Stammeskultur, festgefügte Eigenart und tiefverwurzeltes Volkstum vor dem nicht immer fruchtbringenden zeitlichen Fortschritt zu schützen. Nun aber, da Maschine, Elektrizität und Bildung sich längst notwendigerweise auf dem Lande Eingang verschafften und nicht zu unterschätzende Vorteile brachten, drohen Ahnenerbe und Schollenstolz, Naturverbundenheit und Gottesglaube zu wanken, trotz Heimatbewegung und Heimatschutz.

Schon das äußere Dorfbild hat sich in den letzten 50 Jahren wesentlich verändert. Der Sinn für das Einfache, für malerische Wirkung, freundliche Anpassung an die Umgebung ist teilweise geschwunden. Städtische Vorbilder verdrängten die bodenständige Bauweise. Damit sei natürlich nicht gesagt, daß das Zweckmäßige und Praktische zurückzustehen habe, daß soziale und wirtschaftliche Verhältnisse, Anforderungen an Gesundheit und Bequemlichkeit nicht die nötige Berücksichtigung finden dürften. Im Gegenteil! Der bayerische Landesverein für Heimatpflege, die Bauberatungsstellen bei den Landesbauämtern, das Landesamt für Denkmalspflege wissen unter Wahrung des heimatischen Stils immer das Nützliche mit dem Guten zu verbinden.

Schauen wir uns im Innern eines modernen Bauernhauses um! Nur selten ist hier mehr charakteristische Heimatkunst erhalten. Wo einstmal kunstfertig geschnitztes oder bemaltes Mobiliar die Räume gemütlich gestaltete, steht heute fabrikmäßig hergestellte Dutzendware. Man vermißt farbenfrohes Fayence- und leuchtendes Zinngeschirr in Schüsselrahmen und „Glaskastl“; statt glasbemalter Heiligenbilder, schmuck in Darstellung und Farbe, hängen geschmacklose Oel-druckbilder an den Wänden. Pietät- und ehrfurchtlos wurde zum größten Teil der gediegene altväterliche Hausrat verkauft, weil man sich des Alten, Unmodernen schämte und Städtisches dafür eintauschen wollte. Landleute! Hört, wenn auch reichlich spät, die gutgemeinte Mahnung, wenigstens die letzten Reste vergangener Volkskunst treulich zu hüten und zu schätzen. Es sind Kulturgüter, die sonst unwiederbringlich der heimatischen Scholle verlorengehen.

Was die Kleidung anbelangt, so hat diese längst ebenfalls städtische Formen angenommen. Statt der prächtigen Tracht kleidet man sich heute auf dem Lande modisch. Daß aber diese Mode ganz und gar entgegen aller bäuerlichen Einfachheit ist, daß hohe Stöckelschuhe und dünne Seidenstrümpfe zweckwidrig sein können und ein seidenes Kopftuch, ein goldbeorteter Trachtenhut einem pausbackigen, naturfrischen Landmädels weit besser zu Gesicht steht als ein Strohhut oder Filzhut, will heute bei der ländlichen Jugend nicht mehr glaubhaft erscheinen.

Burschen und Mädels! Wie nüchtern wirkt die jetzige städtische Kleidung gegenüber den malerischen Bauerntrachten! Sie sind und bleiben ein Zeichen urwüchsigen, unverdorbenen Geschmacks.

Begleiten wir das bäuerliche Volk bei Arbeit und Feiern, in seinem überlieferten Brauchtum durchs weltliche und kirchliche Jahr, so müssen wir auch hier mit Bedauern feststellen, daß wenig Liebe und Ehrfurcht mehr dafür vorhanden ist.

Während früher der Zeitenlauf eine Reihe von Festen brachte, die kraftvolle Heimatgebundenheit atmeten, ergibt man sich heute städtischer Scheinkultur und wesensfremdem Vergnügen. Allmählich fielen religiöse und weltliche Sitten der Vergessenheit anheim, und was noch im Volk erhalten blieb, wird in Unkenntnis des innerlichen Wertes achselzuckend betrachtet. Man übersieht, daß in all den echten Volksbräuchen bodenständige Kultur steckt, in der der Wellenschlag vergangener Jahrhunderte nachpulsiert.

In diesem Zusammenhang sei auch an das heutige gesellige Leben im Dorfe erinnert und ein kurzer Vergleich zu früher erlaubt. Während in vergangener Zeit Herrschaft und Gesinde Ruhe und Erholung in der Familie suchten, bei Abendplaudereien sich gedanklich verbunden fühlten und an Sagen, Ueberlieferungen, Erklärung von Naturerscheinungen Phantasie und Gemüt bereicherten, ist die Geselligkeit nunmehr ins Wirtshaus verzogen. Alle Sonn- und Feiertage eilt die Jugend zu einer anderen Tanzmusik, in Kino und Theater. Man weiß nichts mehr von sinnigen heimatischen Feiern, Umzügen und Umritten am Funkensonntag, im Mai, auf Pfingsten, an Johanni, während und nach der Ernte, auf Kirchweih, Martini und anderen Tagen des Jahres.

Was ferner die heutige Stellung des Landvolkes unter dem Worte Kulturkrise kennzeichnet, ist das allmähliche Plauerwerden im religiösen Leben. Während der Landmann früher all sein Tun in tiefer Religiosität auf Gott bezog, Saat und Ernte, Glück in Haus und Stall in Abhängigkeit vom gütigen Himmel stellte, macht sich, dem aufmerksamen Beschauer nicht entgehend, teilweise eine äußere, Scheinreligion bemerkbar, von welcher man selbst in kirchlichen Kreisen offen spricht. Hier muß vor allem der gute Einfluß der Familie, die starke führende Hand des Vaters einsetzen, um die Jugend, dem schlechten Einfluß am leichtesten zugänglich, auch innerlich stark und widerstandsfähig zu machen. Bekanntlich baut nur der auf festen Grund, der Gottvertrauen in sich trägt.

Ueberschauen wir den Gegensatz zwischen ehemaliger Dorfkultur und heutigem ländlichem Leben, dann wäre es natürlich unrecht, wollte man den Bauern allein dafür verantwortlich machen, daß er altüberkommene Sitte und Art geringschätzend über Bord geworfen hat. Das lange im argen liegende Bildungswesen auf dem Lande und die verderblich wirkende Landflucht, nicht zuletzt der von Jahr zu Jahr zunehmende Verkehr, die regere Verbindung zwischen Stadt und Land, alles das waren begünstigende, treibende Kräfte.

Noch ist es nicht zu spät, die heutige Dorfkultur zu erneuern, wenn wir in unseren Kindern Sinn und Verständnis für die Schönheiten ländlichen Lebens wecken und Heimatliebe in ihr Herz pflanzen.

Die Chronik

1281. Selbst die Wohlhabenden waren in diesem Jahr froh, wenn sie ihren Hunger mit Haberbroten stillen konnten. Der Mangel an Brotfrucht außer Haber verteuerte auch die anderen Bedürfnisse. Dazu würgte die Menschen noch der Seuchentod.

Das Kirchlein von Kleinholzhausen im Landkreis Aibling

Von Anton Bauer, Hochstätt

Es gibt in unserem lieben Bayernlandl viele Orte mit dem Namen Holzhausen. Dieser Ortsname erinnert uns an den Waldreichtum der Rodungszeit und bedeutet: „Bei den Häusern im Holz.“

Auch im Landkreis Aibling liegen Orte dieses Namens, ein Holzhausen in der Nähe des berühmten alten Wallfahrtsortes Tuntenhausen und ein großes und kleines Holzhausen bei Brannenburg im Inntal, Groß- bzw. Kleinholzhausen genannt.

Kleinholzhausen gehörte kirchlich seit je zum Bistum Freising, Dekanat Aibling, und zur Pfarrei Au seit Errichtung dieser Pfarrei um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Um diese Zeit mag der Ort, der durch Teilung der Höfe größer geworden war, sein erstes Kirchlein im spätgotischen Stile erhalten haben. Die Freisinger Bistumsmatrikel vom Jahre 1315 kennt eine Kirche in Kleinholzhausen noch nicht. Erst jene von 1524 führt ein Gotteshaus „S. Joannis Baptistae in Kleinholzhausen“ auf. Es war konsekriert und feierte am Sonntag nach St. Gallus sein eigenes Kirchweihfest. Dieses erste Kirchlein stand nach mündlicher Ueberlieferung bei der Tennenbrücke des Rinklbauernhofes, dessen Hausname auf das hier und in Derndorf einst ansässige Geschlecht der Ringler zurückgeht. Von diesem abgebrochenen Kirchlein weiß man nicht viel. Die Visitation im Jahre 1560 schrieb ins Protokoll, daß es „verprunnen“. Die Kirchenrechnungen 1722 bis 1724 lassen uns wissen, daß damals der Feilbacher Kistler Wolfgang Möslner einen neuen Altar „samt geschnittenen Laubwerch“ um 27 Gulden gemacht hat, zu dem der Aiblinger Bürger und Bildhauer Anton Nickl die „Bildnusen Joan et Pauli Marterer 3 1/2 Schuech“ geschnitten hat. Der Neubauer Maler Thomas Urscher hat die Fassung besorgt. Schon zehn Jahre nach Aufstellung des neuen Altars war man mit dem Kirchengebäude selber nicht mehr zufrieden. Es war baufällig, es war damals auch die baufreudige Barockzeit! Die Heimat selbst stellte viele tüchtige Bauhandwerker und geschätzte Kirchenbaumeister: Die Mayr und Millauer von der Hausstatt bei Litzldorf, die Dinzenhofer von Au, Oberullpoint und aus dem Guggenhof am Brannenberg. Abraham Millauer baute allein nach eigener Aussage fünfzehn neue Kirchen im bayerisch-tirolischen Grenzgebiet. Um 1710 war die Litzldorfer, um 1720 die Auer Pfarrkirche erbaut worden. Lassen wir uns kurz die Baugeschichte des heutigen Kirchleins von Kleinholzhausen nach den Kirchenrechnungen erzählen!

1732 hat man, „nachdem dieses Gottshaus Alters halber sehr paufällig, mithin die hechste Notdurft gewesen, solches von Grund auferpauen zlassen“, nicht nur die nötige Genehmigung seitens der geistlichen und weltlichen Obrigkeit erholt, „sondern auch zu besserer Bequemlichkeit unweit des alten Gepeus einen andern Grund hierzue ausgesehen“. Baumeister war Abraham Millauer, der am 15. Mai 1683 beim Huber in Elbach auf die Welt gekommen ist, am 8. Februar 1706 die Maurermeisterstochter Barbara Mayr von der Hausstatt geheiratet hat und am 30. November 1758 gestorben ist. Der Zimmermeister ist nicht genannt. Die Schmiedearbeit wurde an Hammer-schmied Andreas Mayr in Litzldorf, die Glaser-

arbeit an Bartlme Matternmayr in Aibling, die Schlosserarbeit an den Aiblinger Schlosser Leonhard Gogl und die Schreinerarbeit an Kistler Georg Schmid zu Litzldorf vergeben. Der Auer Kupferschmied Egid Gleisl fertigte die „Knöpf und Kreuz auf den Turn und das Kirchendach“.

Im nächsten Jahre, 1733, wurde der Neubau verputzt, geweißt, ausgepflastert, mit Kirchenstühlen versehen und eingepunkt. 1739 hat „Abraham Millauer, Maurermeister ab der Hausstatt“ ein neues Pflaster in der Sakristei gelegt, dessen Steine der Steinmetz Dominikus Raspichler von Feilbach geliefert hatte. Altar und Kanzel hat man aus dem alten Kirchlein wieder verwendet.

Die Rechnung vom Jahre 1740 weiß uns einiges über die feierliche Einweihung des Kirchleins zu erzählen. Johann Millauer, Maurerpalier, hat zu der Einweihung den Altar „verworfen“ und andere Arbeit dabei verrichtet. Von diesem Hausstatter Palier meldet das Auer Sterbebuch, daß er 1747 mit 34 Jahren „in Landckfort“ gestorben sei. Was mag das für ein Ort sein? Der festliche Tag der Weihe war der 17. September. Mit der Kirchweihe und der Altarsweihe war die Glockenweihe verbunden. Die Weihe vollzog der Freisinger Weihbischof Johann Ferdinand Freiherr von Pödingheim, der seit 1722 Propst vom Petersberg bei Flintsbach, seit 1730 Weihbischof von Freising war, der 1756 verstorben und im Dom von Freising bestattet ist.

Vor wenigen Jahren wurde das Kirchlein, dessen Geschichte wir nun kurz kennengelernt haben, in opferwilligem Sinn restauriert. Ein feines, helles und betames Kirchlein! Wert eines Besuches und liebevoller Betreuung. Die heutige Kanzel ist aus der Zeit des Empirestiles um 1800, der jetzige Hochaltar aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Er trägt auf der Rückwand eine interessante Inschrift auf einem morschen Papierzeitel: „Joseph Weidinger Maler Son zu Ebbs.“ Auch eine in hellblauer Farbe aufgemalte Kartusche im Rokokostil: „I. W.“ Die Figuren der heiligen Wetterherren Johannes und Paulus zu beiden Seiten des Altares dürften noch vom alten Altar von 1722 sein. An ihrem Festtag, am 26. Juni, ist Au früher mit dem Kreuz hierher gekommen. Da der Weg naß war, nannte man dieses Kreuzgehen nach Kleinholzhausen „die Pfarr aus patschen“.

Buchbesprechung

Im Kommissionsverlag der Gemeinden Westerndorf St. Peter und Marienberg (Pfaffenhofen) ist 1951 ein kleines, um 1,20 DM erhältliches Büchlein erschienen unter dem Titel „Die Hausnamen der Pfarrei Pfaffenhofen am Inn. Eine kurze Haus- und Hofgeschichte.“

Der Verfasser, Pfarrer Stephan Flötzl von Pfaffenhofen, hat damit nicht nur seinen Pfarrangehörigen, sondern allen Heimatforschern und Interessenten eine recht gediegene und von langjährigem Fleiße zeugende Arbeit an die Hand gegeben. Mit Recht bezeichnet er die Hausnamen als alte bäuerliche Adelsnamen, denen neben den Orts- und Flurnamen eine besondere Bedeutung für die Heimatgeschichte zukommt. Wir empfehlen das Büchlein wärmstens und hoffen und wünschen, daß es manchen Pfarrherrn oder Bürgermeister aneignen möge, in seinem Bereiche ebenfalls die Hausnamen zu sammeln, zu behandeln und herauszugeben.

Das Kloster bei den Seen

Von Benno Hubensteiner, Neumarkt St. Veit

Zwischen weichem Ufergelände, zwischen Schilf und Moos, ein verlandender See. Und mitten im seichten Wasser treibt die Klosterinsel wie ein flaches Medaillon: grühdunkle Bäume, helle Gebäudeflügel, davor einprägsam und beherrschend die zwei grauen Achtecktürme des Münsters. Das ist Seeon, das Kloster „bei den Seen“, wie der althochdeutsche Name sagen möchte . . .

Aber schon führt uns, am alten Friedhofskirchlein von St. Walburg vorbei, der Fahrdamm auf die Insel hinüber, und zwischen niedrigen Häusern und breiten Baulichkeiten spannt sich der schlichte Kirchengiebel: ein paar Stufen, ein barocker Portalsturz, darüber in der Nische die Madonna mit dem Kind. Und man spürt es förmlich, wie man auf einmal über die Schwelle eines Jahrtausends schreitet und in eine Vorhalle tritt, die noch älteste bayerische Romantik ist. Ein ottonischer Bau — in Oberbayern der einzige, der sich erhalten hat! Ein romantisches Portal tut sich auf, und linker Hand gibt eine romanische Säule mit alten Rundbögen den Zugang zur Grabkapelle St. Barbara frei.

Die Barbarakapelle! An beiden Längswänden dämmern die Abtgrabmäler aus der spätgotischen Zeit, schließen sich zusammen zu einer einzigen Galerie altbayerischer Charakterköpfe. Vor dem Altar dann das marmorne Stifterhochgrab, das Abt Simon Farcher kurz vor 1400 hat errichten lassen. Ein strenger, bärtiger Mann mit Rüstung und Schwert, den Wappenlöwen zu Füßen, so mochte sich dabei der spätgotische Steinmeißel den Pfalzgrafen Aribo vorstellen, der 994 hier das Kloster gegründet hatte. Und doch war dieser Gründer-Pfalzgraf aus dem alten Chiemgausegeschlecht der Aribonen sicher mehr: er muß Bischof Wolfgang von Regensburg und Abt Ramwold von St. Emmeram nahegestanden sein, und auch das neue Kloster auf der See-Insel war schon vom Anbeginn her erfüllt von der geistigen Weite des Regensburger Reformkreises. Adalbert, der erste Abt, kam von St. Emmeram in Regensburg; Gerhard, sein Nachfolger, schrieb lateinische Verse und war der Freund Kaiser Heinrichs II., des Heiligen. Und Abt Gerhard hat nicht nur 1021 das Kloster Weihenstephan eingerichtet, sondern auch in Seeon selber eine bedeutende Buchmalerschule begründet, deren Handschriften heute noch in München und Bamberg, Kassel und Trier, Salzburg und Wien, Rom und Paris auf den Bibliotheken liegen.

Doch wer zum erstenmal nach Seeon kommt, verlangt gar nicht so sehr nach Geschichte und Urkunden, sondern stürmt weiter, den Kirchenraum selber zu sehen. Auch hier ist die romanische Basilika des 12. Jahrhunderts noch im Kern erhalten, nur daß unter Abt Erhard Farcher der Meister Bürkel von Burghausen ein spätgotisches Netzgewölbe eingezogen und einen neuen Chor gebaut hat; im 17. Jahrhundert sind dann noch die Säulen ummantelt worden. Die Fresken an Gewölbe und Hochwand lassen aber bereits den frühen Barock spüren, und Orgel und Beichtstühle sind gutes Rokoko aus der Zeit um 1750. Trotzdem ist es kein Gemisch von Stilen, sondern alles fügt sich zu einer künstlerischen Einheit voll Charakter und Eigenwuchs.

Selbst an den beiden Chorpfeilern, wo seit 1850 ein paar hilflose neugotische Altäre dahinkümmerten, stehen jetzt wieder die gewaltigen Grabmäler der Aebte Honorat Kolb und Siegmund Dullinger, die auch schon im früheren Barock als Altarretabeln gedient haben. Gerade der Stein Honorat Kolbs ist ja ein Werk der berühmten Brüder Zürn aus Waldsee im württembergischen Schwaben, die die Fluchtelle des großen Krieges 1637 nach Seeon spülte, wo sie dann dem Abt gegen freien Tisch, freie Liegestatt und 400 Gulden in bar das Grabmal meißelten. Dieser Honorat Kolb, der sich schon bei Lebzeiten den Leichenstein setzen ließ, war vielleicht der bedeutendste Abt Seeons überhaupt: ein Bau-Prälat und „hervorragender Denkmals-



Wappen der Abtei Seeon

pfleger“, ein tüchtiger Wirtschaftler und ein wissenschaftlicher Kopf ersten Ranges. Er erweiterte die Barbara-Kapelle und ließ 1635 drinnen zwischen den Chiemseebergen die Wallfahrtskirche Maria-Eck bauen, schrieb eine klassische Hauschronik und brachte die Bibliothek auf nahezu 5000 Bände. Nicht umsonst war er ja einst an der Salzburger Universität auf der philosophischen Lehrkanzel gestanden. Und doch liegen über diesem Leben am Rand des großen Kriegs tiefe Schatten, und wirre Zeiten können auch das Tun des Lautersten verwirren. Nach fast zwanzig Jahren ruhmvoller Regierung des sträflichen Verkehrs und der Unredlichkeit beschuldigt, legte Abt Honorat 1652 die Mitra nieder und zog sich als müder, alter Mann ganz in sein geliebtes Maria-Eck zurück. Am 13. Mai 1670 ist er dort gestorben.

Es mag sein, daß es dann im 18. Jahrhundert,

wo sich andere Abteien fast verschwendeten an die barocke Kunst, in Seeon seltsam ruhig blieb. Aber dafür erblühte auf der stillen Klosterinsel die Wissenschaft, und allein schon ein kritischer Kopf wie Pater Fruktuosus Scheidsach kann für viele zählen. Und vor allem war in Seeon die Musik daheim wie höchstens noch in Andechs oder in Prüfening. Wir hören von Flöten und Bratschen, Zinken und Posaunen, die man fürs Hausorchester anschaffte; von einem Musiker wie dem Pater Otto Guzinger; von Pater Marian Wimmer aus Mühldorf, dem Hausfreund der Familie Mozart und gefeierten Singspieldichter, an dessen Namen sich die ganze Spätblüte des Salzburger Barocktheaters knüpft. Und muß man sich wundern, daß auch der junge Mozart immer wieder in Seeon zu Gast war? Er hat auf der Klosterorgel gespielt, 1776 dem Abt Augustin Sedelmayr das Offertorium in C-dur komponiert, 1769 seinem Jugendfreund, dem Pater Johann Hassy, das anmutige Offertorium an den Johannistag gewidmet.

Auch wir haben längst die Kirche verlassen,

sind um die Klosterbaulichkeiten herumgebogen, gehen jetzt auf schmalen Holzstegen nach Bräuhäusern hinüber. Und auf einmal fällt uns ein, wie das alte Seeon einst weitem bekannt war durch seinen köstlichen Reichtum an Fischen, und wie gerade Abt Benedikt I., der Fischersohn von Pavolding, alles tat, die Klosterfischerei vorzubringen. Für einen Altbayern gibt es ja kaum ein schöneres Lesen als die alten Aufzeichnungen, die uns die verschiedenen Fischarten des Sees so getreulich nach „gut“ und „schlecht“ auseinandersetzen: da gab's noch Hechte und Schaiden, Karpfen und Braxen, Blöckl und Buckl, Schrazen und Schleien.

Aber schon geht's dem Abend zu, wo die kleinen Formen des Tages auslöschen und nur die großen Linien bleiben. Etwa ein Umriss von der verhaltenen Kraft der beiden Achtecktürme drüben auf der Klosterinsel. Und ein leiser Wind hebt an, spielt mit der Wasserfläche, treibt die Seerosenblätter vor sich her. Seeon: es ist ein Bild voll Gesättigtsein und Reife, herb und zugleich wieder voll versponnener Schönheit.

Altbayerische Dorfkinde - deutsche Kulturträger

Mitgeteilt von Eduard Stemplinger

Lena Christ (1881—1920).

Im Handschusterhaus zu Glonn kam Lena Christ zur Welt, die uneheliche Tochter des Schmiedegesellen Christ aus Mönchsroth bei Dinkelsbühl. Ihre Vorfahren mütterlicherseits waren ausschließlich Kleinbauern und bäuerliches Dienstvolk in Glonn und Umgebung.

Vier Werke schrieb sie, die ihren Namen im bayerischen Schrifttum nicht mehr vergessen lassen: „Die Erinnerungen einer Ueberflüssigen“, „Moderne Bäuerinnen“, „Rumpelhanni“ und „Matthias Bichl“. Man lernt Lebensweisen kennen, von denen man keine Ahnung hatte: Das Idyll des kleinen Halbbauren, dessen Frau städtische Kostkinder aufzieht; die Lebenshaltung des Münchener Vorstadtwirtschaftspächters; das typische Schicksal der Pächtertochter und eine ziemlich typische Ehe in Kreisen untersten Bürgertums. Ein Mißgriff waren ihre „Lausdirndlgeschichten“ (Hofmiller). Dagegen war wieder ein voller Erfolg die drei Bändchen „Unsere Bayern anno 14—16“, die auf Erzählungen von Verwundeten aufgebaut waren. Sie trugen ihr sogar eine Einladung zur königlichen Tafel ein. „Da hat sie dann allerhand erzählt, von sich, von ihrem früheren Leben, von den Leuten der Münchenerstadt und von den Soldaten, manchen Scherz und manches Abenteuer. Es war ein sehr vergnügtes Mittagmahl, und der König und die Königin lachten herzlich, nur die Hofdame, die dabei saß, wurde bald rot, bald blaß“ (Benedix).

Leider machte sie ihrem jungen Leben selber ein Ende, da sie sich Bilderfälschungen schuldig gemacht hatte.

Petrus von Rosenheim (1380—1433).

In Wiechs bei Rosenheim geboren, unbekannter Herkunft, studierte er um 1400 in Wien, wurde 1403 Benediktiner in Subiaco; 1413 treffen wir ihn im Kloster Mondragone bei Capua, 1416 auf dem Konzil zu Konstanz; 1418—23 ist er Prior im Kloster Melk, zugleich mit dem aus Subiaco berufenen Abt Nikolaus Seyringer, die eine heilsame Reformbewegung einleiteten; Petrus gewann als magister studentium und Visitator in österreichischen Klöstern großen Einfluß. 1426—28 warb er erfolgreich für die sogenannte Melker Kongregation in den Benediktinerstiften Tegernsee, Weihenstephan, Benediktbeuern, Ebersberg, Biburg, Rohr, Aschbach, Scheyern u. a., visitierte die Augustinerklöster Dietramszell, Rottenbuch, ferner St. Peter und Nernberg in Salzburg. 1432—33 war er Mitglied der Reformdeputation auf dem Konzil zu Basel, auf dem er auch gegen Hus sprach.

Als Prediger war er allenthalben begehrt; sein opus sermonum de tempore (1431) enthält 92 Predigten.

Ferner begründete er den Literaturzweig der biblischen Memnonik (Gedächtnisstütze) in Deutschland. Als poetische Memnotechnik für die Hl. Schrift gab er das Roseum memoriale divinorum eloquiorum heraus, das unter verschiedenen Titeln oftmals sogar in Stettin (1670) aufgelegt wurde. Auch andere Gedichtsammlungen verraten große Formengewandtheit. In einem seiner Gelegenheitsgedichte preist er die schönen Täler, die milde Luft am fischreichen Tegernsee und den Wallberg mit seinen Heilkräutern.

Rosenheim. Das Museum, eine hervorragende Bildungsstätte. In seinen zahlreichen Abteilungen bietet unser Heimatmuseum für unsere Jugend eine unerschöpfliche Quelle des Wissens. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die Schulen Rosenheims, denen die Stadtverwaltung entgegenkommender Weise freien Eintritt gewährt, gerne die günstige Gelegenheit benützen, dem Museum einen Besuch abzustatten. Von den Schulen der Stadt hatten in diesem Jahre das Heimatmuseum besichtigt zwölf Klassen der Volksschulen, drei Klassen der Oberrealschule und eine Klasse der Berufsschule. Nicht minder groß war das Interesse auch der Schulen aus den Orten der Umgebung. Von diesen besuchten das Museum die Schulen Stephanskirchen, Kolbermoor, Halfing, Neubeuern, Frasdorf, Pfaffenhofen, Nußdorf und Aibling; sogar aus den entferntesten Orten wie Hart an der Alz, Mühldorf und Traunstein fanden sich Klassen mit ihren Lehrern ein. Bis Anfang September besichtigten insgesamt 1250 Schüler das Rosenheimer Museum, das ist mehr als die Hälfte aller Besucher. O. K.

Wasserburg. Am vergangenen Sonntag stattete der Heimatverein Wasserburg dem Heimatbund Mühldorf einen Besuch ab, um damit ein lang gegebenes Versprechen zu erfüllen. Rektor Fraitzl bereitete den Gästen einen herzlichen Empfang und übernahm es, ihnen die Sehenswürdigkeiten Mühldorfs zu erläutern. Als erstes führte der Weg zum Heimatmuseum, das im romantischen Nagelschmiedturm untergebracht ist und sich durch eine Sammlung von Bronzefunden auszeichnet. Eine eiserne Zweiselkette, wie sie früher bei Schiffszügen verwendet wurde, stach dem Wasserburger Museumsleiter besonders ins Auge — dank ihres Gewichts blieb sie den Mühldorfern erhalten! Ein wundervoller Blick über Stadt und Umgegend von der Plattform des 30 Meter hohen Turms belohnte diejenigen, die den beschwerlichen Aufstieg nicht gescheut hatten. Das Rathaus, schmuckvolle Brunnen aus dem 17. und 18. Jahrhundert, schwippenbogenüberspannte Gässchen, ein malerisches, loggiengeschmücktes Bürgerhaus, die Frauenkirche mit Wandgemälden von Professor Fugel und das Geburtshaus des Heimatdichters Fr. X. Rambold waren die nächsten Stationen auf dem Gang durch die altsalzburgische Stadt. Nunmehr übernahm H. H. Stadtpfarrer Klaffenberger die Führung. Die Pfarrkirche Sankt Nikolaus mit dem romanischen Turm, dem spätbarocken Langhaus und dem spätgotischen Chor, äußerlich drei Baustile vereinigend, beeindruckte im Innern durch die festliche Einheitlichkeit von Bau und Ausstattung im Stile des späten Rokoko. Nach der Besichtigung der Johanniskapelle und des schönen Pfarrhofes kamen die leiblichen Genüsse zu ihrem Recht. Zum Nachtisch servierte Rektor Fraitzl einen historischen Abriss über das „goldene Zeitalter“ Mühldorfs. Am Nachmittag ging die Fahrt weiter nach Neumarkt St. Veit. Benno Hubensteiner, den Wasserburgern bereits bestens bekannt, fungierte als ausgezeichnete Führer. In lebendigen Worten umriß er die wechselvolle Geschichte des ehemaligen Benediktinerklosters St. Veit, das zwar nur zwanzig Mönche beherbergte, trotzdem aber geistiger und kultureller Mittelpunkt des Rottales

gewesen sei. So lebte hier unter dem größten Abt von St. Veit, Marian Wiser, der von 1695 bis 1720 dem Kloster vorstand, der einzigartige Barockdramatiker Pater Otto Eicher. 1775 wurde Anselm Schuller, ein Wasserburger, Abt des Klosters. Aber von ihm hieß es, daß er nur für Hornvieh, Pferde und ein herrliches Bier sorgte, sonst aber den Dingen ihren Lauf ließ. Nun, die Wasserburger trugen es mit Würde. Die Klosterkirche, jetzt Pfarrkirche, ist in der Anlage der größte gotische Bau des Bezirkes Mühldorf. Die Besichtigung des Kreuzganges, des schönen barocken ehemaligen Refektoriumraums und der Pfarrkirche von Neumarkt beschlossen die Führung. Zum Tagesausklang trafen sich die beiden Vereine in Mühldorf zu einem geselligen Beisammensein. Prof. a. D. Kirmayer überreichte dem Heimatbund Mühldorf einen Merianschen Originalstich von Wasserburg. Die Mühldorfer hatten alles aufgeboten, damit ihre Gäste sich wohlfühlten. Die bajuwarische Vitalität des Mühldorfer Heimatbund-Vorstandes steckte bald alle an. Die Wasserburger schließen sich jedenfalls mit ganzem Herzen dem Wunsche Rektor Fraitzls an, daß diese ersten gegenseitigen Besuche nicht die letzten gewesen sein mögen. S. K.

Mühldorf. Am 3. September war Volksfesttreffen der Heimatbündler im Turmbräu-Festzelt. — Am 10. September Heimatbundabend im Vereinslokal. Programm: 1. Die Mühldorfer Tracht, entworfen von Fr. Dr. Barbara Brückner. 2. Fremdenverkehrswerbung im Kreis Mühldorf. Referent Rektor K. Fraitzl. 3. Geschichte der Stadt Landshut. Redner Benno Hubensteiner. — Abschied vom Mitglied Kooperator Schwemmer. — Am 16. September Besuch des Heimatvereins Wasserburg. Führungen in Mühldorf und Neumarkt St. Veit. — Am 28. September Lichtbildvortrag von Anton Legner. Thema: Unsere altbayerische Kunst in Beziehung zum übrigen Europa.

Bad Aibling. Naturkundlicher Verein für das Mangfallgebiet. Die für 30. September vorgesehene Tagung der Coleopterologischen Sektion des Vereins in Bad Aibling mit dem Referat von K. Braßler über „Die rezente Käferfauna des Mangfallgebiets“ wird auf Sonntag, 28. Oktober, 14 Uhr, verschoben. Dafür findet am Sonntag, 30. September, die letzte diesjährige Pilzexkursion des Vereins in das Forstgebiet Dürrnhaar—Aying (Bahnstrecke München-Ost — Kreuzstraße) zusammen mit der Bayerischen Botanischen Gesellschaft statt. Führung: Beinroth und Fr. Waas. Treffpunkt am Bahnhof Dürrnhaar vormittags 8.15 Uhr. Wanderstrecke zirka 10 km. Rucksackverpflegung. Rückkehr ab Aying gegen 17.30 Uhr. Bei jedem Wetter. — Einladung ergeht auch zur Teilnahme an einer Veranstaltung des Bezirksbienenzuchtverbands Bad Aibling am Sonntag, 7. Oktober, 14 Uhr, im Saal des Hotels Schuhbräu, Bad Aibling. Es spricht der bekannte Bienenphysiker Dr. A. Büdel, München-Großhadern, über „Wärmewirtschaft im Bienenvolk“.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1951

Oktober

Nummer 14

Der Bauernfriedhof

Von Lorenz Strobl

Mitten im Dorf, in Herrgottsnahe der Kirche, liegt der Bauernfriedhof, mitten im schaffenden Werkeln des hastenden Alltags. Die Lebenden wollen bei den Toten, die Toten sollen in der Nähe der Lebenden rasten und schlafen. Darum sind Friedhöfe außerhalb der Dorfgemarkung in Bayern recht selten anzutreffen.

Bei jedem Kirchgang wird den Verstorbenen ein Vaterunser, ein Weichbrunn, zum allerwenigsten ein stilles Gedenken geschenkt. Jung und alt gehen Tag für Tag im Friedhof aus und ein, bis sie selber grau und müd geworden, dort unter Blumen und Blüten ein stilles Plätzchen finden. Der erste Weg des Erdenbürgers geht durch den Friedhof zum Taufstein in die Kirche. Mit glücksfrohen Augen zieht das junge Brautpaar durch den Gottesacker zur Trauung und versäumt gar nie, am Grabe der Eltern Glück und Segen für die Zukunft zu erbitten.

Viele ländliche Feste gehen von der Kirche aus und ziehen durch den Friedhof in das lachende Bauerndorf hinaus. Und scheidet auch oftmals eine wehrhafte Trutzmauer mit Beinbrechern (ein Eisenrost, auf daß Tiere den Friedhof nicht betreten können) an der Eingangspforte den Gottesacker von den übrigen Bauernhäusern, so ist er doch eng und innig mit dem Dorf verwachsen, bildet mit seinen Blütenkerzen, Kreuzen und Steinen den würdigen Vorplatz zur Sammlung und Erbauung für das Gotteshaus.

In bunter Reihe schlafen sie, die Bauern, Güter, Handwerker und Tagelöhner, wie sie der Tod aus dem Leben geholt, wie sie draußen auf dem Acker, im Wald, in der Werkstatt und der Gemeinde mitsammen gewerkelt haben. In einem Sonnenwinkel liegt der Kleinkind- oder Unschuldsmörderfriedhof. An der Friedmauer, von wildem Wein umspannen, hängt ein verwaschenes Blechtäfelchen, schwer zu entziffern. Ein durchreisendes Bettelmensch hat sich auf der Straße den Sterb geholt und fern der Heimat hier die letzte

Ruhstatt gefunden. Ein finsterner Schattenwinkel, bedeckt von wucherndem Unkraut, Natternkopf und Beinwell, Lungenkraut und Nesseln, ungepflegt und wirr — das ist der Mörder- und Selbstmörderfriedhof. Die Bauern schlagen ein Kreuz, wenn sie zur Nachtzeit vorüber müssen, Schaurige Sagen und Mären geistern um diesen Erdenfleck.

An der Kirchenmauer sind in rotem Marmorstein die Gräber der letzten Herren des Dorfes. Sorgende Hände haben diese Platten aus dem Fußboden der Kirche oder den Hausgängen der Bauernhäuser genommen und in die graue Kirchenmauer eingelassen als Zeugen uralter Dorfgeschichte. Das Schloß ist zerfallen, kein Stein mehr auf dem andern, die Chronik geraubt, zergerüt, verloren oder den Flammen zum Opfer gefallen. An der Kirchenmauer sind noch die Schicksale der Schloß- und Dorfherren zu lesen. Eine Steinplatte berichtet, daß ein Bauernhof mit seinen sämtlichen Familienmitgliedern innerhalb zweier Monate ausgestorben war. Mit knöchernem Griffel hat der Würangel Pest diese Runen in den Stein gegraben. Nicht selten finden wir Kunde von Greuelthaten aus dem Dreißigjährigen Krieg, von schweren Unglücksfällen, Seuchen und Ueberschwemmungen. Viele Namen junger Menschen lesen wir vom Denkstein für die gefallenen Soldaten.

Ein jedes noch so kleine Dörflein hat seine Geschichte. Willst du davon erfahren? — Der Friedhof ist oft die lebendigste Heimatgeschichte der Orte, die in Stein gegraben alle Zeiten überdauern wird. Auf dem Friedhof liegen die stummen Zeugen längst verflüssener Tage und ihre Gräber sprechen zu jedem, der sie fragt.

Schöne Friedhöfe sind im bayerischen Oberland anzutreffen, wo die alte Schmiedezunft noch zu Hause, die wunderschöne Kreuze in der Weißglut hämmert mit Rosen und Ranken, mit

Männerliendl, Ranagl und Kolmannndl

Leonhardibrauch in Aigen am Inn

Am 6. November ist Leonhardi, ein gar wichtiger, festlicher Tag im Bauernkalender, vor allem im bayerischen Oberland, in Schwaben und in Niederbayern. St. Leonhard ist ja der Schutzpatron der Pferde und des Viehes. Leonhardiritte und Leonhardifahrten gehören seit Jahrhunderten zu den volkseigenen und schmucken Festen, die man bei uns auf dem Lande erleben kann.

St. Leonhard in Aigen (stattlicher Ort zwischen Pocking und Simbach) gehört zu den ältesten und bekanntesten Leonhardikultstätten Niederbayerns. Die Verehrung des hl. Leonhard in der dortigen Wallfahrtskirche erlebt an den drei „Goldenen Samstagen“ vor Kirchweihe und am 5. und 6. November jedes Jahres ihren Höhepunkt. Von nah und fern kommen die Verehrer des Heiligen aus dem Innviertel, Rottal und Bayerischen Wald, erlebten vom hl. Leonhard Hilfe und Fürbitte und opfern kleine schmiedeeiserne Opfertiere. Dieses „Viehablösen“ geschieht in der Weise, daß die Bauern gewöhnlich so viele schmiedeeiserne Opferfiguren aus dem Bestand der Kirche beim Mesner gegen Geld erstehen und dann beim Amte auf den Hochaltar darbrin-

gen, als sie zu Hause Pferde, Rinder, Schweine und Schafe besitzen. Hier handelt es sich also um eine sinnbildliche Weihe des Viehbestandes mit der damit verbundenen Bitte an den hl. Leonhard, Roß und Vieh vor Krankheiten und Seuchen zu schützen. Das Opfergeld gehört der Wallfahrtskirche, die in normalen Zeiten dadurch eine große Einnahmequelle hatte und manche Stiftung machen konnte. So steuerte sie zum Bau des Klerikalseminars Passau seinerzeit die erkleckliche Summe von 30 000 Mark bei.

Die Leonhardiwallfahrt in Aigen ist aber noch aus einem anderen Grunde bemerkenswert und weit und breit bekannt. In einer Bretterhütte, die an den Westturm der Kirche angebaut ist und den Namen „Würdingerhütte“ führt, liegen im Sandboden eigentümliche, grobgeformte Eisenklötze. Sie ähneln menschlichen Körpern ohne Arme und Beine und heißen im Volke „Würdinger“. Es ist anzunehmen, daß sich dieser Name von dem bayerischen Ministerialengeschlecht der Würdinger ableitet, das in der Heimatgeschichte im 9. Jahrhundert vorkommt. Der größte „Würdinger“ ist der „Männerliendl“.

Blumen und Blüten, mit Engeln und Sternen, mit Kunst und Sinn, mit Lieb und Sorgfalt.

Während auf dem flachen Lande all die kunstvollen Kreuze der früheren Generationen in dem finsternen Friedhofwinkel oder auf dem Kirchenspeicher vom Rost zerfressen lagern, wurden sie dort vor Jahrzehnten wieder vorgeholt, frisch gerichtet und auf die Gräber gestellt. Da schwingen die Eisenkreuze sich über all die Blumen zur Sonnenhöhe empor, zeigen mit den Kreuzespitzen den toten Seelen den Weg zur ewigen Heimat. Und dazwischen stehen die aus Eichen-, Buchen- und Birkenstämmen roh behauenen Holzkreuze. Diese Friedhöfe zwingen zur Andachtsstimmung, während die überladenen Prunksteine aus Marmor oder Granit niemals eine tiefe, innere Sammlung aufkommen lassen.

Eine liebe Harmonie und Einheit ist in diesen Totenstätten. Kein Unterschied zwischen arm und reich. Fast gleich muten den Beschauer die Kreuze an, und doch ist jedes verschieden vom andern, zeigt von heimischer Kunst und heimischem Fleiß. Dort schützt ein Eisentürlein die Namen vor Frost und Nässe, dort sitzen unter der Tafel an einem dünnen Draht winzige Gebetsperlen und bitten den Grabesucher um ein Vaterunser. Eine beschwingte Ranke greift aus dem Kreuz und trägt das Kupferweihebrunnkesselchen, in dem ein Zweiglein vom buschigen Segensbaum zum Wassersprengen liegt.

Gleichgeblieben ist auf allen bayerischen Friedhöfen der gleißende Blumenschmuck der Gräber, der mit liebender Sorge von ein paar alten Weiblein des Dorfes betreut und gehütet wird, die kein Sträuchlein Unkraut auf den

Wegen oder gar auf den Hügeln dulden. Schon vor dem ersten Lerchengesang und Schwalbenschuh brechen aus den Gräbern die ersten Schneeglöckchen und Märzbecher und nun beginnt ein Leuchten, Glühen und Prangen, das erst im Herbst mit den letzten Asten um die Allerseelenzeit ein Ende nimmt. Weh dem, der eine Blume vom Grabeshügel bricht oder stiehlt. Dem wächst nach dem Sterben die Diebeshand aus dem Grabe, außerdem er betet ein Vaterunser für den Verstorbenen und birgt die Blüte unter seinem Kleid.

Mit immergrünem Efeu sind manche Hügel umsäumt, und darauf blühen in allen Farben in Kranz-, Kreuz- oder Herzform gepflanzt: Totenblumen, Nelken, Stiefmütterchen, Schwertlilien, flammende Lieb, purpurne Fuchsien und Geranien.

Am Allerseelentag hat der Bauernfriedhof zum letztenmal den schönsten Feierschmuck angelegt und brennende Lichter in bunten Ampeln auf die Hügel gesteckt. Dann zieht die stille Winterruhe ein. Nur die frechen Kirchturmspatzen huschen die verschneiten Gräberreihen auf und ab und picken Blumensamen aus den dürren Stauden und Kränzen.

Wenn in Sturmesnächten der Wetterwind sich an der Kirchenmauer bricht, dann fangen die Grabkreuze mit den Immortellenkränzen und den kupfernen Wasserkesselchen das Klappern und Klingen an. Der Bauer, der im Wirtshaus sich vergessen, duckt sich ängstlich und schnell an der weißen Mauer vorbei, derweilen der Freithof mit dem grauen Kirchturm Zwiesprache hält von alten Tagen und altem Geschehen, das sie mitsammen geschaut und erlebt haben.

Er wiegt über 100 kg; es fehlt ihm aber der Kopf, der allein ein Gewicht von 35 kg hat. Der „Weiberliendl“ und der „Ranagl“ haben auch ein respektables Gewicht. Das „Kolmannndl“ und der kantige „G'wandzerreißer“, ebenfalls rohgeschmiedete Bildwerke, sind etwas leichter. Das noch kleinere „Fatschenkindl“ ist vor längerer Zeit abhandengekommen.

Was hat es nun für eine Bewandnis mit diesen klotzigen Votiven? Die plumpen, menschenähnlichen Figuren sollen angeblich aus dem Eisen geschmiedet worden sein, das die Wallfahrer dem hl. Leonhard in Gestalt von Hufeisen, Ketten etc. früher opferten. Sie gelten beim Volk als Sinnbilder der Zeugungskraft. Männer und Burschen versuchen gelegentlich der Wallfahrt in der „Würdingerhütte“ diese Eisenklötze zu lupfen und zu schützen. Das Volk glaubt, daß nur diejenigen die Kraftprobe bestehen, die sich durch besondere Sittenreinheit und ein ehrliches Gewissen auszeichnen. Sogar Frauen und erwachsene Mädchen messen sich in der Kraftprobe und versuchen, den „Weiberliendl“ auf die Schulter zu heben, was schon manchem Weiberleut zum Erstaunen der Zuschauer gelungen ist. Eine Bäuerin aus dem Rottal soll sogar einmal den „Männerliendl“ auf den Kirchturm hinaufgetragen, frei über die Brüstung hinausgestemmt und in den Gottesacker hinuntergeworfen haben, was dem Eisenvotiv den Kopf gekostet hat. So erzählt man sich heute noch in Aigen und im Rottal.

Am Nachmittag der Wallfahrt nehmen zuweilen über 100 festlich geschmückte Pferde und Wagen an der Leonhardifahrt teil.

„St. Leonhard vorm Himmelstor,
Wir reiten dir die Rösser vor,
Wir kommen zu Fuß herauf,
Halt uns deine Gnadhänd auf!“ S.J.

Die Chronik

Ca. 925 schenkt Herzog Arnulph (907—937) das Dorf Vierstett, Veresteti, in der Nähe von Rosenheim, das im 9. Jahrhundert eine Besitzung des Klosters Tegernsee war, den Grafen von Diessen-Andechs, wie die Urkunden des genannten Klosters besagen. Durch diese Grafen kam es an die von ihnen stammenden Grafen von Attl-Lintburg, später die Wasserburger genannt. (Nach Obb. Archiv, Bd. 1., S. 285)

973 befindet sich die Gräfin Wibert von Wasserburg unter den 12 hochadeligen Damen, welche von der Herzogin Judith, Gemahlin Heinrich I. (948—955), in das von ihr 973 neu gegründete Damenstift Niedermünster in Regensburg berufen wurden. Sie wird nach dem Tode der Herzogin 975 deren Nachfolgerin als Äbtissin der Benediktinerinnen. (Gumpelzheimer Chronik von Regensburg, Bd. 1, S. 132.)

1295. Der Winter von 1295 half den armen Leuten sparen. Man brauchte die ganze Zeit nicht zu heizen.

Landshuter Impressionen

Als Kehraus der Sommerarbeit unternahm der Heimatbund Mühldorf am 14. Oktober eine kunsthistorische Ganztagesfahrt mit zwei Autobussen nach Landshut. Landshut, eine Stadt voller Vergangenheit, doch keine gewesene Größe, sondern voll gegenwärtigen Lebens, erscheint in ihrer äußeren Gestaltung, trotz der Jahrhunderte, noch immer als eine gotische Stadt. So wirkt die Residenz, der erste Renaissancebau nördlich der Alpen, inmitten der gotischen Giebel als ein Fremdkörper. Jedoch unter der Führung des Stadtarchivars offenbarte der italienische Stil manche Reize, und löste von der kleinsten Intarsie bis zum großen Deckengemälde viel Bewunderung aus. Besonders beachtenswert ist das in ihr untergebrachte reichhaltige und wertvolle Heimatmuseum mit der umfangreichen Sammlung aus prähistorischer Zeit und der Gemäldesammlung aus den letzten fünf Jahrhunderten.

Unter der bewährten Leitung von Benno Hubensteiner wurden sodann die älteste Kirche Landshuts, die gotische Dominikanerkirche, im Innern heute rokokosiert, mit zum Teil gotischer und häßlicher klassizistischer Fassade, und die beiden Werke Hans Stethaimers, St. Jodok und St. Martin, besichtigt. Erstere durch Zutaten der Renaissance und Neuzeit in ihrer Raumwirkung herabgemindert, ist St. Martin das hohe Lied der reifen Gotik, eine Verherrlichung Gottes in Stein; und der Turm — einer der höchsten der Welt — dürfte auch einer der schönsten sein.

Dagegen umfaßt einem im Klosterhof von Seeligental mit seiner ruhigen Architektur des 18. Jahrhunderts und seiner Kirche im reinsten Rokoko eines Kumetsrainer und Zimmermann eine andere Welt.

Auf der Trausnitz mußte man sich einer stereotypen Führung anvertrauen. Angesichts der Raumgestaltung und der Malereien um 1750 sowie der schwülstigen Raumausstattungen Ludwigs II. war man von der Romantik der Altbauteile allgemein entzückt und genoß außerdem wiederholt die Aussicht auf das gotische Landshut und den weiten Blick über Niederbayerns Fluren.

Bei sinkender Sonne fand man sich zum gemütlichen Teil im neustädtischen Gasthof „Sonne“ zusammen. Ehrenmitglied Ing. Endraß sorgte hier mit seinen Rezitationen für eine muntere Unterhaltung. Nicht mehr sehr weit von Mitternacht wurde heimgefahren, mit dem Bewußtsein, einen Gang durch acht Jahrhunderte getan zu haben, von denen die Zeit der Gotik als stärkster Eindruck zurückblieb, einer Zeit, die uns Heutigen einiges zu sagen hätte.

F. K. Kelm

Butter in Volksbrauch und Volksweistum

Von Phil. Schmidt S. J.

Wir können uns heute unseren Frühstückstisch ohne Butter und unsere Kinder ohne Butterbrote als eines ihrer Hauptnahrungsmittel kaum vorstellen. Wie das Brot gehört sie auf den Tisch des Armen wie des Reichen. Ihr ehrwürdiges Alter reicht wie der Wein in biblische Zeiten zurück. Schon im 1. Buche Moses (18,8) wird sie erwähnt: „Und er (Abraham) trug auf Butter und Milch und setzte sie ihnen vor.“ In der Verheißung der Jungfrauengeburt heißt es vom kommenden Emanuel: „Butter und Honig wird er essen“ (Is 7,15). Wir wissen aus babylonischen Ritualtexten, daß ein Gemisch von Sahne (Butter) und Honig als Götterspeise galt und im babylonischen Kult sehr oft Verwendung fand. Auch nach den sibyllinischen Büchern und dem apokryphen Henochbuch werden die Seligen im Paradiese mit Sahne (= Butter) und Honig gespeist. Die hebräische und die verwandten Sprachen hatten kein eigenes Wort für Butter, sondern man bezeichnete mit demselben Wort Rahm, Butter und Dickmilch. Heute noch wird bei den Beduinen und den Bauern Palästinas wie vor Jahrtausenden die Milch zur Bereitung von Butter verwendet, die häufig das Oel ersetzen muß. Sie wird wie ehemals dadurch bereitet, daß man die Milch in einen Ziegenschlauch gießt, ihn hin und her schüttelt und mit den Fäusten schlägt. Eine alte Nachricht über die Butter stammt noch aus einem Bericht des griechischen Geschichtsschreibers Hekataios von Milet (um 500 v. Chr.), in dem es heißt: „Die Skyten bereiten aus Stutenmilch ein Fett.“ Für gewöhnlich brauchte man statt tierischer Fette Olivenöl zum Kochen, Braten und Backen. Römern und Griechen war die Butter als Nahrungsmittel wenig bekannt; sie wurde fast nur als Salbe und Heilmittel benutzt. Plinius schreibt in seiner Naturgeschichte (28,9): „daß die Butter (butyrum) die hochgewertete Speise der Barbaren aus der Milch der Rinder (Kühe) bereitet wird und daß diese Speise die Reichen vom Volke unterscheidet. Am fettesten sei die Butter aus der Milch der Schafe.“ Die Griechen lernten den Gebrauch der Butter von den Skyten und den Thrakern, die Römer von den Germanen, gebrauchten sie jedoch meist als Salbe zur Pflege des Körpers. Daß bei den Germanen die Butter auch als Salbe gebraucht wurde, deutet noch heute der in Skandinavien bestehende Name „Sehmeer“ (vom altdutschen chuosmero) an. Auch der in Süddeutschland vorkommende Name für Butter „Anken“ geht auf das altdutsche ancho, lateinisch unguentum (Salbe) zurück. Die hl. Hildegard von Bingen (1100—1179) kennt in ihrer „Physik“ die Butter nur als Heilmittel gegen Kopfschmerz und Augenweh und nennt sie „angosmere“, worin der Name anko (anken) anklingt, und in ihrem Buch „Causae et curae“ spricht die Heilige von der Butter (kusmalz) als Heilmittel gegen Geschwülste.

In Skandinavien war die Bereitung und der Gebrauch der Butter viel ausgedehnter und allgemeiner als in Deutschland. In allen Höfen waren große Buttervorräte aufgespeichert, die im Gegensatz zu Deutschland selten frisch, lieber alt und sauer gegessen wurden.

In Deutschland wurde anscheinend der Ge-

brauch der Butter durch die Klöster vervollkommen. Karl der Große bezog von dem Gut Anapsium als Zins 100 Schinken, 43 Pensen Käse und nur einen Scheffel Butter.

Wie das Brot, galt auch allen Völkern, die Milchwirtschaft betrieben, die Butter als etwas Heiliges. Es gibt viele Sagen aus Tirol und der Schweiz, die von schweren Strafen berichten, die die Butterschänder oder „Ankenfälscher“ trafen. Nach einer Sage in Kärnten versank da, wo sich heute die Hochalm Spitze erhebt, eine dereinst blühende und fruchtbare Alm, auf der die durch den Buttervorrat reich gewordenen Aelpler in ihrem Uebermut mit Käsekugeln auf Butterwecken schoben, vor ihren Augen mitsamt den Frevlern in die Tiefe.

In der Volksmedizin galt Butter als hochwertiges Kräftigungs- und Heilmittel gegen Gebrechen aller Art, gegen Augenleiden, giftigen Biß und Pest. Gegen Schwindsucht ließ man Butterdämpfe einatmen. Besonders wird die Maibutter als Arznei und Wundtrank gerühmt. Wie noch heute, galt auch die Buttermilch als kräftiges Heilmittel:

„Buttermilch vom Kübel
Vertreibt alle Uebel.“

Zudem wurde sie ebenso wie heute als Schönheitsmittel verwendet. Im Volksglauben rankt sich auf dem Lande, besonders da, wo das Buttern noch nicht wie in den Molkereien maschinell betrieben wird, ein ganzer Wust von Aberglauben. Man kann das verstehen, denn dem bäuerlichen Haushalt entsteht ein großer Ausfall, wenn die Milch nicht „buttern“ will. So herrscht auf dem Lande noch vielfach die Anschauung, daß Kühe, die wenig Milch geben oder solche Milch, die beim Kochen schäumt und aus dem Topfe sprudelt, behext sind. Butterhexen sollen bewirken, daß die Kühe abmagern, zittern und verfilzte Haare haben. Um den Zauber zu bannen, warf man als Gegenzauber einen goldenen Ehering in die Milch, steckte ein Messer (Eisen fürchten die Hexen) ins Faß, schlug das Faß mit Weidenruten oder legte einen Donnerkeil (keilförmige, oft durchlöchernte Steine) daneben. Am wirksamsten galt ein Butterstab beim Buttern oder Kirnen aus Schlehndorn, weil nach altem Volksweistum der Schlehndorn wie die Haselrute den Hexenzauber, der das Abschneiden der Butter verhindert, vom Butterfaß fernhalten soll. Hexen sollen den Geruch dieses Holzes nicht vertragen. Man will heute dieses Volksweistum damit erklären, daß etwaige elektrische Strahlungen, Erdstrahlen in der Nähe des Butterfasses den Butternvorgang erschweren oder gar verhindern, aber durch die „rutenbewegenden“ Kräfte oder Reizstreifen des Edelmetalls, des Wachholderholzes oder des Schlehndorns beseitigt werden. „Wunderbar tief müssen unsere Vorfahren in die natürlichen Zusammenhänge geschaut haben. Das taten sie auch, als sie die Wirkung des Schlehndorns auf die nicht butterfähige Milch beobachteten. Sie schlugen darum die Milch mit der Schwarzdornrute und entstrahlten sie auf diese Weise, trieben also die Hexen aus, schufen mithin Vorbedingungen, den Butternvorgang erfolgreich zu gestalten.“ (H. Fischer, Aberglaube oder Volksweisheit, Bres-

Die Malerfamilie Gaill

Von Geistl. Rat Jakob Albrecht, Pfarrer in Aibling

Im Zeitalter des Barock und Rokoko gab es nicht nur an den fürstlichen Residenzen und großen Städten namhafte Künstler, sondern auch in kleinen Orten. So ist in Bad Aibling neben dem Bildhauer Götsch, von dem in unserer Zeitschrift bereits die Rede war, der Maler Johann Georg Gaill zu nennen. Im Jahre 1726 hatte der Malersohn Josef Höttinger von Schwaz in Tirol die Malerstochter Maria Apollonia Fischer von Bad Aibling geheiratet, deren Vater Johann Georg Fischer als kunstreicher Meister gerühmt wird. Auch dieser Höttinger war nicht untüchtig, er ist der Schöpfer des Kreuzwegs in der Pfarrkirche. Unter dem 16. Januar 1731 erlaubte Papst Innozenz XII., daß der Kreuzweg, der bisher nur in den Franziskanerkirchen üblich war, auch in den Pfarrkirchen eingeführt werden durfte. Pfarrer Dienzenhofer beeilte sich, den Kreuzweg zu beschaffen und gab dem Maler Höttinger den Auftrag, die Kreuzwegstationen zu malen, war aber mit der Arbeit nicht zufrieden. Die Bilder seien schlecht gemalt, äußerte er sich. In unseren Tagen versicherte ein maßgebender Beamter des Landesamtes für Denkmalpflege, die Bilder seien sehr gut, es sei mancher Kreuzweg reproduziert, der dem in der Aiblinger Pfarrkirche nicht die Waage halten könne. Als Maler Höttinger nach verhältnismäßig kurzer Zeit mit Tod abging, verheiratete sich seine Witwe im Jahre 1739 mit dem Bauerssohn Josef Trinkl von Hilperting, der seines Zeichens ebenfalls ein Maler war. Trinkl heiratete, da seine Frau schon nach zwei Jahren das Zeitliche segnete, die Pfarrmesnerstochter Maria Apollonia Anzinger. Auch diese Ehe hatte keinen langen Bestand, da Trinkl schon im Jahre 1746 starb. Nun reichte die Witwe die Hand zum Lebensbunde dem Johann Georg Gaill, einem Sohne des Malers Johann Baptist Gaill von Friedberg bei Augsburg. Eine zweite Ehe ging der Genannte im Jahre 1753 ein mit der Wirtstochter Maria Ottilie Wäsler von Neubeuern.

Johann Georg Gaill war vor allem Freskenmaler und übte diese Kunst in verschiedenen Kirchen aus. Wohl sind uns nicht mehr alle seine Werke erhalten, aber immerhin kennen wir einige, die mit seinem Namen signiert sind. So finden wir im Chor der St. Leonhardskirche bei Weyarn ein Deckengemälde von seiner Hand aus

lau 1936, S. 179.) Ob diese Erklärung vor der Wissenschaft, die den Erdstrahlen sehr skeptisch gegenüber steht, standhalten kann? Oder ist hier doch alter Hexenaberglaube noch lebendig?

Der nüchterne Bauer kennt jedenfalls ein sehr probates Mittel, den Butterertrag zu sichern, und hat es in seinen Bauernsprüchen niedergelegt:

„Wer gut futtert,
Der gut buttert.“

Oder:

„Gutes Vieh, gute Streu, reichlich Futter,
Gibt fetten Mist, viel Milch und Butter.“

Dann wird ihm die Kuh, wie er sagt, ein lebendiges Butterfaß.

dem Jahre 1760, welches die Fürbitte des hl. Leonhard für die Gemeinde darstellt. Ein weiteres Gemälde aus dem Jahre 1772 am Gewölbe des Kirchenschiffes kündigt uns den Beistand des hl. Leonhard und der hl. Barbara in der letzten Not. Neben Deckengemälden in Kleinhelfendorf von 1751, in Reichersdorf und Kleinpienzenu haben wir auch noch solche in der St. Sebastianskirche in Bad Aibling. Ueber dem Hochaltar kommt zur Darstellung, wie die Bürger Aiblings ihre Herzen Maria aufopfern, über dem Kirchenschiff, wie Sebastian dem Kaiser Diokletian entgegentritt.

Sein ältester Sohn Franz von Paula Gaill, geboren am 8. August 1754, trat in die Fußstapfen des Vaters, bei dem er seine erste Ausbildung erhielt. Er bildete sich weiter in München bei den Malern J. J. Dorner dem Älteren und Chr. von Mannlich, arbeitete in Wien, Preßburg, Graz, Triest und Laibach und wurde gegen Ende des 18. Jahrhunderts kurpfalz-bayerischer „Gemäldegaleriedienner“, was gleichbedeutend ist mit Galeriedirektor, wie man ihn heutzutage nennen würde. Von Franz von Paula Gaill, der im Jahre 1811 starb, sind uns die beiden Seitenaltarbilder in der Sebastianskirche erhalten, von denen das Bild auf dem rechten Seitenaltar den hl. Georg und den hl. Ratold darstellt, das auf dem linken die unbefleckte Empfängene. Die Bilder sind mit den Jahreszahlen 1790 und 1793 versehen.

Franz von Paula Gaill hatte seinen Wohnsitz in München. Sein Sohn Wilhelm, der im Jahre 1890 mit Tod abging im hohen Alter von 86 Jahren, war ein bedeutender Maler und Graphiker. Seine Tochter Franziska vermählte sich mit dem bekannten Schlachtenmaler Peter von Heß, nach dem die Heßstraße in München benannt ist. Ein Bruder dieses Peter von Heß ist der Kirchenmaler Heinrich von Heß, dessen Bilder in der Allerheiligenhofkirche und Bonifatiuskirche leider dem zweiten Weltkrieg zum Opfer gefallen sind.

Franz von Paula Gaill hatte noch einen zweiten Sohn Johann Nepomuk Kaspar, der bereits als junger Mensch in den Orden der regulierten Chorherren in Polling eintrat und den Ordensnamen Gelasius erhielt. Das Kloster sandte ihn an die Universität Ingolstadt, wo er nach zwei Jahren im Jahre 1777 zum Doktor der Philosophie promoviert wurde. Nachdem er im Jahre 1780 zum Priester geweiht war, wirkte er von 1782 bis 1793 als Professor der Grammatik am kurfürstlichen Gymnasium in München. In dieser Zeit entstand eine Reihe methodischer Schriften für den Unterricht der Jugend, und es ist erstaunlich, wie vielseitig der junge Pater war. Es sind nicht nur religiöse Schriften, sondern auch solche über die lateinische und griechische Sprache, Geschichte, Erdkunde, Pflanzenkunde usw. Nach seiner Rückkehr in das Kloster wurde er Pfarrvikar in Mannbach und Deutenhausen, 1797 Kooperator in Apfeldorf am Lech. Er genoß solches Ansehen, daß ihn der Kurfürst 1802 zum Schulinspektor in Tölz ernannte. Es kam dann die Klösteraufhebung, die auch Pater Gelasius zwang, sein liebgewordenes Kloster zu verlassen.

Wenn's letzte Stündl g'schlag'n hat!

Alter heimatlicher Bauernbrauch um Sterben und Begräbnis

Nirgends ist der Gottesacker so mitten ins pulsierende Leben gestellt und von so rührender Schönheit, wie bei uns auf dem Lande. Im Schatten des Dorfkirchleins, abgeschieden und doch mitten unter den Lebenden ruhen hier die stillen Schläfer, Ahn und Urahn derer, die noch den Platz unter der Dorflinde mit lebhafter Daseinsfreude füllen. Hoch erhebt sich in der Mitte des Gottesackers oder als krönender Abschluß ein hölzernes Kreuz, das Wahrzeichen des Todes und der Erlösung. Schon nach außenhin zeigen alte Epitaphs, schmiedeeiserne Grabkreuze und hübscher Gräberschmuck die treue Verehrung, die Tiefe des Gedenkens, die man hier den Toten entgegenbringt. Noch deutlicher aber erkennt man diese enge Verbundenheit des Bauern mit seinen verstorbenen Angehörigen am reichen Brauchtum, das sich um Tod und Begräbnis rankt.

Es meld't si oans o!

Der Glaube ans „Anmelden“ eines Sterbenden ist noch heute bei unserem Landvolk verbreitet. Man versteht darunter die Ankündigung des Todes durch den Sterbenden in irgend einer Form, der keine natürliche Erklärung zugrunde liegt. Ein starker, unvermittelter Schlag im Hause, ein Rumpeln und Krachen, ein Knarzen und Pochen, irgend ein schrilles oder dumpfes Geräusch, als wäre ein Fenster zerbrochen oder würde Getreide umgeschaufelt, das plötzliche Stehenbleiben der Uhr, das Herunterfallen eines Bildes, ein rätselhaftes Stöhnen und Klagen, das plötzliche Unruhigwerden des Viehes im Stall usw., all das wurde als Anmeldung eines Sterbenden gedeutet, sofern diese Anzeichen unvermittelt erfolgten und ihre Ursache trotz gründlicher Nachschau nicht gefunden werden konnte.

„s Lichteinheben“

Lag der Kranke in den letzten Zügen, so hielt man ihm unter dem Gemurmel der Sterbegebete eine geweihte Kerze vor das Gesicht, ein Brauch, der unter der Bezeichnung „Lichteinheben“ bekannt war. Bett und Wände besprengte man mit Weihwasser, damit keine dämonische Macht Gewalt über die Seele des Sterbenden bekam. Andererseits sollten dadurch auch die Angehörigen vor Schaden bewahrt bleiben; denn es war allgemein der Glaube verbreitet, daß der Tod ein zweites Opfer fordere, wenn er nicht durch geweihte Mittel ferngehalten werde. So lange die Leiche im Hause lag, durfte ein Fremder darin nichts genießen, um nicht „den Tod hineinzunehmen“. In dem Augenblick, da des Sterbenden letzter Hauch sich aus der Enge der erstarrten Brust befreite, öffnete man die Fenster, um das Entweichen der abgeschiedenen Seele zu erleichtern. Alle Hausangehörigen erhoben ein lautes Jammern und Klagen, die Nachbarschaft eilte herbei und stimmte in das Wehgeschrei ein, wohl in der Absicht, die jetzt endgültig befreite Seele zu erschrecken und davonzujagen. Da der Seele irdischer Takt abgelaufen war, wurden die Uhren im Hause abgestellt. Sie durften nicht mehr ticken und schlagen, bis die Leiche über die Schwelle getragen war.

Das „Schiedungsläuten“

Sobald einer der „Nachst'n“ beim Pfarrer den Tod des Angehörigen meldete, wurde die „Züנגelocke“ geläutet. Beim Tod eines Mannes setzte der Mesner dreimal beim Läuten ab, beim Tode einer Frau zweimal, bei einem Ledigen einmal. Erklang das Sterbeglöcklein in einem hellen, singenden Ton, so tuschelten die Weibsleut von einem baldigen neuerlichen Todesfall in der Gemeinde.

Das „Seelweib“ („Einmacherin“)

Zeremonienmeisterin des gestrengen Gevatters Tod ist das Seelweib, auch Seelnonn' oder früher „Einmacherin“ genannt. Sie kleidet den Toten an. Männer erhielten ehemals als Sterbekleid eine schwarze Hose, den Brautrock, eine rote Weste, ein schwarzseidenes Halstuch und eine schwarzwollene Zipfelhaube. Frauenspersonen trugen auf dem Totenbette einen schwarzen Kittel mit Brustfleck und Schnürriemen und eine Spitzhaube oder Pelzkappe.

Die Totenbretter

Nach dem Ankleiden wurde der Leichnam früher auf ein linnenüberdecktes Brett gelegt, auf dem der Tote bis zur Beerdigung ruhte. Diese Totenbretter, die alsdann der Dorfschreiber bemalte und vereinzelt sogar mit Schnitzverzierungen versah, pflegte man nach der Beerdigung an Zäunen, Kapellen, Wegen und Stegen als Totenmale zum Gedächtnis der Verstorbenen aufzustellen. Inschriften gaben über die Personalien des Verstorbenen Aufschluß. Darunter stand dann gewöhnlich ein kurzes, sinniges Verslein. So ist zu lesen: „Auf diesem Brett hat geruht, bis er beerdigt wurde, der ehrbare N. N., Ausnahmsbauer von ..., gest. am 30. Jänner 1808, seines Alters 73 Jahre.“

„O Wanderer, stehe still,
Betrachte hier dein letztes Ziel:
Im Erdenschoß muß ich verwesen,
Was du bist, bin ich auch gewesen,
Was ich bin, wirst du einmal sein,
Drum schließ' in dein Gebet mich ein!“

Wenn später die Totenbretter nur mehr Gedenkbretter waren, so entsprach das eigentlich nicht dem Wesen des früheren Brauches. Schon die Inschrift auf den späteren Totenbrettern, die meistens folgendermaßen begann: „Andenken an die ehrengedachte Austragsbäuerin Frau N. N. etc.“ bewies, daß der Tote nicht auf dem aufgestellten „Leichladen“ (Totenladen) lag.

„D' Läng' nehmen“

War der Tote auf dem „Leichenladen“ erhöht gebettet, gab ihm das Seelweib einen geweihten „Beter“ (Rosenkranz) und ein Amulett (Benediktuspennig) in die gefalteten Hände. Dann nahm sie dem Toten „die Länge ab“, indem sie von einem Wachsstock ein Stück in der Länge des Verstorbenen herunterschnitt, dasselbe zusammenrollte und dann entzündete. Ein auf die Brust der Leiche gelegter Messerstahl sollte das allzurasche „Uebergehen“ verzögern. Der Strohsack, auf dem der Kranke verschieden war, wurde alsbald aus dem Hause geschafft und verbrannt. Zog der Rauch des Feuers in die Höhe, so deutete dies auf eine glückliche Urständ des

Verstorbenen, schlug er aber leckend nach dem Totenhaus, dann holte sich die abgeschiedene Seele sicherlich dort bald ihr Opfer, Mensch oder Vieh.

Die Entlohnung der Seelnonne war obrigkeitlich geregelt. Neben einer festgesetzten Gebühr in Geld hatte sie das Leintuch und Hemd des Verstorbenen sowie einen Laib Brot zu beanspruchen. So lange der Tote im Hause aufgebahrt lag, wurde die „Einmacherin“ von den Verwandten des Verstorbenen verköstigt. Man mißte streng, mit ihr gemeinschaftlich den Tisch beim Essen zu teilen, da sie als unrein galt. Nach der Beerdigung war man dem Seelweib an den vier folgenden Sonntagen Verpflegung schuldig.

Der Sarg

Die Sitte der Sargbestattung ist noch nicht sehr alt. Sie bürgerte sich bei uns auf dem Lande erst um die Wende des 18. Jahrhunderts ein. Wie schon erwähnt, wurden die Toten auf linnenüberzogenen Brettern der geweihten Erde übergeben; bei der Beerdigung wurde das Brett mit dem Toten so in das Grab gestellt, daß er mit den Füßen in der Grube stand. Man band den Leichnam los und ließ ihn vom Brett in das Grab gleiten. So ist auch die frühere Redeweise zu verstehen: „Der is scho lang nuntergrutscht“, wenn man der Tatsache Ausdruck geben wollte, daß diese oder jene Person das Zeitliche gesegnet hatte.

Etwa Mitte des vergangenen Jahrhunderts hatten die Särge noch keine Deckel; der Tote war nur mit einem weißen Tuch bedeckt.

„In d' Klag und d' Leich einsag'n“

Arme Weibsleut bewarben sich um das einträgliche Amt als Leichenbitterin, ein Brauch, der sich bis heute teilweise erhalten hat. Mit einer Kirm am Buckel wandern sie dorfaus, dorfein von Haus zu Haus, um die Leich einzusagen, d. h., im Auftrage der Angehörigen des Verstorbenen die Verwandten zur „Klag“ und die Bekannten zur „Leich“ zu bitten. Das geschieht gewöhnlich mit den stets gleichlautenden Worten, z. B.: „Der Selmerbauer z' Rotberg laßt bitten, am Montag um neune sein Wei' in d' Leich.“ Für dieses „Botschafttoa“ erhalten die Leichenbitterinnen in den einzelnen Häusern Brot oder einige Pfennige Almosen.

Das „Totenwachten“

War im Sterbehaus die Abendsuppe eingenommen und die Stallarbeit verrichtet, dann rüsteten die Erwachsenen im Dorfe zur „Totenwacht“, ein Brauch, dem man heute noch begegnet. Sobald sich die „Aufbleiber“ im Sterbehaus versammelt hatten, betete die Seelnonn' vor. Rote Wachsstöckerl flammten auf, Perle um Perle des Rosenkranzes gleitete durch die arbeitschweren Hände. Während der Gebetspausen wurde Bier, Branntwein und Brot gereicht. Diese Sitte, auf das Seelenheil des Verstorbenen zu essen und zu trinken, entsprang dem uralten Väterglauben, daß der Tote zu seiner Seelenwanderung einer Wegzehrung nicht entbehren könne. Stunde um Stunde verrann in Andacht und Gebet. Jetzt werden bei den Totenwachten nur noch drei Rosenkränze gebetet.

„s Klänk'n und s' Aussegna“

Nachdem Angehörige und „Gnachte“ am Tage des Begräbnisses von dem Verstorbenen unter tränenreichem „Röh'n“ Abschied genommen hat-

Besucht eure Heimathäuser



Unser Bild

zeigt das Heimatmuseum Mühldorf am Inn



ten, nagelten Nachbarn den Sarg zu und stellten ihn im Hausflöz so auf, daß die Füße zur Türe hinausschauten, damit er nicht mehr zurückkehre. Verließ der Geistliche die Kirche, dann wurde mit der kleinen Glocke geläutet, was man „klänk'n“ hieß. War die Leiche ausgesegnet, setzte sich der Leichenzug in Bewegung. Die Ministranten läuteten unterdessen die „Röck'n“.

Der letzte Weg

Auf dem Wege zum Gottesacker wurden Jünglinge und Jungfrauen sowie Wöchnerinnen, die im Tod als rein galten, von vier Jünglingen bzw. vier Jungfrauen zu Grabe getragen. Verheirateten Toten erwiesen Nachbarn nach alter Gepflogenheit den letzten Liebesdienst. Sie schaukelten ehemals auch das Grab aus. Kindsleichen wurden im offenen, blaugestrichenen und mit Blumen und Kranzen verziertem Sarg bis zum Eingang des Friedhofes getragen. Die Ordnung des Trauerzuges regelte die Ortssitte. Ein kleiner Knabe bzw. ein Mädchen der Nachbarschaft trug das umflorte, hölzerne Grabkreuz, das bei Kindsleichen von weißer, bei Erwachsenen von schwarzer Farbe ist und so lange auf dem Grabe bleibt, bis es verwitterte. (Der Brauch ist heute noch üblich.) Ehemals wickelte man um dieses Grabkreuz geweihtes Wachs, damit der böse Feind dem Verstorbenen kein Leid zufügen sollte. Nach der Beerdigung brachte die „Einmacherin“ dieses Wachs in die Kirche, wo es zum Anzünden der Kerzen und Wachsstöckeln verwendet wurde.

Fortsetzung folgt

Altbayerische Dorfkinder - deutsche Kulturträger

Mitgeteilt von Eduard Stemplinger

Geiß Johann Ernest (1810—1875)

Der Geißbauernsohn von Vorderhasselberg bei Ruhpolding wurde bei seinem Großvater, einem Kürschnermeister in Trostberg, erzogen. Er studierte in München, wurde 1835 zum Priester geweiht, Kurat und schließlich Benefiziat in München.

Jede freie Minute widmete er geschichtlichen Studien; deshalb blieb er zeitlebens in München und verzichtete auf eine Pfarrei, um vor allem auf der Staatsbibliothek arbeiten zu können. Der Historische Verein von Oberbayern besaß in ihm eines seiner eifrigsten und kenntnisreichsten Mitglieder.

Er schrieb eine Geschichte der Pfarrei und Kirche St. Peter in München, die Geschichte von Högelwörth, der Pfarrei Trostberg, des Klosters Frauenchiemsee, des Schlosses Stein u. a. Seinen reichhaltigen handschriftlichen Nachlaß besitzt die Bücherei des Historischen Vereins von Oberbayern („Geissiana“).

Orterer Georg (1849—1916)

Der Lehrerssohn von Wörth bei Erding widmete sich auf der Universität München der Philologie, namentlich den orientalischen Sprachen. Die Lösung einer Universitätspreisaufgabe verschaffte ihm ein Staatsstipendium zur Fortsetzung seiner Studien in Italien, Frankreich und England. Da ihm das liberale Ministerium Lutz die akademische Laufbahn verschloß, ging er in den Mittelschuldienst und zur politischen Betätigung über, die ihm nicht bloß die Wahl zum Abgeordneten der bayerischen Zentrumspartei, sondern auch bald eine führende Rolle zwies. Seit 1883 war er Abgeordneter des bayerischen Landtags, 1884—92 Reichstagsmitglied, seit 1899 Landtagspräsident.

Seine dienstliche Laufbahn verlief in ähnlich rascher Folge: 1892 wurde er Gymnasialrektor in Eichstätt, 1909 am Luitpoldgymnasium in München, 1896 Mitglied des Obersten Schulrates.

Seine politische Führung, die kein Nachgeben und keinen Kompromiß kannte, die Schärfe seiner Äußerungen, das wenig liebenswürdige Wesen schufen ihm viele Feinde in Presse und Gesellschaft.

Hören wir einen Unparteiischen, Josef Hofmiller: „Ich habe ihn vielleicht besser gekannt, als all die Leute, die über ihn, für ihn und gegen ihn geschrieben haben. Er war nämlich mein Professor in Freising in der 8. Gymnasialklasse... Später habe ich ihn wiederholt als Kommissär gehabt und seine Ueberlegenheit und Gewandtheit bewundert. Keine Spur von Pedanterie. Gegen die Prüflinge das verkörperte Wohlwollen. Bemerkenswert waren seine weichen, frauenhaft zarten, kleinen Hände. Ich glaube, daß er nur durch die Borniertheit von Lutz in die Opposition gezwängt wurde. Er wäre eine Zierde jedes Hochschullehrstuhls gewesen, geistig un-

gemein regsam, vielseitig, kein Fachmensch, in vielen Disziplinen zu Hause. „Zusammensehen“ war sein Grundsatz bei Prüfungen, nicht Einzelwissen... Orterers Unterricht war höchst anregend. Wenn er gut aufgelegt war, machte er schlagfertige Witze und konnte herzlich lachen... Die Politik war für ihn ein Vorliebnehmen. Im Grunde war er Wissenschaftler und seine Neigung gehörte der Linguistik.“

Mitteilungs-Ecke

Mühldorf. Monatsprogramm des Heimatbundes: 8. Oktober Versammlung im Freilassinger Hof: Fremdenverkehrswerbung im Kreis Mühldorf. Referent Rektor Fraitzl und Benno Hubensteiner. Schwimmbadneubau: Referent Alois Oelmeier. — 14. Oktober Vereinsfahrt nach Landshut: Bericht.

Wasserburg. Unser Heimathaus wurde heuer u. a. von vielen Schulen besucht: Drei Klassen der Volksschule Wasserburg, dann Klassen der Volksschulen Altenmarkt, Amerang, Babensham, Ebersberg, Edling, Eiselfing, Evenhausen, Flintsbach, Garching, Griesstätt, Haag, Isen, Kirchensur, Kirchseeon, München-Pasing, Ramsau b. Haag, Reichertsheim, Tattenhausen. Ferner Berufsschule Wasserburg, Angerkloster München, Riemerschmidsche Handelsschule München, Englisches Institut Haag, Oberrealschule Mühldorf, Universität München, die Volkshochschulen Fürstfeldbruck, Landshut und Miesbach. Zusammen waren dies 1594 Besucher. J. K.

Götting (Mangfall)

Die Tatsache, daß unser schönes Mangfalltal durch Industrien und Siedlungen immer mehr verschandelt wird, hat eine Reihe von Heimatfreunden aus den Landkreisen Rosenheim, Aibling, Miesbach, Tölz und Wolfratshausen zusammengeführt und zur Gründung eines „Mangfall-Vereins“ veranlaßt. Der ausschließliche Zweck dieses Vereins, dessen Satzungen denen des bekannten Isartalvereins entsprechen, ist die Erhaltung und der Schutz der Mangfall-Uferlandschaft. Der Verein erhebt keine Beiträge, so daß es jedem Freund der Natur und der Heimat möglich ist, beizutreten und damit seine Stimme im Kampf um die Erhaltung des letzten Restes unberührter Natur zu sichern. Wer mittut, meldet sich bei K. Bräbler, Götting, Post Bruckmühl.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Klumayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1951

November

Nummer 11

„Der erhebt Stein“ Georg des Fraunbergers

Fast prallt man zurück, wenn man ihm gegenübertritt, dem Jörg Fraunberger, der zu Hohenburg gesessen, und der sie alle, die seines Geschlechts waren, an frommen Stiftungen und Schenkungen noch weit übertraf. Riesig ist der rote Marmorstein — und so urwüchsig hebt die Gestalt aus dem Stein sich heraus, daß man erschrecken mag, wenn sie plötzlich im dunklen Westwinkel der Klosterkirche von Gars erscheint.

Der Grabstein des Fraunbergers hatte aber einst seinen Platz in der Andreaskapelle dieser Kirche, auf deren Altar schon früher der Herr des niederen Teiles der Grafschaft Haag Messe und Jahrtag gestiftet hat. Hier wurde er anno 1436 auch begraben, unter einem schönen erhebt Stein, wie Wiguleus Hund in seinem Bayrisch Stammen Buch zu berichten weiß. Und der alte Geschichtsschreiber wußte von den Fraunbergern alles ganz genau, denn er selbst war ein naher Verwandter von ihnen.

Ein „erhebt Stein“ bedeutet aber soviel wie eine Tumba — und hätten wir nicht die Notiz von Hund, wir könnten schon aus der Schräge der Platte und aus der nach außen fußenden Umschrift auf ein Hochgrab schließen. So rückt dieser Stein in die Reihe der großen altbayerischen Tumbengräber — zwischen das prächtvolle Grabmal des Pfalzgrafen Aribio zu Seeon und die einmaligen Hochgräber Wolfgang Lebs zu Ebersberg und Attel, um zugleich die Zeitspanne der besten altbayerischen Grabsteinplastik zu umreißen. Und die Herren von Haag legten Wert auf eine repräsentative und würdevolle Grabstätte — wie könnte sonst das Hochgrab des

letzten Fraunbergers und des letzten Grafen von Haag, Ladislaus, des Herrn „eines seltsamen Kopffs“, entstanden sein?

Aber dieser Grabstein von Gars ist auch in anderer Hinsicht noch interessant. Wie er da vor uns steht, wirkt er ganz selten derb und urtümlich. Und merkwürdig widerspricht diesem Eindruck die überaus präzise und qualitativvolle Feinarbeit am Zattelbesatz des Walfenrocks, am Rückenbehang und an den Seiten der Kugelbrust. Und wenn wir noch genauer hinsehen, dann merken wir, wie zu dem fast zierlichen Körper des Fraunbergers ganz und gar nicht der roh gearbeitete kleine Kopf auf dem ungeschlachten Hals gehört. Der Unstimmigkeiten gibt es noch mehrere. Die Quasten des Kissens, die Löwenmähen, die Haarfrisuren, das alles müßte gleich minutiös gearbeitet sein wie die feinen Gewandteile. Und statt des umgestürzten Kegels trugen die Fraunberger einen Federbusch als Helmzier. Wie ist das alles zu erklären?

Dieser Grabstein des Fraunbergers ist nicht vollendet worden. Er ist nur „gerauhwerkelt“ worden, aber die eigentliche künstlerische Feinarbeit ist weitgehend unterkriegen. Daher erklärt sich der merkwürdige Widerspruch zwischen den groben Formen des dekorativen und heraldischen Beiwerks und der trefflich ausgearbeiteten modischen Rittertracht. Den Kopf aber schiff erst nachträglich ein anderer zu, so gut er es konnte, aber er konnte es eben nicht besonders, am Werk seines Vorgängers gemessen.

Man steht da vor einer unvollendeten Schöpfung — und gerade dafür hat unsere Zeit ein offenes Auge bekommen. Man sieht

sich förmlich in die mittelalterliche Werkstatt des Meisters versetzt, man sieht, wie er den Stein zunächst rauherkt, auf die großen Umrisszeichnungen und dann von der Mitte aus mit der Feinarbeit beginnt und diese Stück für Stück ausführt.

Doch unser Meister hat den Stein des stolzen Fraunbergers nicht mehr vollendet, jenes Fraunbergers, der die besten Güter im „Isenkau“ dem Kloster Gars wieder einlöste, der ihm Schenkungen über Schenkungen machte und fromme Stiftungen obendrein, der anno



Die Grabplatte Georg des Fraunbergers in der Klosterkirche zu Gars, um 1436 Foto: Legner

1412 Kloster Ramsau gründete, weil er zu den fromm und gottselig lebenden Patres Augustinern ein Wohlgefallen geschöpft.

Wenn aber dieser Grabstein in seinen ausgeführten Teilen von solch künstlerischer Bedeutung ist, wer war dann der Schöpfer, der ihn dem freigebigsten unter den freigebigen Haager Herren fertigte?

Er kam aus der Nachfolge des großen Hans Heider, des Meisters eben jenes Hochgrabes zu Seeon, der von Peter Parlerscher Prager Domplastik beeinflusst, um 1400 die schönsten Grabplatten Südostbayerns dieser Zeit schuf,

der den Körpern eine neue Wirklichkeit, den Köpfen lebendige Charakteristik in knappsten Umrissen gab und dem ganzen Stein ein überaus prächtiges und reiches Gepräge. In seine Nachfolge gehört unsere Grabplatte, die einige Jahrzehnte später, um 1436, entstand.

Man möchte ein Bilderbuch altbayerischer Grabsteinplastik der Spätgotik haben und darin blättern können. Welch einen Reichtum künstlerischer Arbeiten würden wir erkennen, wenn wir die ganzen Tumben und Grabplatten beisammen hätten! Und wie lebendig würde die Geschichte unserer Heimat, wenn sie alle, die da wirkten, die Herren und Ritter, die Grafen und Pröpste, in plastischer Wirklichkeit an uns vorüberzögen!

Wenn man die Fülle dann sieht, ist der Fraunberger nicht mehr allein; selbst im gleichen Kloster tritt ihm eine ganze Menge zur Seite, von der die Grabplatte des Archidiacons Jakobus Hinderkircher mit dem einzigartigen Porträtkopf zum Bedeutendsten überhaupt gehört, was die Geschichte der spätgotischen Grabsteinkunst zu verzeichnen hat. Da rückt dann der Fraunberger wieder in seinen dunklen Winkel, aus dem wir ihn hervorholten und schaut uns wieder ganz unheimlich an und bedrängt uns mit seinem Speiß und seinem Schwert. Aber das alles ist nur Einbildung, ist eine Art Alpdruck vor dem mittelalterlich Unbekannten, der schnell wieder verfliegt. Denn ein solcher Grabstein verbindet uns mit der Vergangenheit, er ist gleichsam Vertreter der Welt von einst, der in die unsere herüberweist und von der einstigen erzählt — damit wir wissen, daß wir nicht von heute auf morgen leben, sondern damit wir unseren Schwinkel erweitern und mit dem Blick die Jahrhunderte umspannen, die Jahrhunderte unserer Geschichte, unserer Tradition, aus der heraus auch wir heute noch immer leben.

Anton Legner

Mitteilungs-Ecke

Tätigkeitsberichte

M ü h l d o r f. Heimatbundabend am 12. November: 1. Lichtbildervortrag von Herrn Lehrer Alois Markt, Mühlendorf: a) Innstadtbaulose, b) Erinnerungen an die Innschiffahrt. 2. Mitgliederwerbung für den Verkehrsverein Mühlendorf und Umgebung. 3. Festlegung des Termins zur Fahrt nach Palmberg zu Martin Greifs Grab und zum Besuch des Stampfl.

W a s s e r b u r g. In der Monatsversammlung des Heimatvereins am 8. November hielt Benno Hubensteiner einen Vortrag „Bayerische Barock-Dichtung“. Der Redner erntete von der zahlreichen Zuhörerschaft reichsten Beifall.

Wenn's letzte Stündl g'schlag'n hat!

Alter heimätlicher Bauernbrauch um Sterben und Begräbnis

Die bäuerliche Familienehre verlangte, daß hernach gerühmt wurde: „A schöne Leich' hot er g'habt, vui Leut san g'wen.“

Die Mannerleut tragen heute noch alle bei der Beerdigung einen schwarzen Ueberzieher, gleichviel, ob die Hundstage mit 30 Grad Sonnenhitze über den Fluren brüten oder eisiger Dezembersturm durch das Dorf jagt. Während der Trauerschleier der Frauen und Mädchen jetzt aus durchsichtigem, schwarzem, leichtem Gewebe besteht, am Hut befestigt wird und das Gesicht verdeckt, gab das Frauenvolk früher seiner Trauer äußerlich durch Tragen eines Bandes aus weißem Schirting mit schwarzem Spitzenbesatz Ausdruck, das es zahnbandartig um den Kopf schlang und oben in einer Schleife knüpfte.

Die Beerdigung

Noch etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ging der Beerdigung der Gottesdienst voraus. Man trug den Sarg vom Sterbehaus direkt in die Kirche und stellte ihn hier in der Mitte des freien Platzes vor dem Speisegitter nieder. Später trat an die Stelle des Sarges in der Kirche die heute noch bei Leichengottesdiensten zu sehende Tumba. Nach vollzogener Begräbnisliturgie und erfolgter Leichenrede des Geistlichen „dankte der Mesner die Leichengäste ab“. Dann zerschlug das Seelweib das am Grabe stehende „Weichbrunnenschüssel“, eine symbolische Handlung, die dem Verstorbenen das Verlassen des Grabes wehren sollte. Bestattet wurden früher die Leichen gewöhnlich mit dem Gesicht nach Osten, Priester dagegen in entgegengesetzter Richtung.

Der „Seelengottesdienst“

Ein weitverbreitetes Wort heißt: „Wer schön zählt, werd schön begrab'n.“ Reiche Bauern legten schon zu Lebzeiten fest, daß ihnen beim Tode ein Figuralamt mit mehreren Beimessen gelesen wurde; so viele Altäre, so viele Geistliche traten zu Seelenmessen heraus. Ministranten teilten an alle Kirchengänger Pfennigkerzl (Armesünderkerzl) aus, die dann während des Requiems gebrannt wurden. Das zweite Amt, das sich früher unmittelbar an das Hauptrequiem anschloß und bei dem der Rosenkranzpsalter von den Leuten laut gebetet wurde, war gewöhnlich nicht mehr so gut besucht.

Das „Opfern“

Beim Opfergang paradierte die ganze „Freundschaft“ und der weite Bekanntenkreis. Streng wurde hier auf Gegenseitigkeit kontrolliert. War eine Familie nicht vertreten, so ging man ihr eben auch nicht „auf die Leich“. Bis um die Jahrhundertwende erhielt jeder Kirchenbesucher beim Opfergang hinter dem Altare ein „Spendbrot“ (Wecken oder Semmel). In neuerer Zeit verteilt die Seelnonn' als Andenken „Sterbebuidl“.

Für den Mesner bedeutete ein „Totengottesdienst“ eine erfreuliche Einnahme. Für ihn wurden auf der Tumba die üblichen Naturalien bereitgestellt, was unter dem Namen „Auftragen“ oder „Aufsatz“ bekannt war. Gewöhnlich erhielt er einen Metzen Roggen, einen Laib Brot und drei „Dreißiger“ Mehl. Der Roggen

wurde da und dort auch in Geld bezahlt, teilweise bestand dieser „Aufsatz“ in Brot, Butterwecken und Eier in ungerader Zahl, die in einer Schüssel versteckt lagen. Einer alten Übung entsprechend spendete das Trauerhaus an den folgenden drei Samstagen jedesmal fünf größere Nudeln in einer Schüssel am Altar.

Das „Leicheinnetz'n“

Nach dem „Go'tesdeanst“ fanden sich alle „Leichengeher“ zum „Leicheinnetz'n (Leichentrunk, Leichenmahl) in der Taverne ein. Dazu lud nach dem zweiten Grabgang im Auftrag der Hinterbliebenen die Seelnonne öffentlich ein. Dieses standesgemäße „Einschwemmen“ der Leiche gehörte ehemals zur Totenehrung. Ein in der Mitte der Tafel auf einem Leuchter oder einem Brotlaib stehendes Seelenlicht verkörperte die geistige Anwesenheit des Toten. Der Brotlaib wurde hernach unter die Armen verteilt. Dieser alte Brauch wurzelte in der abergläubischen Anschauung, daß die Lebenden durch das Essen des Opferbrotes die Sündenstrafen des Toten in sich aufnahmen und ihm so seine Pein im Jenseits abkürzten. Im 18. Jahrhundert herrschte sogar die ländliche Sitte, den Teig für die Leichenmahlkrapfen in ein Tuch einzuschlagen und auf der Brust des Verewigten gären zu lassen. Eine churbayrische Verordnung vom 7. Juli 1803 räumte mit diesem wenig appetitlichen „Sündenessen“ ein für allemal auf.

Die Kosten des Leichentrunkes trugen die Erben. Standesbewußte Bauern sorgten in ihrem „Letzten Willen“ für ein Leichenmahl, das sich sehen lassen konnte und dem Verstorbenen allein schon ein gutes Andenken sicherte. Für des Magens Atzung sorgten Käse, Wurst und Brezen. Gab es Voressen und Fleisch, dann stellte das Trauerhaus je nach Zahl der Gäste ein kleineres oder größeres Stück Vieh zur Verfügung. In der Fastenzeit sah die Speisenfolge beim Leichenmahl Erbsensuppe, Bohnenknödl und Käse vor. Bier und Branntwein waren ebenfalls frei, so daß manches „Leichenräuscherl“ heimgetragen wurde. Die Teilnehmer bedankten sich bei den Hinterbliebenen mit einem „Vergelt's Gott für'n Leichentrunk“.

Während des Totenmahls trug die Seelnonn' eine Maß Bier auf das Grab und betete dort so lange, bis sie den Krug geleert hatte. Dem Pfarrer und Lehrer brachte sie ebenfalls zwei Liter Bier und vier Brezen ins Haus, wenn sie nicht zum Leichenmahl kommen konnten. Ein allgemeines Gebet mit Litanei beendete vor aufgestelltem Kruzifix mit flankierenden Kerzen im Gasthaus den Leichentrunk.

Der „Siebte“, der „Dreißigste“ und der „Jahrtag“

Der siebente Tag nach der Beerdigung vereinigte die Leidtragenden und nächsten Verwandten wieder in der Kirche bei einem Trauergottesdienst. Der „Dreißigste“ beschloß das Leichenbegängnis. Bei Großbauern entwickelte sich am „Dreißigsten“ noch einmal das ganze Leichengepränge: Vigil, Seelenamt und möglichst viele Nebenmessen.

Die Dientzenhofer aus Aibling und ihr Werk

Zum 225. Todestag Johann Dientzenhofers, 1726/1951. Von Aug. Sieghardt, Grassau im Chiemgau

Das Land um Wendelstein, Inntal und Mangfallgau, besonders aber die Stadt Bad Aibling, dürfen sich in diesem Jahr mit berechtigtem Stolz eines Landmannes — nein, einer ganzen Familie erinnern, deren Name unserer engeren Heimat zu Ehr und Ruhm gereicht und der in der deutschen Kunstgeschichte, in der Geschichte der deutschen Architektur, mit goldenen Lettern verzeichnet ist, bei uns in Oberbayern, in der Oberpfalz, in Franken und in Hessen. Sogar in der einst urdeutschen Stadt Prag und im Böhmerland wurde dieser Name noch vor wenigen Jahren mit Ehrfurcht und Bewunderung genannt, denn auch dorthin ist das künstlerische Genie, das von dieser altbayerischen Familie ausging, gedrungen — auch dorthin in der „Goldenen Stadt“ an den Ufern der Moldau hat es Werke von unsterblicher Bedeutung geschaffen, wenn man das im Land der heutigen Prager Machthaber auch nicht mehr wahrwissen will. Wir sprechen hier von der Familie Dientzenhofer, der berühmten süddeutschen Architektenfamilie, aus der in der frühen Barockzeit Baudenkmale von einmaliger Schönheit hervorgegangen sind. Ueber diese ist in Tageszeitungen und Zeitschriften und in Büchern viel geschrieben worden; herzlich wenig aber wissen wir von der Familie selbst, von der sich nicht weniger als sieben männliche Mitglieder als Baumeister und Architekten betätigt haben mit Erfolgen, die ebenso einmalig waren wie die Meister selbst.

Es ist das Verdienst des in München lebenden Baumeisters Kommerzienrat Dr.-Ing. h. c. Josef Rank, die Geschichte der Familie Dientzenhofer erforscht und das Lebenswerk der einzelnen Mitglieder auf baukünstlerischem Gebiet klar herausgestellt zu haben. Nach der von ihm angefertigten Stammtafel ist als Stammvater der im

Jahr 1614 in Aibling geborene Georg Dientzenhofer d. Ä. zu betrachten. Als eigentlicher Heimatort der fünf Brüder Dientzenhofer und ihrer Söhne gilt das hochgelegene St. Margarethen bei Flintsbach im Inntal, an dessen Bergkirchlein sich seit 1948 eine (auf Veranlassung Josef Ranks angebrachte) Gedächtnistafel befindet, die an die Brüder Dientzenhofer erinnert. Das Elternhaus derselben steht noch, es ist ganz aus Holz gebaut und noch gut erhalten, obwohl es aus dem Jahre 1542 stammt, also über 400 Jahre alt ist. (Auch in dem Dörfchen Kronwitt bei Feilnbach waren die Dientzenhofers ansässig.)

Begonnen haben die Dientzenhofer als einfache Maurer- und Baumeister, denen wir in unserer engeren Heimat zwei bedeutungsvolle Kirchenbauten verdanken: die gewaltige Rundkirche St. Johannes Baptista in Westerndorf am Wasen bei Pang unweit Rosenheims, die Bayerns größten Zwiebelturm trägt und in ihrer originellen Form einmalig ist in ganz Bayern, entstanden um 1670 durch Georg Dientzenhofer d. J., und die doppeltürmige Wallfahrtskirche Weihenlinden bei Aibling, die 1653/57 Propst Valentin Steyrer vom Kloster Weyarn als dreischiffige Basilika erbauen ließ. In älteren Schriftwerken liest man zwar, daß die Entwürfe zu diesem — schon den Geist der Spätrenaissance atmenden — Kirchenbau der genannte Propst selbst geliefert habe, die Forschung hat aber inzwischen festgestellt, daß Weihenlinden ein Werk der Dientzenhofer ist. Der 1642 geborene und 1689 gestorbene Georg Dientzenhofer (der nach einer anderen Lesart aus Willing bei Aibling gebürtig sein soll) hat in der Westendörfer Rundkirche eine Art Vorläufer geschaffen für seinen berühmt gewordenen barocken Dreipaßbau der Wallfahrtskirche Kappel bei Waldsassen im oberpfälzischen

Priester und Mesner würden auch beim „Dreißigsten“ je nach den Vermögensverhältnissen des Verstorbenen mit mehr oder weniger Gaben bedacht. Dem Hauptleidtragenden reichte die Seelnonne vor der Tumba eine auf einem Leuchter stehende brennende Wachskerze, in die sieben bis neun Geldstücke gesteckt waren. Die Kerze wurde um den Altar getragen und auf der Epistelseite als Opfer niedergestellt. Der zweite Hauptleidtragende erhielt zum Opfengang aus gleicher Hand eine zinnerne Kanne, in der statt des früher gegofferten Weines 24 Kreuzer in Geld lagen. Die haupttrauernde Weibsperson opferte einen Seelenwecken, die nächste Leidtragende einen Korb mit einer lebenden schwarzen Henne. Da die Henne gewöhnlich durch ihr Gackern den Gottesdienst störte, trat an die Stelle der Henne später ein „Vierundzwanziger“. Der Mesner bekam in einzelnen Orten am „Dreißigsten“ nur mehr Mehl nebst 17 bis 19 Stück weißen Nudeln in einer Schüssel, da und dort aber auch Eier, Brot, Butter, einen Seelenwecken und ein großes Stück Fleisch als „Aufsatz“ auf die Tumba. Beim zweiten Opfengang legten auch die Verwandten Spenden auf den Katafalk. Etwa um die Wende des 18. Jahrhunderts

kamen die Naturalien am Schlusse des Gottesdienstes auf das Grab, wo sie der Mesner erst am Abend in Empfang nehmen durfte. Vermögende Hinterbliebene ließen nach dem Gottesdienst am „Dreißigsten“ das „Spendbrot“ unter die Armen verteilen, eine kleine Gabe an Geld oder Brot.

Am „Jahrtag“ fand sich die ganze Verwandtschaft mit dem näheren Bekanntenkreise zu einem Requiem im Gotteshause ein.

Die Trauerzeit

Die Trauer- oder Klagezeit richtete sich ehemals nach dem Grade der Verwandtschaft. Mit scheeligen Augen wachte die Ortschaft über die Einhaltung dieser Regelung. Die Klagezeit betrug bei Eltern und Ehehälften ein Jahr, bei Schwiegereltern dreiviertel Jahr, bei Geschwistern ein halbes Jahr, bei Verstorbenen unter 15 Jahren drei Monate, bei weitschichtigen Verwandten in und außer dem Dorfe und bei kleinen Kindern vier Wochen. Während der Trauerzeit erschien das Frauenvolk in schwarzer Kleidung zum Gottesdienst. Für Männer gab es kein äußeres Zeichen der Trauer. Das Tragen des Trauerflors bürgerte sich erst viel später ein. S. J.

Stiftsland, nahe der tschechischen Grenze, den er 1680 schuf und die mit ihren drei kleinen und drei großen Türmen ein Unikum darstellt in der Geschichte der barocken Kirchenbaukunst in Bayern. Rank hat übrigens festgestellt (was bisher nicht bekannt war), daß die Dientzenhofer auch am Wiederaufbau des durch Brand größtenteils zerstörten Marktflückens Rosenheim maßgeblich beteiligt waren (um 1642).

Wie der genannte Georg Dientzenhofer d. J., der in Waldsassen, Prag und Bamberg namhafte Bauten erstellte, verlegte auch der 1648 geborene Wolfgang Dientzenhofer, der in Aiblinger Pfarrkirchenrechnungen oft genannt wird, das Feld seiner beruflichen Tätigkeit in der Hauptsache in die Oberpfalz, in die Amberger Gegend, wohl auch deshalb, weil sich der italienische Einfluß in seiner oberbayerischen Heimat immer mehr breitmachte. Die eigentliche künstlerische Ausbildung bekamen die Brüder Dientzenhofer aber in der Hauptsache in Prag, dessen Stadtbild sie maßgeblich durch ihre prachtvollen Frühbarockbauten beeinflusst haben. Dies gilt sehr stark von dem 1655 geborenen (und 1722 gestorbenen) Christoph Dientzenhofer, der 1686 in Prag das Bürgerrecht erwarb und mit seinem 1689 geborenen Sohn Ignatz Kilian Dientzenhofer der Stadt Prag den Charakter einer deutschen Barockstadt verlieh. Leonhard Dientzenhofer, geboren 1660, gestorben 1707, hat sich als fürstbischöflicher Hofarchitekt in Bamberg und im übrigen Oberfranken durch seine genialen Kirchenbauten ein unvergängliches Denkmal gesetzt; die Neue Residenz in Bamberg, die dortige St.-Michaels-Kirche mit Kloster und das herrliche Schloß Banz im oberen Maintal bei Staffelstein sind geradezu glanzvolle Bauschöpfungen dieses großen Künstlers.

Der jüngste der fünf Brüder, der 1663 geborene Johann Dientzenhofer, hatte es in seinem Beruf zu einer außergewöhnlichen Darstellungskunst gebracht. Bevor er in die Dienste des baulustigen Fürstbischofs Lothar Franz Graf von Schönborn in Bamberg trat, war er in Prag und in Fulda als Architekt tätig; in Fulda schuf er den prunkvollen Dom. In Bamberg baute er den bürgerlichen Palast der Concordia, eines barocken Wasserschlosses, in Bambergs Umgebung das großartige Gräflich von Schönbornsche Lustschloß Pommersfelden.

Sein 1702 geborener Sohn Johann Justus Heinrich Dientzenhofer arbeitete hauptsächlich in Bamberg, wo er Ratsherr wurde; das dortige Priesterseminar, die Propstei St. Getreu und das Dominikanerkloster samt Kirche sind seine bedeutendsten Bauwerke in dieser Stadt, die wie Prag durch die Dientzenhofer ihr barockes Gesicht bekam. Leider starb er schon im Jahre 1744. Der zuletzt gestorbene Dientzenhofer aus der Baumeister-Dynastie, der bereits erwähnte Ignatz Kilian, hat in Böhmen mindestens zwei Dutzend Kirchen und Klöster gebaut, dazu noch eine Anzahl Adelspaläste in Prag und Umgebung. In seinen Bauwerken ist die Kunst der Dientzenhofer zu ungeahnter Höhe emporgestiegen. Als er im Jahre 1752 starb, da erlosch auch der Stern der Dientzenhoferschen Kirchen- und Schlösserbaukunst, die im 17. und 18. Jahrhundert die profane wie die kirchliche Architektur monumentalen Stils so entscheidend beeinflusst hatte, in Deutschland sowohl wie in Böhmen, das man sich ohne die Bauwerke dieser genialen Künstler aus dem bayerischen Oberland nicht vorstellen kann.

Das Glaskastl

In mancher „guten Stube“ eines Bauernhauses, dessen Bewohner Sinn haben für altväterlichen Hausrat, begegnen wir noch den Glaskastl. Es birgt all die kleinen Kostbarkeiten, die in den bäuerlichen Alltag früherer Tage Glück und Glanz brachten.

Sie sind ein Stück Familientradition, geadelt durch ferne lebendige Kindheitsbilder.

Schauen wir einmal in ein solches Glaskastl! Innen meist blau gestrichen und die Kanten der Tragbretter mit selbstgehäkelten, bäuerlich gemusterten Spitzen versehen, heben sich all die Sachen und Säckelchen darin vorteilhaft ab. Das obere Fach ist fast ausnahmslos den Halbegläsern vorbehalten. Sie sind auf der mit halbrunden Ausschnitten versehenen Leiste liegend so angeordnet, daß die gravierten Zinndeckel nach vorne schauen. Es handelt sich gewöhnlich um „Geschenkrügel“, wie die Inschriften „Wenig, aber von Herzen!“ — „Zur Erinnerung!“ — „Aus Freundschaft“ — „Zum Namensfeste!“ usw. bezeugen. Verse und Bilder bringen die Gefühle des Spenders in treffender Weise zum Ausdruck.

Die weiteren Fächer zeigen im Hintergrund, gestützt von schmalen Querleisten, alte Fayenceteller, einfarbig, glasiert oder gescheckt, auch dekorativ von geübten Meistern der Haustöpferei mit Sprüchen, Widmungen, Zierat und Bildern versehen.

Milchglaskrüge mit Blumenmustern, Fayencekrüge mit Zinndeckel und zinnernem Fußreifen sowie kleine, bauchige Krüge säumen gewöhnlich die Seiten des Glaskastls. Buntbemalte Branntweinflaschen und Schnapsgläser, aus denen der Ahndl manches Mal einen Schluck selbstgebrannten Kirschen- oder Zwetschgengeist getrunken hat, wenn er im Winter von schwerer Holzarbeit heimkehrte, halten gute Nachbarschaft mit den „Freundschaftsgläsern“ und goldgerandeten Namens-tagtassen. Zuweilen finden sich auch „Eingrichtflasch'n“, eine Spezialität der Berchtesgadener Volkskunst, im Glaskastl. In Gläsern verschiedenster Form bauten die Meister durch die Flaschenöffnung die verschiedensten Figurationen hinein.

Ornamentierte Wachsstöcke, silberbeschlagene Gebetbücher, goldene Riegelhauben und reiche Geschnüre haben im Glaskastl ebenfalls einen beschaulichen Platz. Aus der Zeit, da die Großmutter noch in der Wiege lag, stammt das silberne Schepperl mit dem verbläuten, rosafarbenen Seidenbandl. Breite Halsketten mit broschenartigem Verschuß, steinbesetzte „Haarpfeiler“, schwere Uhrketten mit „Charivari“, sie alle sind heute wieder ein begehrter Schmuck zur Tracht bei festlichen Gelegenheiten.

Altbayerische Dorfkinder - Deutsche Kulturträger

Mitgeteilt von Eduard Stemplinger

Ludwig Thoma

(1867—1921)

Der Sohn des Forstmeisters Thoma in Vorderriß kam in Oberammergau zur Welt, weil seine Mutter eben in ihrem Heimatort weilte. Der Bub wuchs im Forsthaus zu Vorderriß auf, zwei Stunden hinter Fall, in der Einsamkeit des Wettersteingebietes, unter Jägern, Holzknechten, Flößern und Wilderern. Die Jugendeindrücke blieben unverwischbar. Er besuchte das Gymnasium in Burghausen und Landshut, dann zunächst die Forstakademie in Aschaffenburg, wechselte aber bald zum Rechtsstudium über, wurde Rechtsanwalt in Dachau und München, trat 1899 in die Redaktion des „Simplizissimus“ ein. Hier wie im „März“ wandte sich Thoma aufs schärfste gegen die Autokratie Kaiser Wilhelms II., gegen Byzantinerei und Auswüchse des Militarismus, gegen das feige Bürgertum und Prüderie. In den „Grobheiten“ (1901 und 1903)

So ist manch altes Glaskastl ein beredter Zeuge ehemals blühender Heimatkunst.

Leider sind an ihre Stelle in manchen Bauernhäusern die sogenannten „Glasetageren“ getreten. Bei den hier untergebrachten „Raritäten“ handelt es sich in der Hauptsache um gewöhnliche Dultware, um ein Sammelsurium von Sachen, die jeder hat und keiner braucht. All diese kitschigen Vasen, Schalen und Aschenbecher, bronzierten Reiseandenken und gipsernen „Nippesfiguren“, Glückshafengewinnste, künstlichen Blumen, Papierfächer, Scherzartikel und dergl., die hier Unterschlupf gefunden haben, sind wahrlich nicht wert, daß man sie aufhebt. Vor allem gebührt solchem Kram nicht, daß er neben volkskünstlerischem Familiengut im Glaskastl oder „Glasetagerl“ zur Schau gestellt wird.

Schärfen wir wieder den Blick für alte Volkskunst, für zweckgerechtes Material, gute Linie, Form und Farbe des Hausrates! Unterscheiden wir fabrikmäßig hergestellte Dutzendware von bodenständig gewachsener Handwerksarbeit! Bauern, besucht eure Heimatmuseen, dann schärfen ihr den Blick für das Schöne und Heimelige, und es wird der kitschige Zierat auf Wand- und Eckbrettern, in Schrankfächern und im Glaskastl verschwinden, für den gewiß nicht schade ist; denn ihm fehlt neben künstlerischen Qualitäten die innige Beziehung zur Familie, die früher unserem Ahnengut eigen war und den Kindern von Geschlecht zu Geschlecht heilige Achtung abrang.

und „Filers Briefwechsel“ (1912) ist das Wichtigste gesammelt.

In den Romanen und Dramen zeichnet er mit treuem Stift Bauern, Bürger, Jäger und Holzknechte. Seine ersten Skizzen im „Agricola“ (1897), seine „Hochzeit“ (1901), „Andreas Vöst“ (1905), „Der Wittiber“ (1911) schildern den bayerischen Bauern ohne Verzerrung, aber auch ohne Schminke in all seinen Vorzügen und Schwächen. In seinen Komödien (Die Meraille 1901, Lokalbahn 1902, Moral 1909, Erster Klasse 1910, Lottchens Geburtstag 1911) wie in den „Kleinstadtgeschichten und Moritaten“ (1908) und „Lausbuben-geschichten“ (1914) werden bürgerliche und amtliche Schwachheiten und Gebrechen mit Karikatur, Satire und Derbheit an den Pranger gestellt.

Wegen Beleidigung durch die Presse wurde er 1899 zu sechs Wochen Haft verurteilt; dieser verdanken wir das autobiographische „Stadelheimer Tagebuch“ (1923).

Deutingen Martin

(1815—1864)

Der Martl von der Schiachtenmühl nächst Langenpreising studierte in Freising auf dem Domburg und wurde hier 1837 zum Priester geweiht, 1841 Dozent für Philosophie am Lyzeum in Freising, 1846 Privatdozent an der Universität in München, 1847—52 Professor am Dillinger Lyzeum. Nach seiner Ruhesetzung übernahm er das Amt des Universitätspredigers in München.

Der Gegner der Scholastik hatte das philosophische Ziel vor Augen, die katholische Religion mit dem Kulturfortschritt zu versöhnen, den Pantheismus und Materialismus zu überwinden, mittels der Philosophie den Glauben auch an die übernatürlichen Geheimnisse zum reinen Wissen zu erheben.

Er setzte sich für eine Neubelebung der kirchlichen Kunst ein (Bilder des Geistes 1846/66; Verhältnis der Kunst zum Christentum 1843); im Münchener Georgianum befindet sich seine Sammlung von mehr als 20 000 Kunstblättern, die seine Arbeitsweise beleuchten. Vornehmlich befruchtete er die Aesthetik (Verhältnis der Poesie zur Religion 1861, Neuausgabe 1915); „Beispielsammlung aus allen wesentlichen Entwicklungsstufen der Dichtkunst“ (1846) zeugt von seiner umfassenden Belesenheit. Er ist der erste deutsche Universitätslehrer, der sich für die Oberammergauer Passionsspiele lebhaft einsetzte (Das Passionspiel in Oberbayern 1851 und 1883). Viel Handschriftliches birgt noch die Münchener Universitätsbibliothek.

Das berühmte Wasserburger Figürchen



Heilig-Geist-Spital. Seitdem birgt es eine vergitterte Nische in der heuer renovierten Heiliggeistkirche.

Die Figur, die aus der Zeit zwischen 1400 und 1420 stammt, gehört zu dem Typ der „schönen Maria“, wie er um 1400 sich von Böhmen her in Oesterreich und im bayerischen Osten, auch in Schwaben und im Rheinland verbreitete. Im engeren Sinn gehört sie der Salzburg- und Chiemgaugruppe an. In

Als im August 1935 eine Besichtigung Wasserburgs durch die historischen Vereine Rosenheim und Wasserburg unter Führung von Prälat Hoffmann stattfand, kündigte dieser im Verlauf seiner Erläuterungen an: „Nun gehen wir ins Spital, wo Ihrer eine besondere Ueberraschung harret, das Schönste, was Wasserburg birgt, die kleine Madonna.“ Wieviele Wasserburger kennen sie wohl, diese allerliebste holzgeschnittene Madonna, dieses feine Stück gotischer Kunst? Bis zum Jahre 1945 stand das 30 cm hohe Figürchen unter einem Barock-Baldachin im

der Barockzeit schnitt man der Figur die rechte Schulter ab, setzte dort den rechten Arm in ausgestreckter Haltung an. Das Kind, das quer über der Brust lag, wurde mit einem Eisenhaken an der linken Hüfte befestigt und die Madonna dann mit Stoffen bekleidet. In den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts erfuhr das Kunstwerk eine ausgezeichnete Restaurierung in den Werkstätten des bayerischen Landesamtes für Denkmalspflege. Die reine gotische Kurve des Körpers wurde wieder hergestellt, die alte Fassung unter fünf Farbschichten herausgearbeitet.

Diese Fassung ist sehr fein und zart ausgeführt. Kopfhaar und Säume sind vergoldet, den elfenbeinfarbenen Grund des Mantels zieren stilisierte Blümchen, das blaue Untergewand ist mit goldenen Ähren geschmückt. Wir haben hier also eine sogenannte „Ährenmadonna“ vor uns, wie wir sie in Salzburg und Bayern häufig finden. Maria wird versinnbildet als Trägerin himmlischer Frucht und Segensfülle, als Garbe, die in der Weihnacht den Weizen, Christus, der Welt gab. Und auch noch etwas anderes klingt mit in der „wundervollen melodischen Silhouette“, wie sie Dr. Georg Lill nannte. Der Geist der höfischen Minne wird da spürbar, die Zeit, die die Frau auf die höchste Stufe stellte, nach dem unvergleichlichen Vorbild eines Walter von der Vogelweide, eines Wolfram von Eschenbach. Mit der irdischen Minne aber verband sich für den damaligen Menschen als höchstes Ziel die Gottesminne. Die Wasserburger Madonna ist der schönste Ausdruck dafür. K.

Die Eremitenschulen in Oberbayern

Von Ed. Stemplinger

Die Einsiedler (Eremiten) lebten in der Literatur (Parsival, Grimmelshausen, Freischütz) wie in der Erinnerung des Volkes (Oasid am Bogn) als Träger urwüchsiger Religiosität fort. Bei der Vorliebe des Altbayern zur Einödsiedlung ist es erklärlich, daß in seinem Gebiet die meisten Klausnereien (151, vor deren Aufhebung 1804) sich befanden. Es wurde schon um 1500 in Oberföhring eine Klausnerschule gegründet; hier schlossen sich die Einsiedeleien in der Freisinger Kongregation zusammen (1636) mit der Auflage, „die Unterrichtung der armen Bauernjugend in Gegenden, wo keine Schulen sich befinden“, zu übernehmen. 1721 wurde deshalb in Oberföhring mit dem Noviziat ein Schulungskurs verbunden, 1762 auf dem Kalvarienberg in Tölz eine mehrjährige Vorbildung eingeführt, die Vorläuferin der späteren Lehrerseminare. In Oberbayern gab es 81, in Niederbayern und Oberpfalz 46 Schulklausner, die sich zweifellos

um die Volksbildung in entlegenen Gegenden große Verdienste erworben haben.

Im 18. Jahrhundert, da erst Schulordnungen den Volksschulunterricht normalisierten, befanden sich in Städten, Märkten und größeren Pfarrdörfern zumeist Volksschulen. Daher entstanden Klausnerschulen bei entlegenen oder einsamen Wallfahrtskapellen (Schwarzlack, Kirchwald, Allgäu- und Kapelle bei Sachsenkam, Birkenstein, Haselbach, Maria-Eich, Nüchternbrunn, Nußberg, Ramersdorf, Tann im Wald, St. Veit, St. Wolfgang bei Haag und Sachau), bei Weillern und Einöden wie Weidach, Alb bei Irschenberg, Auf der Biber, Haimhausen, Schneizlreut.

Wer für die Volksbildung Verständnis hatte, beteiligte sich bei der Gründung von Klausnerschulen. Herzog Wilhelm V. gründete die Klausen von Schleißheim, Graf Preysing Sachsenkam, Schwarzlack, an der Biber, Hohenburg, Graf Hörwart Eurasburg und Thalhausen, Graf Perusa

Drauß' vom Walde komm' ich her

Vom Klausentag und alten Nikolausgebäcken

Wenn der Schneewind an den Fensterläden nackelt, Back- und Bratpfelduft die wohligerwärmte Stube erfüllen, dann stellt sich als gerngeschener Vorbote von Weihnachten der Nikolaus ein.

Sein Name und seine Gestalt haben sich im Laufe der Jahrhunderte volkstümlich gewandelt und sind landschaftlich verschieden. Heißt er in Oberbayern „Nikolo“, so begegnen wir im Schwäbischen dem „Santiklas“, in Franken dem „Pelzmärtel“, in der Oberpfalz dem am Thomastrag erscheinenden „Thama mit dem Hammer“ (Thomaspurzl), im Schwarzwald dem „Klosenmann“, im Rheinland dem „Zinterklos“ und „Pelznickel“, im Hannover'schen dem „Klawes“, in Mecklenburg dem „Ruhklas“, in Friesland dem „Sünnerklas“.

Vielfach sehen wir den im bischöflichen Ornat erscheinenden Sankt Nikolaus in Begleitung seines bärbeißigen Knechtes Ruprecht, einem rauhen „Precht“, der den Kindern Angst und Schrecken einflößen soll und in Altbayern unter dem Namen „Krampus“ und „Klaubauf“ bekannt ist. Im Salzkammergut kennt man die strohvermummten „Schabmänner“, in der Gegend von Berchtesgaden (Loipl, Winkl und Bischofswiesen) sieht man noch die mit Kuhschellen behangenen und mit Hörnern bewehrten „Buttenmändl“.

Roteneck bei Pfaffenhofen; die Klausen von Haimhausen, Valley, Stein bei Altenmarkt verdanken ihren Gutsherrn die Schulen. Auch Klöster sorgten für den Unterricht der Landbevölkerung: Scheyern dotierte die Klause in Birkenstein, Herrenchiemsee in Breitbrunn, Weyarn in Feldkirchen und Oberwarngau, Tegernsee in Gmund und Kreut. Gemeinden beriefen Klausner in Ascholding, Hohenthann, Egling, Magnetsried, Hofmarken in Degenbach, Haindlfing, Höhenrain. Viele Klauserschulen verdanken verständigen Ortspfarrern Entstehung und Unterhalt.

Die Schulräume waren denkbar dürftig, meist ein Zimmer im Mesnerhaus oder in der Einsiedelei. Schultafeln, Bilder, Schulbänke u. dgl. gab es nicht. Das Schulgeld betrug in der Woche 1—3 Kreuzer und zwar nur für die Zeit des Schulbesuches. Dieser war bis 1770 völlig freiwillig. Man muß die Bauersleute hoch schätzen, die ihre Kinder trotz aller Mängel und Beschwerden zum Unterricht schickten. Es waren in einer Schule in der Regel 30—40 Kinder, Knaben und Mädchen, nicht selten 60—70. Im Sommer blieben die Schüler in der Regel aus, weil sie zu landwirtschaftlichen Diensten herangezogen wurden; im Winter verhinderte Schneefall häufig den Schulgang. Das Schuljahr begann meist an Michaeli, endete zu Georgi. Die Schulzeit erstreckte sich meistens auf 4—5 Stunden. Bis zur Reform Brauns (1770) waren alle Schüler in einer Klasse vereinigt; nunmehr erfolgte die Einteilung in drei Kurse. Aber die Verhältnisse auf dem Lande zwangen dazu, die Klassen nicht nach dem Alter, sondern nach Befähigung und Fortschritten vorzunehmen.

Dem Nikolaustag wohnte überhaupt ghedem in unserem Volksleben eine größere Bedeutung als heute inne. St. Nikolaus, der früher der eigentliche Gabenspender der Weihnachtszeit war, mußte im Laufe der Jahrhunderte an den Weihnachtsbrauch seine Zugeständnisse machen. Noch vor etwa 100 Jahren brachte St. Nikolaus den Kindern in Bayern die „Christbürde“ und stellten die „Kleinen“ am Vorabend des 6. Dezember selbstgefertigte, bändergeschmückte Papierschifflein vor die Tür, damit sie der „Nikolo“ füllen sollte. Vielfach ersetzten auch Schuhe oder Pantoffel die Papierschiffchen:

„Lieber, lieber Nikolaus,
Wir stellen unsere Schuh' hinaus,
Leg uns doch was Schönes ein,
Wir wollen brav und fleißig sein!“

Bei den Nikolausgebäcken handelte es sich wie bei den Gebäckbroten der Weihnachtszeit ursprünglich um Kultbrote, die an die Opferfeiern zur Wintersonnenwende erinnerten. Diese Gebäcke vertraten allmählich die Tieropfer, weshalb man Haustiere in Lebkuchenteig nachbildete, vor allem den Eber, Bock und Hahn, denen eine besondere Kraft zur Förderung von Fruchtbarkeit und Wachstum zugeschrieben wurde. Hirsch (Altbayern), Pferd (Schwarzwald, Niederrhein), Schnecke (Schwaben und Elsaß), Fisch, Schimmelreiter und Spinnerin (Perchta) traten als Formen von Nikolausgebäcken erst später auf. Jüngeren Datums sind auch die Klausenmandl und Klausenweibl, vor allem aber die Lebkuchenen Nikolause, denen ein in bunten Farben ausgeführtes Nikolausbild aufgeklebt ist.

Die Chronik

1244. Heinrich von Zäyzeringen (Burgstall der zu unbekannter Zeit verfallenen Burg ganz nahe dem Dorfe Zaisering auf der rechtsseitigen Innleite) scheint ein Lehensmann des Grafen Konrad von Wasserburg gewesen zu sein. In Urkunden von 1244 und 1247 dieses letzten Wasserburger Grafen für die Klöster Altenhohenau und Raitenhaslach erscheint Heinrich von Zaisering unter den Zeugen. Mit Konrad von Zaisering dem Jüngeren erlosch 1395 nach 300jähriger Blüte dieses Innloser Geschlechts. Inn-Oberland, 17. Jhrg., S. 65.

1322. In diese Zeit fällt die Erfindung der Sägemühle. Sie wird erstmals in diesem Jahre in Augsburg erwähnt. Chronik Dempf.

1292 führte der Rat der Stadt Wasserburg bereits ein Amtssiegel, darauf Wasserburg schon eine civitas, eine Stadt, genannt wird. Heimat am Inn VII, Nr. 2.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und die Heimatfreunde Rosenheims.

Jahrgang 1951

Dezember

Nummer 12

„... heint is da heilige Tog!“

Heimatliche Weihnachten nach altem Väterbrauch

Leise steigt aus dem Schoße der Tage die stille, Heilige Nacht. Aus fernen Kindheitstagen formt sich im Geiste ein gläubigfrommes Fest, wie es unsere alten Leuten vor 80 und 90 Jahren erlebten.

Am Weihnachtstag

„Mei!“ sagte die nunmehr verstorbene, 90jährige Bäckerseppin von Riedering zu mir, „wos gibts do vui zum Vazähln? Wia i no a so a Schulmadl gewest bi, da ham ma halt am Weihnachtstag ‚galatzn‘ (fasten) müass'n. Supp'n hots in da Fruah koane geb'n und z' Mittag war d' Wasserschnalz'n net amoi aufg'schmalz'n. Sched a Stuck Kletznbrot hot a jeds dazua kriagt. Des war aus roggan Mehl und in de Schab'n (Teiglagen) san g'sottne Birnkletzn einibacha g'west. Zu a Zucka und zu Feig'n, Weinbeerl und Zibeb'n hätt' d' Muatta koa Geld g'habt. Insa Zeit'n ham aa Bauern besser spar'n müass'n wia heinzutog. Gon Nachtes'n hots des gleiche geb'n wia z' Mittag. Do warn ma sche o'kemma bei insane Leut, wenn man am Christtag net g'fast hä'n. Des woäß i no wia heint, wia d' Muatta an öftern g'sagt hot: „Kinda, hot's gsagt, wer am Christtag net galatzt, dem schneidt da hl. Thomas 's Leb'n o.“

Andere alte Leute aus dem Chiemgau erzählten mir in ähnlichem Sinne. Nach der Arbeit betete man unter dem Schein der geweihten Mettenkerze drei Rosenkränze. Hernach kam ein riesiger „Galatzer“ (Kletzenlaib; galatzen stammt wohl vom lateinischen collatio = im kirchlichen Sinne kleine Stärkung) auf den Tisch, den der Hausvater an-

schnitt und verteilte. Man löffelte dazu aus einem großen Waidling gemeinschaftlich Milch. Hernach gab es getrocknete Zwetschgen in der Brühe oder „Ranen“ (Rote Rüben). Den „Eh'halt'n“ schenkte die Bäuerin zwei große Nudeln und einen sieben Pfund schweren Brotlaib, den sie gewöhnlich an den Feiertagen heimtrugen. Nur bei größeren Bauern wurde vor Weihnachten eine Mettensau geschlachtet.

's Herbergsuchen und 's Christkindl ansingen

Beim Herbergsuchen, das jetzt bei uns wieder auflebt, trug man früher kurz vor Weihnachten die „heiligen Personen“, Josef und Maria, täglich von einem Haus zum anderen, stellte sie auf dem Tische auf, steckte Kerzenlichter an, sang „Herbergslieder“ und betete den Rosenkranz.

Am Nachmittag und Abend des 24. Dezember zogen arme Leute von Dorf zu Dorf, von Weiler zu Einöde, scheuten weder „Gahwindna“ (Schneewehen) noch Kälte und sangen vor den Bauernanwesen gegen ein kleines Geschenk von Brot, Äpfeln und Kletzen einige Verse aus dem reichen Schatz heimatlicher Hirtenlieder, wie sie schlichte Männer aus dem Volke verfaßt haben. Manche dieser Lieder sind aus dem Inntal und Chiemgau (Peter Franz und Felix Riepertinger) noch erhalten.

In Niederaudorf wurde ehemals in den Bauernstuben eine kleine Krippe auf den Tisch gestellt, vor der die „Hirten“ auch schlichte Weihnachtsweisen sangen, die das gemütvolle Empfinden unseres Volkes über

das große Wunder der Menschwerdung des Gottessohnes widerspiegeln. Hier eine Probe dieser bäuerlichen Gefühlslyrik:

„Mei liaba Schatz, nimm o,
Vo mir all's, wos i ho!
Da gib i dir a weng Oar, Schmalz, Mehl
Dabei i mi dir anempfühl. [u Milli
Bitt aba, nimm valiab mit meina Gab!
Du woast wohl, daß i selba net vui hab!“

Der Weihnachtsabend

Nach dem Fastenessen richtete der „Oedei“ (Großvater) mit den Enkelkindern die Hauskrippe im Herrgottswinkel auf, dort, wo sich rankender Efeu von Fenster zu Fenster schlang und für den ärmlichen Stall von Bethlehem eine stimmungsvolle Rückwand bildete. Zitternd legte die schwielige Bauernhand das wächserne Jesukind in die kleine Futterkrippe und stellte andächtig die geschnitzten Krippenmannl ins waldfrische Moos.

„Mein Oedei sei Vater seli hot's no g'schnitzt, de Kripperlmanndei“, meint die alte Seppin. „Und er selba und sei Vater seli ham alle Jahr a wengei wos dazua g'richt. Insa Krippei is grad net extri groß g'west, aber sche wars. Alle Jahr ham ma mir Kinda ins drauf g'fret.“

Während der Großvater hundert Fragen der Enkelkinder beantworten mußte, räucher-ten Bauer und Bäuerin unter Begleitung der Dienstboten mit Glütl, Weihrauchkörnern und Kräuterresten vom Himmelfahrtstag wie heute auf Heilig-Drei-König Haus und Stall aus, um die Macht böser Dämonen zu brechen und Unglück fernzuhalten. Noch in den achtziger Jahren kannte man in Altbayern auf dem Lande keinen Christbaum.

„Da hob i scho bald g'heiret“, erzählt die Seppin, „bis i den erst'n Christbaum g'sehgn hob beim Wirt z' Riederling sellmals, wo i in Deanst g'west bi. Christbaumkug'ln und a Engelshaar hot ma no net kennt und Kerz'ln hot ma von an Wachsstöcki runtag'schni'n. Am Stamm vom Baam nauf war'n hoit rot-backige Aepfi und sinst war'n bloß selberbachene Guatl dro.“ —

„Wos ma von Christkindl kriagt ham?“ frag'ns. „Des sell is glei g'sagt. Bei ins hot's sellmals überhaupt koane G'schenka no net geb'n. A Weihnachtsbescherung ham mir als Kinda net kennt. Vor Tür in Flez ham ma a Körbi außig'stellt und do hot ins nacha 's Christkindl Aepfi, a paar Le'zelt'n, Guatl und Nüß einito. Des war all's. Bei de groß'n Bauern hot's aa net mehra geb'n, höchst'ns für de kloan Abc-Schütz'n a Schachterl goldane Griffe.“

Bis zur Mett'n blieb man auf. Von Zeit zu Zeit knallten draußen Flintenschüsse oder krachte ein Böller. Manche Bauern klopfen

am Christabend dreimal an jeden Obstbaum und sagten dabei:

„Baam wach auf und trog,
Heint is da heilige Tog!“

Die Bauen in fütterte mit den Speiseresten den gefürchteten Fuchs, die Raubvögel und den Ziehbrunnen:

„Brunn', do host dei' Christnachtess'n,
derfst ma dafür 's ganze Johr net auf's
Wasser vergess'n!“

In der Mett'n

„Bei uns dahoam“, erzählte mir die Bäckerseppin, „hot da Vater oder d' Muatta am Hl. Abend laut aus der hl. Legend' vorg'les'n. De kloan G'schwista ham boid auf da Ofenbank g'nafezt (geschlafen); war nämli sakrisch warm in da Stub'n, weil da buachane Mettenstock a mentische Hitz geb'n hot. Dafür hot ins in da Mett'n, wenn's recht kalte Weihnacht'n gewest san, richti g'frorn. Muaßt wiss'n, daß ma sellmals bloß a Schaltüache g'habt ham. An Mant'l ham mir als Kinda net kennt. D' Muatta war froh, wenn's für alle guate Schuach kaffa hot kinna. Woast, des war'n andere Zeit'n; aber mir san ma aa groß wor'n dabei.“

Lange vor Beginn der Mette setzte früher im Chiemgau das sogenannte „Schreckläut'n“ ein. Die Glockenzieher hörten nicht eher zu läuten auf, bis ihnen der von der Pfarrkirche am weitesten wegwohnende Bauer nach altem Brauch und Herkommen in den Glockenturm den „Mettenlaib“ brachte. Manch einer legte auch ein Stückl Schweinernes und etliche Leber- und Blutwürste dazu. Das lange Läuten mit den geweihten Glocken sollte die Kirchengänger beim nächtlichen Mettengang vor Hexen, Druden und anderen Unholden schützen.

Nach der hl. Wandlung gingen die Bäuerinnen früher während der mitternächtlichen Mette zum Flachsopfern und legten dem auf grobem Linnen liegenden Jesusknaben „an Haarzopf'n für sei' G'wandl“ in die strohausgeschlagene Wiege.

D' Weihnachtsfeirta

Der Besuch des Hirtenamtes um 6 Uhr früh wurde auch früher schon am ersten Weihnachtsfeiertag der schulpflichtigen Jugend erlassen, damit sie ausschlafen konnte. Die Erwachsenen aber ehrten gewöhnlich das Christkindl mit einem dreimaligen Kirchenbesuch, in der Mette, beim Rorate und Hochamt.

Am Vormittag durften sich dann die Godei und Gödei beim Herrn Göd und bei der Frau Gon den weißen Weihnachtswecken holen. Die Ehehalten bekamen einen Wecken Kletzenbrot.

„Am erst'n Weihnachtsfeirta is ins na guat ganga. Do hot's an Brat'n geb'n, an Salat und Semmiknödl. Des war wos Rar's für ins, wo

Altbayerische Dorfkinde - deutsche Kulturträger

Mitgeteilt von Eduard Stemplinger

Bernhard von Waging

(c. 1400—1472)

Von seiner Jugend wissen wir nichts, nur, daß er in dem uralten Waging geboren ist. Wir erfahren, daß er Baccalaureus in Wien war, also humanistischen Studien oblag, treffen ihn um 1435 als Augustinerchorherrn in Indersdorf, 1446 als Benediktiner in Tegernsee, wo er 1452 bis 1465 Prior war, Mitarbeiter der Aebte Ayndorffer und Ayrschmalz. Mit dem befreundeten Nikolaus von Cusa wechselte er Briefe über Mystik und Klosterreformen und verteidigte in seinem Defensorium und Landatorium der ignorantia Cusas Dokta ignorantia. Den Bischof Johann von Eych von Eichstätt († 1464) unterstützte er eifrig bei der Erneuerung des Klerus und schrieb dafür das Speculum pastorum und eine Schrift über Liturgiereform. Am bedeutendsten aber ist seine Reformtätigkeit in den Klöstern Bergen, Kühbach, St. Georgenberg, Neuburg und Sonnenburg. Eine Herzensangelegenheit war ihm die Union der deutschen Benediktiner.

Unter seinen theologischen Werken sind über 40 in München, Melk und Wien handschriftlich vorhanden. Bemerkenswert ist seine Forderung vegetabilischer Lebensweise.

Ett Kaspar

(1788—1847)

Der kleine Kaspar vom Bindermeister Ett in Eresing bei Schwabhausen hatte eine so schöne Singstimme, daß ihn die Herren Benediktiner in Andechs gern unter ihre Chorknaben einreihen. Mit zwölf Jahren kam er an das von Herzog Albrecht V. gestiftete und von Benediktinern geleitete Georgianum nach München, um Humaniora zu studieren. 1807 nahm er Musikunterricht bei Schlett und Grätz. 1816 wurde er Organist an der St.-Michaels-Kirche und blieb es bis zu seinem Tode; das Jahresgehalt betrug 200 Gulden, dazu kam noch eine jährliche Gratifikation von 100 Gulden.

ma sinst bloß unterm Johr an de Festtag a Fleisch kriagt ham“, erzählte mir die Seppin, fügte aber gleich hinzu, daß auf Stephani „bei eahna und aa bei de größern Bauern scho wieda sparsamer runtaganga is“.

„Des war'n aber seinerzeit auf'm Land dürftige Weihnachten“, wagte ich einzuwenden.

„Wia mas nimmt“, sagt sie drauf. „D' Leut san sellmals aa no net so anspruchsvoll g'west wia heintzutags. Mir ham mas net anders g'wißt und san mi'n Sparrn auf-g'wachs'n. Aber z'friedn g'west san ma und wer z'friedn is, is reich und glückli.“

Sie hatte recht, die alte Frau. In ihrer schlichten Erzählung steckten so viel vergangenes Jugendglück, so echte Wahrheit und Weisheit, daß unsere Jugend davon lernen kann. Wenn nicht mehr, so doch ein wenig Sparsamkeit, Bescheidenheit und Zufriedenheit.

Aus dem freundschaftlichen Verkehr mit Chordirektor J. B. Schmid, mit Abbé Vogler, der häufig nach München kam, mit dem Hofprediger J. M. Hauber, der über eine wertvolle Musikalien-sammlung alter Meister verfügte, und mit J. K. Aiblinger, der mit Vorliebe alte Tonwerke sammelte, hatte er eine besondere Vorliebe für die Kirchenmusik des 16. und 17. Jahrhunderts gefaßt. Und schon im zweiten Jahre seiner Organistentätigkeit (1817) hörten die Münchener in der Fastenzeit Palästrinas Stabat mater, Orlando di Lassos 80. Psalm, und zum erstenmal in Deutschland erklang in der Michaelskirche das berühmte Miserere von Allegri.

Der Ruf des Ettchores verbreitete sich rasch und zog in der Karwoche viele Fremde nach München; der päpstl. Nuntius bekannte: „Wahrlich, man singt hier besser als in Rom und Venedig.“

Damit entstand eine kirchenmusikalische Renaissance, die auf die altklassische Polyphonie zurückgriff und der liturgischen Strenge wieder zu ihrem Recht verhalf.

Ett vertonte auch die Responsorien der griechischen Kirche, der seit 1829 die Salvatorkirche eingeräumt worden war; sie erklangen von da ab auch im befreiten Hellas. Ebenso harmonisierte er den metrisch rezitierenden Gesang der Münchener Synagoge; verstand er doch Hebräisch so gut wie Neugriechisch.

Sein Chorabuch „Cantica sacra“ bürgerte die Pflege des Chorals auch bei den bäuerlichen Kirchenchören wieder ein.

Seine eigenen kirchlichen Kompositionen, im symphonischen oder Choralstil abgefaßt (Miseral 1823, Litanei 1826, Messe in B 1846, Totenmesse in c-moll 1825, in Es 1842, Requiem in D 1835, Neue Chöre der Engel 1839) sind Perlen reifster und edelster Kirchenmusik und zum Teil heute noch lebendig. „Keiner der späteren Reformatoren kommt an Bedeutung Ett gleich.“ (O. Ursprung.)

Die Chronik

1414: Auf dem Konzil zu Konstanz (5. November 1414 bis 22. April 1418), das auf Anregung Kaiser Siegmunds von Papst Johann XXIII. berufen wurde, waren dauernd 50 000 Personen anwesend, Besucher wohl die dreifache Zahl, darunter 33 Kardinäle, 47 Erzbischöfe, 145 Bischöfe, 124 Aebte, 750 Doktoren, 18 000 Priester und Mönche sowie zahlreiche Fürsten und Adelige. Auch 700 fahrende Frauen und 346 Schauspieler, Gaukler usw. (Chronik Dempf)

1450: Zwischen 1450 und 1460 fertigte als erster ein italienischer Kunstschmied metallene Eßgabeln an, die zwei Zinken hatten. Mit der sonderbaren Begründung „Ein guter Christ ist mit den Händen“ verboten die Bischöfe den Gebrauch der Gabel. (Chronik Dempf)

1469: Der Nachbarort Rosenheim vom Feuer verzehrt: Es „pron Rosenham der Markt aller (ist gleich; ganz) aus am Sankt Jakobs abent.“ (Eid, Alt-Rosenheim S. 367)

1338: Aus diesem Jahr stammt das älteste abendländische Rezept für Schießpulver. (Chronik Dempf)

Die Klausnerschulen im Dekanat Aibling

Von Geistl. Rat Jakob Albrecht, Pfarrer in Aibling.

Bei den wohlgeordneten Schulverhältnissen in unseren Tagen macht man sich keinen Begriff, wie armselig es mit der Schulbildung in unserem Vaterland im 18. Jahrhundert stand. Gab es doch zu Beginn des vorigen Jahrhunderts nicht wenige, die des Lesens und Schreibens unkundig waren. Zeitweise, namentlich im Sommer, war der Schulbesuch sehr unregelmäßig und mancherorts zeigten sich, wie es in den Visitationsberichten der vom Staat aufgestellten Schulinspektoren heißt, die Eltern gegen den Schulbesuch widerspenstig. „Der Schulbesuch sei wegen der Vorurteile und der Abneigung der Eltern besonders an den abgewürdigten Feiertagen ein schlechter. Die Eltern seien aus Unwissenheit größtenteils mehr gegen als für die Schule eingekommen.“ So beschwert sich der Pfarrer von Aying im Jahre 1756, daß seine Pfarrangehörigen ihre Kinder nicht eifriger in die Schule und Kinderlehre schicken. Auf dem Lande wurde Schule gehalten von Geistlichen und auch von Handwerkern, z. B. Webern, welche im Lesen, Schreiben und Rechnen einige Kenntnisse besaßen. Während des 18. Jahrhunderts treffen wir an nicht wenig Orten als Schullehrer sogenannte Klausner oder Eremiten. Es hängt dies auch mit der Vermehrung der Wallfahrtsorte zusammen. Vor allem an kleineren Wallfahrtsstätten, wo kein Kloster war, fanden sich solche Eremiten oder Einsiedler ein, erbauten sich eine Klausen und waren dann Hüter des Heiligtums, als Mesner tätig.

Der Kirche war es darum zu tun, daß die Klausner einen gottesfürchtigen Wandel führten, weshalb das bischöfliche Ordinariat Freising darauf drang, das sie sich im Gebiete des Bistums im Jahre 1686 zu einer eigenen Kongregation vereinigen und nach deren Regel lebten. So waren die Eremiten geistliche Personen und standen zwischen den Weltgeistlichen und den eigentlichen Ordensleuten. Sie unterstanden daher auch der geistlichen Gerichtsbarkeit. Ließen sie sich etwas zu schulden kommen, so wurden sie vom bischöflichen Gerichte abgeurteilt. Wenn sich jemand gegen sie verging, mußte er beim Bischof um Absolution nachsuchen. Das mußte zu seinem Leidwesen der Gerichtsschreiberssohn Andreas Raith von Aibling erfahren. Er war mit dem Klausner von Thann, Martin Klingshofer, in Streit geraten und war gegen ihn tätlich geworden. Er mußte sich vor dem bischöflichen Gerichte in Freising persönlich stellen und dort um Absolution nachsuchen.

Da diesen Klausnern die nötige Zeit zum Schulhalten zur Verfügung stand, wurde vom

Ordinariat Freising der Gedanke von Eremitenschulen aufgegriffen. Beim Zusammenschluß der Eremiten zu einer Kongregation stellte der Kapitularvikar von Freising als unerläßliche Bedingung die Unterweisung der armen Bauernjugend in Gegenden, wo sich keine Schulen befanden. Dieser Gedanke fand anfangs keine rechte Gegenliebe. So schreibt am 8. März 1698 der Altvater der Kongregation, Fr. Andreas Petz, in seinem Berichte: „Das Schulhalten und Singen (also der Chordienst) ist meinem wenigen Verstand nach denen Klausnern gar wenig verhilflich zu einem beschaulichen Leben, indem durch diese Umstände sie nichts anderes als bei Essen und Trinken, Hochzeiten und Dreißigsten zu erscheinen sich gewöhnen und dabei auch unnütze Bekanntschaften machen. Da die Schule von 7 bis 10, dann von 12 bis 4 Uhr dauert, wieviel kann da ein rechtschaffener Klausner noch dem Gebete, der geistlichen Lesung und Betrachtung obliegen? Es sind auch ferner vor etlich Jahren so große Mägdlein in die Schul gegangen, die fähig waren, das nächste Jahr zu heiraten. Es feiert aber der leidige Satan nicht, auch durch kleine Mägdlein den Dienern Gottes die Phantasie zu verwirren.“ Das Ordinariat ging aber von seiner Forderung nicht ab, sondern schrieb vor, daß die angehenden Eremiten sich fleißig im Lesen und Schreiben üben sollten und erst nach strenger Prüfung aus ihrem Probejahr entlassen werden durften. So diente also das Noviziat auch der Berufsvorbereitung zum Lehrer, und zwar hatten die Kandidaten bereits gewisse Vorkenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen in ihr Probejahr mitzubringen.

Im Bereich des Bistums Freising befanden sich nicht weniger als 81 Klausnerschulen, davon 8 im Dekanat Aibling, nämlich in Au, Feldkirchen, Großhöhenrain, Hohenthann, in dem zur Pfarrei Aibling gehörigen Thann, in Vagen, Valley und Weidach, letzteres zur heutigen Expositur Lippertskirchen-Wiechs gehörig. In schulischer Hinsicht waren die Leistungen der Eremiten sehr verschieden. So heißt es von dem Frater Martin Dornischek, der in Bolkam bei Hohenthann seine Klausnerschule unterhielt, daß er in allem sehr eifrig sei. Als im Jahre 1804 die Klausnerschulen vom Staate verboten wurden im Zuge der Säkularisation, verläßt er den geistlichen Stand und führt die Schule als weltlicher Lehrer fort. Wegen seiner Tüchtigkeit wird ihm hohes Lob zuteil und es wird ihm eine Erhöhung seines Gehaltes versprochen. Ebenso heißt es von dem Klausner Engimar Probst, der in Valley Schule hielt, er habe

bei tadellosem Wandel sich dem schönen und schweren Beruf eines Schullehrer mit einem Eifer hingegeben, der für die Bildung der Jugend von großem Segen war und ihm Ehre und einen schönen Nachhall in seinem Alter macht. Freilich nicht immer wird solch hohes Lob gespendet. Mancher Klausner hatte selber nur dürftige Kenntnisse, mancher ließ es am notwendigen Eifer fehlen, wozu auch der oft sehr mangelhafte und unregelmäßige Schulbesuch durch die Kinder das Seinige beigetragen haben mag, manchen wird das pädagogische Geschick gefehlt haben. Der Pfleger von Valley, Franz Gebhard, geht im Jahre 1735 mit den Klausnern scharf ins Gericht, indem er sich an den Vorstand der Eremitenkongregation in Oberföhring wendet mit der Klage, daß die Eremiten seines Gerichtes seit einigen Jahren einen ärgerlichen Lebenswandel führen. Er wendet sich auch an seine gräfliche Herrschaft und ersucht sie, „sie möge zur Vermeidung unchristlicher Exempel keinen Eremiten mehr in die Herrschaft einlassen, sondern wieder weltliche Schullehrer anstellen, da die Klausner die mehrere Zeit ihrer Sammlung von Nahrungsmitteln nachlaufen, der Schule die mindere Zeit abwarten und solche Händel anstiften, die eine weltliche Obrigkeit wegen des den Eremiten 1723 verliehenen Privilegs stillschweigend ansehen muß oder doch von den Eremiten die größte Grobheit erdulden kann. Einen weltlichen Schulmeister aber könne man ohne viel Umschweife zur Raison bringen“. So ganz schlimm muß es aber doch nicht gewesen sein; denn gerade zehn Jahre vorher heißt es von dem Klausner Martinian Schmidt in Valley, daß er auf sein demütiges Anhalten wegen seines nützlichen und fleißigen Schulhaltens vom Gotteshaus Unterdarching alljährlich zwei Gulden Zuschuß erhalte. Damit kommen wir auf die Einkommensverhältnisse dieser Eremiten, die freilich recht armselig waren. Neben einer oft mehr als bescheidenen Behausung waren die Klausner angewiesen auf das Schulgeld der Kinder, welches meist sehr geringfügig war, und auf eine Sammlung von Getreide und Schmalz in der Pfarrei. So heißt es im Jahre 1746 von dem Fr. Augustin Fleschl, der in Weidach Schule hielt: „Er hat dreißig Kinder und lebt gar schlecht von dem, was die Kinder bringen.“ Von dem 1771 an der gleichen Schule wirkenden Fr. Franz Schörg heißt es: „Er hält Schule mit dreißig Kindern. Er bezieht neun Gulden fest, das Schulgeld und hat eine Pfarrsammlung. Jedes Kind bezahlt wöchentlich einen Kreuzer.“

Bezeichnend für die Unsicherheit in jener Zeit ist die Bemerkung vom Jahre 1771: „Die im Walde zwischen Dippertskirch (jetzt Lippertskirchen) und Litzldorf gelegene Klausen wird öfters von Dieben heimgesucht. Des-

halb werden dort zwei Gütler angesiedelt.“ Im Jahr 1802 heißt es in einem Schulbericht über die genannte Klausen: „Fr. Palämon Hart, 40 Jahre alt, hält Schule, Fr. Qualfart Gerer, 50 Jahre alt, macht Schuhe. Zwei Eremiten sind wegen häufiger Plünderungen notwendig; sie leben kümmerlich. Ihre Auf-führung ist ohne Tadel.“ Dieses letztere Zeugnis darf man wohl den allermeisten Klausnern des 18. Jahrhunderts ausstellen. Sie haben sich aber auch große Verdienste um die Bildung des Volkes erworben, indem sie unter schwierigen Verhältnissen die Kinder unterrichteten in einer Zeit, da man wenig Verständnis für Schulbildung hatte und auch keinen Schulzwang kannte.

Mitteilungs-Ecke

Bad Aibling. In der Versammlung des Historischen Vereins am 12. November hielt der Vorsitzende, GR. Albrecht, einen Vortrag über den Jugendunterricht in Bayern im frühen Mittelalter. Ausgehend von der Tatsache, daß die Kultur nicht vom Norden, sondern vom sonnigen Süden gekommen sei, berichtete er, daß sich am fränkischen Hof wie im ganzen Reich römische Schulbildung hohen Ansehens erfreute. Es erschienen die irischschottischen Mönche, sammelten wißbegierige Schüler um sich und teilten ihnen von ihrem Wissen mit. Hierauf kam Bonifatius, der die Erziehung der Jugend als die wichtigste Aufgabe seines Lebens bezeichnete und dessen Wirken ein neuzeitlicher Geschichtsforscher ein Lehrerleben im besten Sinne des Wortes nannte. Auf ihm baute Karl der Große auf, der die gesamte Volksbildung auf die Grundlage der christlichen Weltanschauung stellte. So lag die Volksbildung ganz in der Hand des schulmäßig gebildeten Klerus. Zunächst waren die Klosterschulen auf längere Zeit das Rückgrat des ganzen Schulwesens; aber gar bald entstanden Dom-, Stifts- und Pfarrschulen, und so war den ungezählten Wissensdurstigen Gelegenheit geboten, sich wenigstens in den Elementarfächern zu unterrichten. Anschließend an den Vortrag berichtete der Betreuer des Heimatmuseums, Oberlehrer Nowak, über seine Teilnahme an der Studienfahrt der Museumsleiter, die ihn nach Regensburg, Passau, Burghausen und Altötting führte und ihm wertvolle Anregungen zur Ausgestaltung des hiesigen Museums bot. Im weiteren Verlauf der Versammlung fand eine lebhafte Aussprache über heimatkundliche Angelegenheiten statt, an der sich auch Landrat Dr. Stahler, Oberinspektor Groll, Urscher und Braßler beteiligten. Letzterer wurde als Heimatpfleger für den Landkreis Bad Aibling aufgestellt. Eine wertvolle Erwerbung für das Museum war der Ankauf der Urschrift eines von dem bekannten Schriftsteller Hermann Schmid verfaßten Prologs, der am Silvesterabend 1869 in dem damaligen Gesellschaftstheater in Aibling als Dialog zwischen dem scheidenden und dem neuen Jahr gesprochen wurde.

Hinterglasmalereien

Wo Ahnengut auf dem Lande geschätzt und geachtet wird, da finden wir noch einen alten Wandschmuck, der den Räumen heimeligen Charakter verleiht und in Farbe, Motiv und Zeichnung kraftvoll zur Umgebung paßt.

Gemeint sind die „Hinterglasbildl“, wie wir sie auch in Wallfahrtskirchen und Kapellen zuweilen antreffen. Daraus ist ersichtlich, daß es sich hauptsächlich um Darstellungen religiösen Inhalts handelt. Aber auch profane Motive, wie Landschaften, Jagdszenen, Darstellungen von Jahreszeiten und Monaten, Allegorien usw. waren beliebt. Hier sind uns



noch Stücke überliefert, die von einem Schmuckwillen zeugen, daß man seine helle Freude an dieser ehemals blühenden Volks- und Heimatkunst haben muß.

Hinterglasbilder gehörten früher zur Brautausstattung wie die Möbel und schmückten deshalb jeden Kammerwagen. Solche, die den Namenspatron zeigten, bildeten beliebte Geschenke an frohen Festtagen.

Die Hinterglasmalerei entwickelte sich aus der Kunst der Fenstermalerei. Ihre Anfänge reichen zurück bis in das beginnende 14. Jahrhundert. Doch trennte sie sich bald von der hochedlen Kunst der Fenstermalerei und bildete eine eigene Zunft. Im 16. Jahrhundert verbesserte sich die Maltechnik, was zur ersten Blütezeit führte. Die Maler entlehnten die Bildthemen gerne allegorischen Darstellungen; vor allem begegnen wir häufig An-

lehnungen an Dürer's Arbeiten. Diese Hinterglasmalereien kannten noch keine Konturen und zeigten deutlich die Uebung und Technik des Freskomalers. Zwischen 1750 und 1860 wurde die Hinterglasmalerei im wahrsten Sinne des Wortes volkstümlich. Ende des 18. Jahrhunderts entwickelte sie sich zum Hausgewerbe und eroberte ein weites Verbreitungsgebiet.

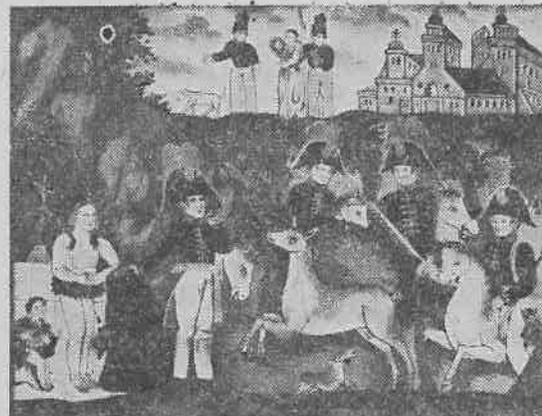
Im Gegensatz zur Kunst der Fenstermalerei handelt es sich hier nicht um transparente Glasmalereien. Die angewandte Technik war verhältnismäßig einfach. Malgrund und „Firnis“ zugleich bildete das Glas. Der Maler legte eine Vorlage, meist einen Kupferstich, darunter und fuhr mit einem feinen Haarpinsel die Konturen — Umriss der Gestalten, Gesichtszüge, Finger samt Nägel und sonstige Einzelheiten — nach. Alsdann malte er Gesicht, Hände und Füße mit „Leibfarbe“ (Mischung von Kremserweiß, Rot und Gelb). Hierauf kamen Kleidung und sonstige flächenhafte Darstellungen an die Reihe, später Barthaar und Schattierungen. Lasierungen milderten die schroffen Gegensätze nebeneinanderstehender Farben.

Bei einfachen Bildern kamen Wasserfarben — schwarzgebrannter Kienruß, Zinnoberrot, Pariserblau, Kremserweiß, Geld und Venetianischer Kugellack —, vermischt mit Gummiarabicum zur Verwendung. Bessere Bilder malte man gleich mit Oelfarbe. Zum Schluß überzog der Maler nach dem Trocknen die Rückseite des Bildes mit Oelfarbe. Man malte rückläufig, also vom Vorder- zum Hintergrund, die größten Lichter und tiefsten Schatten zuerst, sodann die halben Töne in der Reihenfolge der Uebergänge. Das Malen des Hintergrundes erfolgte zum Schluß. Den „Umriss“ fertigte der Meister selbst, die flächenhafte Deckung der Zeichnung besorgten Hilfskräfte. Dabei wurden auch Frauen beschäftigt.

Eine eigene Arbeitsweise verraten die Spiegelbilder. Hier führten die Maler ihre Zeichnungen, in der Regel Heiligenfiguren, verziert mit Blumenornamenten oder Spruchbändern, ohne Hintergrund auf das Glas aus und versahen die Glastafeln dann mit einer Amalgamschicht. Bei sogenannten „Rußbildern“ schwärzten die Hersteller die Glasscheiben mittels eines Talglüchtes mit Ruß, fixierten den Ueberzug, ritzten dann die Konturen des Bildes mit Hilfe einer Schablone und einer Nadel oder eines feinen Stiftes ein und unterlegten die Zeichnung mit Blattgold. Diese Hinterglasmalereien führten den Namen „Gravierte Bildl“. Man traf sie wie die Spiegelbilder im bäuerlichen Besitz seltener an, weil die sorgfältige und zeitraubende Herstellung einen höheren Verkaufspreis bedingte.

Das Rahmen der Bilder besorgte gewöhnlich der Dorfschreiner, in einzelnen Orten gab es eigene Rahmerlmacher. Seltener wurden die Rahmen gleich in der Malerwerkstätte hergestellt. Die Rahmerl bestanden aus Weichholz oder Buchenholz. Anfänglich waren sie ganz glatt und nicht wie später an den Ecken auf Gehrung geschnitten, sondern verzapft und geleimt. Die Bemalung der Rahmen geschah mit Kienruß, der vorher in Leimwasser aufgelöst wurde. Erhielten die Rahmen einen braunen Anstrich, dann versah man sie zur Zier an den vier Ecken in Leistenbreite mit schwarzen Quadraten. Nur kostspieligere Bilder bekamen Profile.

Hausier- und Markthandel (Verkauf an Kirchenfesten und an Wallfahrtsorten) besorgten den Absatz der Hinterglasbilder. Krainer, Kärntner und Tiroler Kraxenträger wanderten in Bayern, Schwaben, Tirol und Oesterreich von Ort zu Ort und verkauften an die Landsleute diesen begehrten Wand-



schmuck. Verleger nahmen den Herstellern das Risiko ab und besorgten den Export nach dem Ausland. Gute Abnahme fanden Hinterglasbilder in Kroatien, Dalmatien, Ungarn, am Balkan und in Spanien. Selbst nach Uebersee wurden sie geschickt.

Im Staffelseegebiet treffen wir die Hinterglasmalerei vereinzelt noch heute in Murnau und Seehausen an. Da die alten Glasbilder immer weniger werden, die Nachfrage aber steigt, weil man sich auch in der Stadt auf den Wert ehemaliger heimischer Volkskunst besinnt und gemütliche Bauernstuben in viele Häuser Eingang gefunden haben, befaßten sich in der letzten Zeit verschiedene Maler mit Hinterglasmalerei und erreichten damit, eigene Bahnen verfolgend, anziehende Wirkungen. So ist zu hoffen, daß durch eine verständnisvolle Verbindung des guten Alten mit dem Neuen einem einst so beliebten Hausgewerbe wieder zu seinem Rechte verholfen wird.

Scheffel in Frauenchiemsee

Von Dr. Eduard Stemplinger

Scheffel, dessen „Trompeter von Säckingen“ und „Ekkehard“ ganz Deutschland entzückte, war nicht bloß von Neuralgie und Augenschmerzen geplagt, sondern auch als Freiersmann nicht vom Glück begünstigt. Schon seine Base Emma Heim hatte seine Gefühle nicht erwidert und die achtzehnjährige Landsmännin Julie Artaria wies den Freier Mitte März 1860 unverblümt ab. Am meisten kränkte ihn, daß man in ihm „keine solide Partie“ erblickte.

Wie sein Ekkehard suchte der Tiefgekränkte einen stillen Ort, um seine Herzenswunde vernarben zu lassen. Den fand er in Dumbser's Gasthaus auf der Fraueninsel, wo er von Ende März bis Mitte Mai 1860 weilte. In den eben von Willh. Zentner herausgegebenen „Briefen Scheffels ins Elternhaus 1860—1864“

Schon am 6. April kann er seiner Mutter mitteilen: „Der wunderbar schöne See, an dem ich angesichts des Watzmanns, des Hochgerns, der Kampenwand, des Wendelsteins sonnige Frühlingstage verlebte... das unerschöpflich reiche Farbenspiel von Sonne, Luft, Ferne und Seespiegel, das täglich eine Reihe der herrlichsten Bilder vor die Augen stellt... die glückliche Ruhe des Eilands, aus dem nur Glockenton, Horasang der Nonnen und der Taktschlag hinausrundernder Schiffer über den schweigenden See hin hallt, die einfachen, freundlichen Menschen, die mich aufs beste und herzlichste verpflegen... Alles hat mich in kürzester Frist zu einem mit der Welt und mit sich ausgesöhnten Mann geschaffen.“ Er bedauert, daß „vor wenigen Tagen die München—Traunsteiner Eisenbahn eröffnet wurde“; denn „das eisenbahnige Wesen“ ist ihm verhaßt. Wie die Malerkolonie auf der Insel machte er Fahrten mit dem Einbaum auf dem See, zeichnete nach der Natur, fischte und angelte er. Als am 1. Mai „nach alter Sitte ein hoher, schlanker, kranzgeschmückter Maienbaum“ vor dem Hause Dumbser's aufgepflanzt wurde, half er wacker mit. Am 4. Mai machte er eine dreitägige Wanderung nach Marquartstein, an der rauschenden Ache entlang an den drei Talschneiden und Unterwössen vorbei nach Reit im Winkl, das ihn zu einem hübschen Lied begeisterte, schließlich über den Föhrensee, Ruhpolding, Eisenärzt, Adelholzen wieder nach Frauenchiemsee.

Wie er schon am 6. April prophezeite „hier werden noch manche schöne Lieder flügge werden“, so war es. Für die Hebelfeier in Hausen am 10. Mai sandte er ein großes, lustiges Festgedicht in alemannischer Mundart; außerdem schrieb er auf der Fraueninsel „Die Herberge am See“, „Seebilder“, „Kahnfahrt“, „Winterdämmern“, „An den Alpen“, „An den aufgehenden Mond“, „Buße“ und das herrliche „Ave Maria“. Nach Felix Dahn ist auch „Das Abendgebet am Traunsee“ hier entstanden.

Wie er seinem Freunde Steub gestand, faßte eine Tochter der Dumbserin zu dem jungen und gutmütigen Scheffel eine heftige Zuneigung, die dieser erwiderte. Ob sie die spätere Frau Max Haushofers war, weiß ich nicht.

Am 20. Mai verließ Scheffel die stille Fraueninsel, um mit seinem Freund Eisenhart eine Reise ins Salzkammergut zu machen. Er hat sie dann nie mehr betreten, aber nie vergessen.

Aus früher Zeit

959: Vogtareuth war der Hauptort eines ausgedehnten Besitzes, mit dem Gaugraf Warmund († 1010) 959 das Reichsstift St. Emmeram in Regensburg beschenkt. Kaiser Otto I. bestätigte die Schenkung. (Janner, Geschichte der Bischöfe von Regensburg I.)

1165 erscheinen die mächtigen u. angesehenen Grafen von Lindburg und Wasserburg, Hall und Viechtenstein, auch von Klingenberg zubenannt, im 10. Turnier zu Zürich. (Obernberg I, 2. Band, 1. Heft, Seite 41.)

1182: Der Winter war so mild, daß die Bäume um Lichtmeß schon Früchte trugen. (Hübschmann Schreibkalender 1818.)

1254: In dem Wasserburg durch den Salzhan-

del stark verbundenen Traunstein wurde die Erhebung zur Stadt gefeiert.

(Chronik Kirmayer.)

1268: Der letzte Sprosse aus dem mächtigen Herrscherstamm der Staufeu, Konradin, Sohn des Königs Konrad IV. von Sizilien und Elisabeths, der Tochter Otto des Erlauchten, wurde auf öffentlichem Platz zu Neapel enthauptet. Sein tragisches Ende erschütterte Wasserburgs Einwohner um so mehr, als er doch auf unserer Burg erzogen worden sein soll. Auf jeden Fall hat er oft, so auch vor 9 Jahren, noch mit seiner Mutter dort gewohnt und auch hier seine letzten Urkunden

(Chronik Kirmayer)

1295: Zur Sicherung des Anteils am Innverkehr erwarb Kloster Tegernsee Ende des 13. Jahrhunderts Pfaffenhofen mit Länd und Brück, Stift Salzburg im gegenüberliegenden Ort Langenpfunzen fünf Höfe. (Chronik Kirmayer)

Inhaltsübersicht der Veröffentlichungen im Jahrgang 1951

1. Heimatpflege und Brauchtum			Strobl Lorenz, Bauernaufstand, Krieg und Pest im Innviertel		
Heck Theod., Heimatpflege	1/2	6	Kelm F. K., In Erinnerung an F. H. Rambold	5	7
Heck Theod., Heimatpflege (Fortsetzung)	3	1	G. P., Ein Lexikon erzählt	5	8
Heck Theod., Heimatpflege (Fortsetzung)	4	1	Braßler K., Gedanken z. Flußnamen Mangfall	6	36
Heck Theod., Heimatpflege (Schluß)	5	1	Kelm F. K., Die Innbrücke zu Mühldorf	6	38
Dr. Brückner B., Zur Erneuerung der Wasserburger Frauentracht	3	4	.: : Die Säkularisation	6	40
Dr. Brückner B., Zur Erneuerung der Wasserburger Frauentracht (Schluß)	6	24	Leiß A., Der Brannenburger Bergsturz	7	45
Dr. Ritz J. M., Von der Bedeutung unseres Heimathauses	6	23	Albrecht Jak., Die Wallfahrtskirche in Thann	7	46
Bauer Josef, Landleute, hütet eure Familienaltertümer	6	27	Sauer Josef, Das Gnadenbild in Altötting	7	47
Seifert Alwin, Bauer und Landschaft	7	41	Leiß A., Einsiedler und ihre Kirchen im Inntal	8	50
Dr. Kramer Karl, Jugend und Heimat	7	43	Sieghardt Aug., Haager Schloß-Erinnerungen	8	52
Strobl Lorenz, Bauergärten	7	44	Flötzl Stephan, Der Flußname Mangfall	8	53
Kobe H. C., Dem Andenken Professors Doktor Georg Bill	8	49	Leiß A., Einsiedler und ihre Kirchen im Inntal (Schluß)	9	58
Herrgott Friedr., Wir singen	8	55	Bauer Ant., Das Kirchlein von Kleinholzhausen	9	61
Heck Theod., Die Dachform im bayerischen Alpenvorland	9	57	Hubensteiner B., Das Kloster bei den Seen	9	62
Sauer Josef, Bauer, besinne dich!	9	60	Albrecht Jak., Die Malerfamilie Gaill	10	69
Strobl Lorenz, Der Bauernfriedhof	10	65	Legner Anton, „Der erhabte Stein“ Georg des Fraunbergers	11	73
Sauer Jos., Männerlied, Ranagl u. Kolmannndl	10	66	Sieghardt Aug., Die Dientzenhofer aus Aibling und ihr Werk	11	76
Schmidt Phil. S. J., Butter in Volksbrauch und Volksweistum	10	68	Kirmayer Siegl., Das berühmte Wasserburger Figürchen	11	79
Sauer Jos., Wenn's letzte Stündl g'schlag'n hat!	10	70	Dr. Stemplinger Ed., Die Eremitenschulen in Oberbayern	11	79
Sauer Jos., Wenn's letzte Stündl g'schlag'n hat! (Schluß)	11	75	Albrecht Jak., Die Klausnerschulen im Dekanat Aibling	12	84
Sauer Josef, Das Glaskastl	11	77	3. Verschiedenes		
Sauer Josef, „Drauß vom Walde komm' ich her“	11	80	Strobl Lorenz, „Schiffsleut ahe . . .“	1/2	2
Sauer Josef, „ . . . heint is da heilige Tog!“	12	81	Dr. Rauch A., Das „Putzerl“ und der „Latierl“	6	39
Sauer Josef, Hinterglasmalereien	12	86	Dr. Rauch A., Das „Putzerl“ und der „Latierl“ (Schluß)	7	48
2. Heimatgeschichte			Scher Peter, Fischfang im Vogelparadies	8	54
Dr. v. Daumiller Fritz, Rosenheims Gericht im 19. Jahrhundert	1/2	2	Dr. Stemplinger Ed., Altbayerische Dorfkinder — deutsche Kulturträger	7	44
Albrecht Jakob, Der Aiblinger Bildhauer Josef Götsch	1/2	3	Dillis Joh. Gg.	8	56
Kirmayer Siegl., Dem Gedenken zweier Heimatforscher	1/2	5	Hunger Wolf.	8	56
Richter Erwin, Vor 200 Jahren bauten Sudetendeutsche in Wasserburg Hopfen	1/2	7	Lena Christ; Petrus von Rosenheim	9	63
Dr. v. Daumiller Fritz, Rosenheims Gericht im 19. Jahrhundert (Fortsetzung)	3	3	Geiß Joh. E.; Orterer Gg.	10	72
Albrecht Jak., Der Ziegler-Bräu in Bad Aibling 1.: „Von dem Nahmen und Anfang des Bayerischen Volkes“	3	6	Thoma B.; Deutingen M.	11	78
Kirmayer Siegl., Hof und Kapelle Rottmoos	3	7	Bernhard von Waging; Ett Kasp.	12	87
Braßler K., In memoriam: Mamertus Perzmayer, Aibling	3	8	4. Museen, Vereinsleben		
Dr. v. Daumiller Fritz, Rosenheims Gericht im 19. Jahrhundert (Schluß)	4	2	Kelm, F. K., Aus der Arbeit des Heimatbundes Mühldorf	1/2	8
Braßler K., Die Mangfall hat nie ihren Lauf geändert	4	4	Kelm F. K., Eine Fahrt nach Rabenden	3	5
Bauer Anton, Weitere Werke d. Aiblinger Bildhauers Götsch	4	5	Sauer Josef, Innschiffahrt und Samergewerk	3	8
Dr. Kastner Heinr., Die Straße von Pons Aeni ad Castra	4	6	.: : Volksliedersingen in Mühldorf	4	8
Albrecht Jak., Die Malerfamilie Vicelli	4	7	Albrecht Jak., Kunsthistorische Studienfahrt nach Wasserburg	5	8
Hubensteiner B., Traum der Endlichkeit (Martin Greif)	4	8	.: : Der Mühldorfer Kirchenführer	7	47
Sauer Josef, Altötting	5	2	Kirmayer Siegl., Wasserbg. Fahrt n. Mühldorf	9	64
			Kelm F. K., Landshuter Impressionen	10	67

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayer. Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Wasserburger Zeitung“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.

